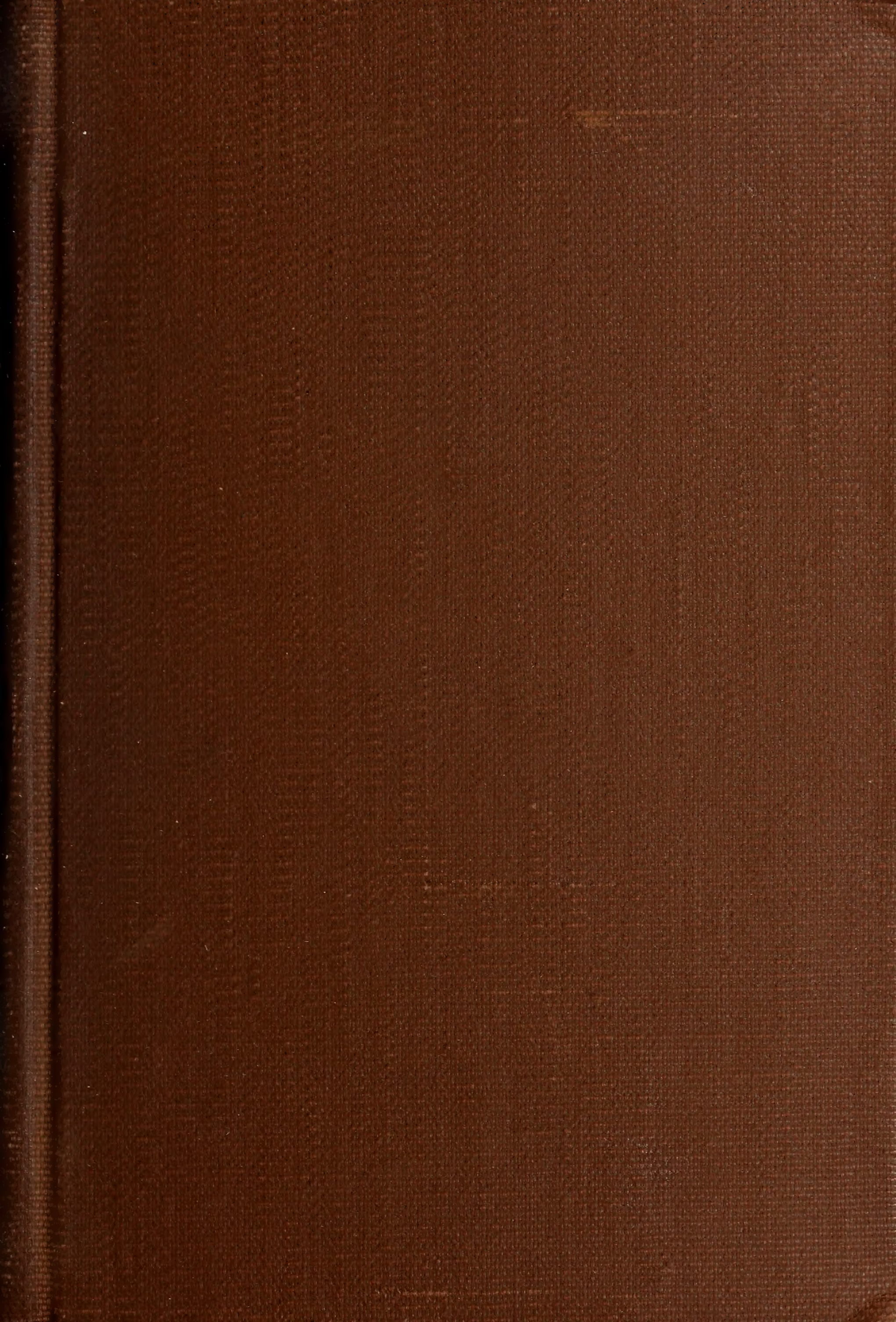




Martin Luther.
(Nach L. Cranach von G. König.)

Dr. Martin Luther.

Lebensbild des Reformators

den Glaubensgenossen in Amerika gezeichnet

von

A. L. Gräbner.

Zweite Auflage.

Milwaukee, Wis.
Verlag von Geo. Brumder.
1883.

Inhalt.



Illustrationen.



Während ich bei einem Buch wie dem vorliegenden, das auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch macht, einen ausführlichen Quellen- und Hilfsmittelnachweis als überflüssig betrachten darf, so kann ich doch nicht unterlassen, aus dem ziemlich umfangreichen Apparat, den ich, zwar stets mit Wahrung eines selbständigen Urteils, neben Luthers eigenen Schriften benutzt habe, dasjenige Werk dankbar namhaft zu machen, dessen pflichtgemäße Verwerthung mir vorzüglich lohnend gewesen ist, daß also auch hier die Hoffnung des Hochw. Herrn Verfassers sich erfüllt hat, die derselbe in seinem „Vorwort" ausspricht mit den Worten: „Von meinem Buch darf ich wohl hoffen, daß es die Bekanntschaft mit Luther mannigfach und nachhaltig fördern und Anderen vielfältige Hilfe geben wird." Es ist dies „Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. Von Dr. Julius Köstlin, Professor und Consistorialrath in Halle. Elberfeld 1875."

A. L. G.

Vorwort.

„Ich urteile, niemand kann Luther hassen, der ihn kennt. Seine Bücher zeigen seinen Geist; aber wenn du ihn in der Nähe gesehen hättest, wenn du gehört hättest, wie er über göttliche Dinge mit apostolischem Geist redet, du würdest sagen: die Erscheinung selbst übertrifft den Ruf. Luther ist zu groß, als daß jeder Naseweis über ihn urteilen dürfte. Ich weiß wohl, was ich sage. Ich habe auch Bücher geschrieben und die Schrift tractirt, aber mit Luther verglichen bin ich ein Schüler. Dieses Urteil fließt nicht aus der Liebe, sondern die Liebe aus dem Urteil. Ich verachte keinen und will selbst lieber verachtet als gelobt werden; aber wiederum dulde ich nicht, daß Luther, das auserwählte Rüstzeug des Heiligen Geistes, verachtet wird. Er bleibt wohl noch ein Theologus für der ganzen Welt, das weiß ich; ich kenne ihn nun besser, denn zuvor, ehe ich ihn selbst habe gesehen und gehört."

So schrieb einst der gelehrte und hochbegabte Theologe Urbanus Regius, den Herzog Ernst von Lüneburg „als einen unvergleichlichen Schatz für das ganze Fürstentum" vom Augsburger Reichstag heimbrachte. Den Tag, an welchem Regius auf seiner Reise von Augsburg in seinen neuen Wirkungskreis

den damals droben auf der Koburg betenden und arbeitenden Luther besuchte und zum erstenmal sich des persönlichen Umgangs mit demselben erfreute, hat er später als den köstlichsten Tag seines Lebens bezeichnet, und in Erinnerung jenes Besuchs schreibt er an einen Freund: „Luther ist ein solcher und so großer Theologus, daß alle Jahrhunderte keinen ähnlichen aufzuweisen haben. ... Immer war mir Luther groß; jetzt ist er mir der größte aller."

Auch meinen Lesern ist ohne Zweifel Luther groß. Ich weiß aber aus eigener Erfahrung, daß der gewaltige Gottesmann auch uns Spätgebornen immer größer erscheint, je näher wir mit ihm bekannt werden; und wenn es mir gelingen sollte, durch meine geringe Arbeit dazu beizutragen, daß einer und der andre meiner Brüder die Worte des gottseligen Urbanus Regius zu den seinigen machte und spräche: „Immer war mir Luther groß; jetzt ist er mir der größte aller; ich kenne ihn nun besser denn zuvor," so würde ich damit einen Zweck erreicht haben, den ich gerne erreichen wollte.

Ich weiß ferner aus eigener Erfahrung, daß, wie Regius jenen Tag auf der Koburg den köstlichsten seines Lebens nennen konnte, so auch uns der Umgang mit Luther, dem von Gott ausgerüsteten und berufenen Zeugen der evangelischen Wahrheit und Reformator der Kirche der letzten Zeit, inniges Ergötzen gewähren und reichen Segen bringen kann; und wenn das auf den folgenden Blättern von einem geringen Schüler entworfene Bild des großen Lehrers den Beschauern desselben einige frohe und gesegnete Stunden in diesem Gedächtnisjahr und vielleicht auch in folgenden Jahren bereiten dürfte, so würde ich einen andern Zweck, den ich im Auge hatte, als erreicht betrachten.

Je weniger aber die Betrachtung des hier gezeichneten Bildes unseres Luther den uns Spätlingen versagten persönlichen Umgang mit ihm, dessen sich so viele seiner Zeitgenossen erfreuen durften, ersetzen kann, desto wichtiger muß uns sein, was Regius ausspricht mit den Worten: „Seine Bücher zeigen seinen Geist." Wenn ich deshalb in ziemlich ausgedehntem Maße Luther selbst habe zu Wort kommen lassen, so fürchte ich nicht,

daß mir daraus jemand einen Vorwurf machen wird. Ich wollte es aber dabei nicht bewenden lassen und habe bei Besprechung der Schriften Luthers auf eine Sammlung ausgewählter Schriften Luthers verwiesen, die unter dem Titel „Luthers Volksbibliothek" in fünfzehn handlichen Doppelbändchen im „Lutherischen Concordia-Verlag" zu St. Louis, Mo., erschienen und daselbst zu einem billigen Preise ganz oder in einzelnen Doppelbändchen zu haben ist, indem ich hoffte, daß mancher, der Luthers Werke in einer der großen Ausgaben nicht besitzt und zur Anschaffung derselben nicht die Mittel hat, sich bewogen fühlen würde, wenigstens diese Sammlung ganz oder theilweise in seinen Besitz zu bringen, um daraus den herrlichen Mann und seine köstliche Lehre immer gründlicher kennen und immer herzlicher lieben zu lernen.

Milwaukee, Wis.,
im März 1883.

A. L. Gräbner,
Professor der Theologie am Seminar
der Synode von Wisconsin.

Erstes Kapitel.

Im Vaterhaus.

In der letzten Stunde des zehnten Tages im Monat November 1483 wurden zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld dem erst seit kurzem daselbst wohnhaften armen Ehepaar Hans und Margarethe Luther in der Geburt eines Söhnleins die ersten Elternfreuden bereitet, und als am folgenden Tage der Knabe in der nahen St. Peterskirche des Städtleins die heilige Taufe empfing, ward ihm nach dem Heiligen seines Tauftags der Name Martin beigelegt.

Von nicht geringem Interesse muß es für uns sein zu erfahren, welcher Art das Elternpaar gewesen ist, dem Gott die erste Pflege und Erziehung dieses Knaben, den er einst als reifen Mann zu so hohen Zwecken gebrauchen wollte, anvertraut hat.

Hans Luther*) war wohl der älteste Sohn des Bauern Heinz oder Heinrich Luther zu Möhra, in alten Urkunden auch

*) Der Name wurde in einer Zeit, da man es mit der Schreibung der Namen wie überhaupt mit der deutschen Rechtschreibung nicht so genau nahm, auch Ludher, Luider, Lüder oder Leuder geschrieben, und auch unser Martin wurde, als er Student in Erfurt wurde, noch als Ludher eingeschrieben. Der erste Brief aber, der von seiner Hand auf uns gekommen ist, hat als Unterschrift den Namen Lutherus, und auch seine Verwandten haben sich später Luther geschrieben.

More oder Möre genannt, einem in den Ausläufern des Thüringer Waldes zwischen Salzungen und Eisenach in einer dem Landbau nicht besonders günstigen Gegend gelegenen Bauerndorfe. Wie die Möhraer Bauern überhaupt, die dem Boden seine Erzeugnisse mit schwerer Arbeit abgewinnen mußten, so waren auch die Männer aus dem alten Geschlecht der Luther derbe, handfeste Leute, die bei der Arbeit die Hände und bei der Wahrung ihres Rechts die Faust mit Nachdruck zu gebrauchen wußten und von dem, was die Hand erworben hatte, des öfteren wieder einen Theil in Strafgeldern herausrücken mußten für das, was die Faust verübt hatte. Noch jetzt sind in jener Gegend drei Familien Luther wohnhaft, die sich alle vom Landbau nähren, und bei deren Angehörigen man hie und da noch eine merkwürdige Aehnlichkeit der Gesichtszüge mit denen des großen Doctors aus diesem Geschlecht erkennen will. Nicht aus altadeligem Stamm, sondern von Bauersleuten ist also unser Martin Luther entsprossen, wie er selber bezeugt: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest."

Wie viele Geschwister Hans Luther gehabt hat, wissen wir nicht; doch hören wir von zwei Brüdern, Veit und Heinz. Nun ging aber bei den dortigen Bauern altem Herkommen gemäß das väterliche Gut nur auf einen der Söhne über, und zwar, wie auch aus einer Bemerkung unseres Luther hervorzugehen scheint, in der Regel nicht auf den Ältesten, sondern auf den Jüngsten. Der Jüngste in der Familie war aber Hans nicht; Heinz, den wir auch als Besitzer eines Hofes kennen lernen, war jedenfalls jünger als er.

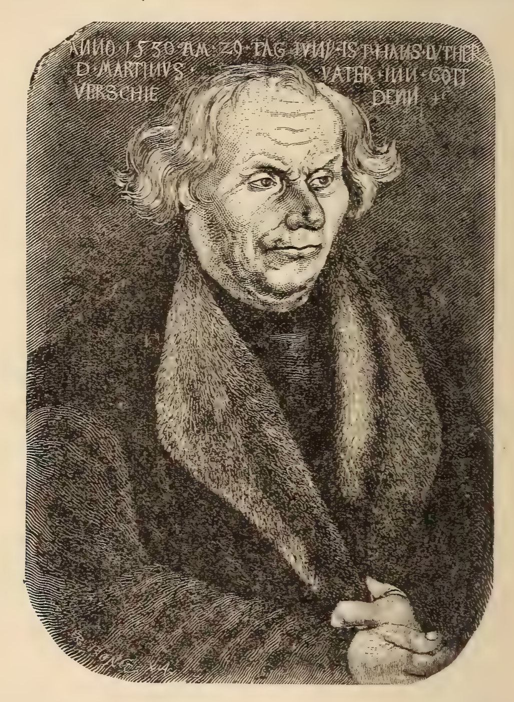
Aus dem schon erwähnten Umstand, daß der Landbau in der Gegend von Möhra in geringerem Maße lohnend war, erklärt es sich leicht, daß man dem vorhandenen Kupfererz nachgehend sich dort auch mit Bergbau beschäftigte, wovon in großen Schlackenhaufen und Schieferhalden Spuren noch heute vorhanden sind; und so mag auch Hans Luther mit dieser Art des Erwerbs schon im heimatlichen Dorfe Bekanntschaft gemacht und sich befaßt haben. Doch auch das Erzgestein war hier

weniger ergiebig als anderswo. Als darum Hans Luther einen eigenen Hausstand gründete, mußte dem jungen Ehemanne, der keine Erbtochter heimgeführt hatte, und für den die Aussicht, in Möhra Grundbauer zu werden, somit von keiner Seite vorhanden war, der Gedanke nahe liegen, seine Hütte anderswo aufzuschlagen, wo zwei Paar fleißige Hände einer Familie den Unterhalt und mit der Zeit auch ein eigenes Heim erwerben könnten. Wohin aber ziehen? Die Antwort auf diese Frage lag ebenfalls nicht fern. In dem benachbarten Mansfeldischen nahm gerade in jener Zeit der Bergbau einen bedeutenden Aufschwung, und besonders zog Eisleben damals zahlreiche Bergwerksbeflissene an. Diese Stadt, die unter den Ortschaften der Grafschaft die erste Stelle einnahm, ist von zwei kleinen Hochebenen, einer nördlichen, der Mansfelder Grenzhöhe, und einer südlichen, der Thüringischen Grenzplatte, eingeschlossen; beide sind in der Umgegend von Eisleben reich an Kupfer- und Silbererzen, die schon seit dem zwölften Jahrhundert zu einem ausgedehnten Bergbau Veranlassung geboten haben.

Hier, wo so viele in kurzer Zeit es zu etwas brachten, konnte auch ein junger, strebsamer Mann wie Hans Luther, der sich vor redlicher Arbeit nicht scheute, und dem nun eine wackere junge Gehilfin zur Seite stand, ein gutes Auskommen winken sehen; und so ließ sich denn hier der Möhraer Bauernsohn mit seiner Grethe häuslich nieder.

Ueber die Herkunft der Margarethe Luther sind zwei verschiedene alte Ueberlieferungen vorhanden. Nach dem Zeugnis des Superintendenten Beerwald in Zwickau wäre sie eine geborene Lindemann gewesen, während hingegen Kyriakus Spangenberg, geb. 1528 und später Pfarrer und Superintendent zu Eisleben, sagt: „Das ist gewiß und wahr, kann auch mit genugsamen Beweisungen dargethan werden, daß Hans Luder oder Luther mit Wissen und Willen seines Vaters, Heine Luthers, und seiner Mutter Margarethen, welche der Geburt nach eine Lindemann gewesen und in hohem Alter in Mansfeld im Thal gestorben, sich mit Margarethen Zigurin in den

heiligen Ehestand begeben". Nach dieser Angabe wäre also nicht Luthers Mutter, sondern seine Großmutter eine Lindemann, Hans Luthers Frau hingegen eine geborene Zigur oder, wie man den Namen sonst findet, Ziegler gewesen. Margarethe war wie ihr Hans klein von Statur und bräunlichen Antlitzes, fleißig und treu als Hausfrau, dazu frischen, heiteren Gemüths,



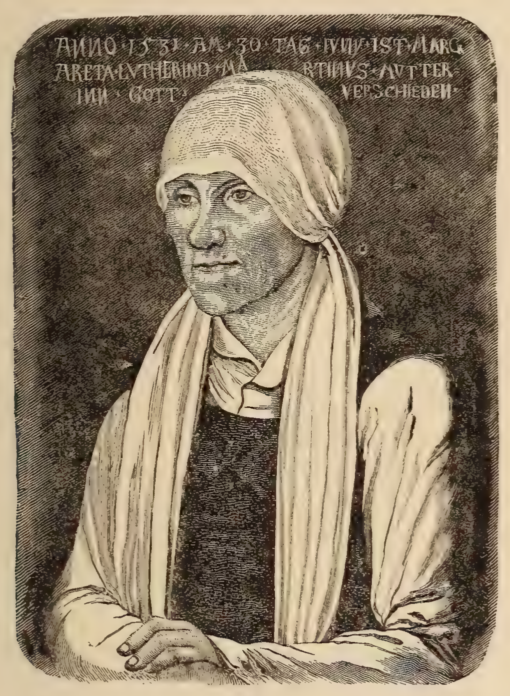
Luthers Vater nach dem Gemälde von Cranach aus dem Jahre 1527.

wie denn nachmals ihr Sohn aus ihrem Munde ein Sprüchlein im Gedächtnis hatte, lautend:

„Mir und dir ist niemand hold,
Das ist unser beider Schuld",

womit sie sich über eine ihr widerfahrene Anfeindung getröstet hat.

Dies alſo waren die Eltern des nach väterlicher Art muthigen, kräftigen und energiſchen und nach mütterlicher Weiſe friſchen, beweglichen Mannes, der in Gottes Hand das Werkzeug geworden iſt zur Reformation Seiner Kirche, bis er wiederum hier in Eisleben nach vollendetem ſaurem, ſegensreichem Tagewerk die müden Augen geſchloſſen hat.



Luthers Mutter nach dem Gemälde von Cranach aus dem Jahre 1527.

Das Haus, welches an jenem zehnten November Hans und Margarethe Luther bewohnten, wird noch im unteren Stadttheil in der langen Gaſſe gezeigt, und im Erdgeſchoß, das ſich von dem damaligen Gebäude erhalten hat, führt man den Reiſenden in ein nach der Straße zu gelegenes Zimmer und ſagt ihm, daß hier Doctor Luther geboren ſei. In der Nähe

steht auch die frühere Peterskirche, die aber später umgebaut worden ist und den Namen Petri- und Pauli-Kirche erhalten hat.

Mochte Hans Luther in Eisleben erfahren, daß, wo zu viele sich in etwas theilen, der Einzelne zu kurz kommt, oder mochte ihm das Leben und Treiben daselbst nicht zusagen, genug, das erstgeborene Söhnlein war kaum ein halbes Jahr alt geworden, als sein Vater mit Weib und Kind weiter zog und sich in Mansfeld niederließ. Hier, inmitten einer Bevölkerung von kernigen Bergleuten, in einer ernsten, von der stattlichen Burg der Mansfelder Grafen überragten Gegend, hat Martin Luther die Jahre seiner Kindheit verlebt; hier blieben auch die Eltern wohnhaft, bis der Vater im Jahre 1530, die Mutter im Jahre darauf zu Gottes Ruhe einging.

Hätte damals in Mansfeld jemand wissen können, was aus dem Kindlein, das mit seinen Eltern im Jahre 1484 aus Eisleben kam, einst werden sollte, oder hätte Doctor Luther die Hoffnung seiner Freunde auf einen Abriß seines Lebenslaufs von seiner Hand zu erfüllen noch Zeit gefunden, so würden wir wohl ein ausführlicheres Bild der Kindheit unsers Reformators entwerfen können. So müssen die einzelnen Züge, die sich in Luthers und einiger seiner Zeitgenossen Schriften zerstreut finden, die Umrisse zu einem solchen Bilde bieten.

Ein Vaterhaus, dessen sich Luther noch in späteren Jahren mit inniger Liebe und Dankbarkeit erinnert hat, kann nicht ein ödes, liebeleeres gewesen sein. Zwar von äußerem Wohlstand und einem behaglichen Leben war, so lange Martin Luther unter dem väterlichen Dache weilte, daselbst nichts zu merken. Der Vater mußte sich in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Mansfeld, so lange die Zahl der Kinder, deren wenigstens sieben nach und nach um den Tisch her gereiht wurden, sich mehrte, den Unterhalt der Familie redlich sauer werden lassen, und auch für die Mutter, die dem Vater eine rechte, treue Gehilfin war, hatte nicht nur im Hause jeder Tag seine eigene Plage, sondern sie hat auch außer dem Hause die fleißigen Hände gerührt. „Mein Vater", hat Luther später bezeugt, „ist

ein armer Häuer (Berghauer) gewest; die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen, damit sie uns erziehen könnte. Sie haben es sich lassen blutsauer werden.“ Daß unter solchen Verhältnissen die älteren Geschwister bei der Wartung der jüngeren der Mutter an die Hand gehen mußten, läßt sich von vorne herein annehmen, und besonders scheint unser Martin als der Erstgeborne sich in dieser Hinsicht bewährt zu haben; denn es wird uns berichtet, daß er für seine jüngeren Geschwister ein „Lenker der Sitten“ gewesen sei. Dabei bestand aber zwischen ihm und seinen Brüdern und Schwestern offenbar ein liebliches Verhältnis, und wir erfahren, daß er und sein Bruder Jakob so gute Brüderschaft gehalten haben, daß keinem ohne den andern Essen und Spielen geschmeckt habe.

Von den Eltern wurde die kleine Schaar nicht eben sanft behandelt, und mit unserm Martin wurde keine Ausnahme gemacht. Im Gegentheil weiß er noch in späteren Jahren von dem strengen Regiment des Vaters sowohl als der Mutter zu erzählen. Besonders erinnert er sich eines Falles, da ihn sein Vater so hart gestäupt hatte, daß er ihm gram ward und der Vater erst wieder seine kindlich zärtliche Zuneigung gewinnen mußte; und daß die Mutter nicht, was der Vater an Strenge zu viel that, durch unzeitige Milde wieder gut, oder vielmehr noch schlimmer machte, können wir daran abnehmen, daß Luther von ihr berichtet, wie sie ihn einmal um einer geringen Nuß willen, die er ohne Erlaubnis genommen haben mochte, bis aufs Blut geschlagen habe, als hätte er den Kasten erbrochen und Geld entwendet. Er selber hat in späteren Jahren, während er vor zu großer Nachsicht gegen die Unarten der Kinder warnt und strenge Zucht von der Wiege an empfiehlt, auch Drohungen und Schläge angewendet wissen will, doch im Hinblick auf seine eigene Kindheit vor übergroßer unweiser Strenge gewarnt und verlangt, daß der Apfel bei der Ruthe, d. i. Milde mit Strenge gepaart sei. Auf diese strenge Zucht wird aber zum Theil die ängstliche Gewissenhaftigkeit und das lebendige Bewußtsein der Schuld zurückzuführen sein, das wir später in so hohem Maße bei dem Jüngling und Mann zu

Tage treten sehen. Dazu hat er auch anerkannt, daß es die Eltern herzlich gut gemeint hätten, und er erinnert sich als fast fünfzigjähriger Mann mit Thränen des süßen Umgangs mit seinem Vater, der so streng auf das väterliche Ansehen hielt, dabei aber doch die väterliche Liebe hat zur Geltung kommen lassen.

Auch wenn Luther später von frommen Seelen redet, die in der finstern Nacht des Papsttums und unter dem Wust des Aberglaubens doch im Grunde in kindlichem Glauben des Verdienstes Jesu Christi sich getröstet hätten, mochte er dabei auch seine Eltern im Sinne haben. Wir wissen, daß der Vater ein Freund gottseligen Wesens war, gerne mit kirchlichen Amtspersonen Umgang hatte, auch in seinem Hause das Gebet übte, wie er denn gerade über dem Bettlein des kleinen Martin oft gebetet hat. Doch ist ebenso gewiß, daß die Finsternis des Papsttums auch über Luthers Elternhaus wie über Mansfeld, ja über die abendländische Christenheit überhaupt ihre dunkeln Schatten breitete. Als Schutzpatron der Stadt, dem auch die Stadtkirche geweiht war, wurde St. Georg verehrt, und die Bergleute riefen als ihre besondere Schutzheilige St. Anna, die Mutter der Jungfrau Maria, an. In dem Jahre, in welchem Martin das Elternhaus verließ, um nach Magdeburg auf die Schule zu ziehen, wurden in der Mansfelder Kirche mehreren Heiligen zwei neue Altäre eingeweiht, und bei dieser Gelegenheit ward allen, die an den bei diesen Altären gelesenen Messen theilnehmen würden, Ablaß für sechzig Tage zugesichert. Unter denen, die von diesem Anerbieten Gebrauch machten, war Hans Luther vorne an; und doch konnte er, wie sein Sohn sich dessen noch später erinnerte, rühmend eines der Mansfelder Grafen gedenken, der, als es zum Sterben ging, allein auf Christi Blut und Gerechtigkeit seine Zuversicht setzte und seine Seele in seines Heilandes Hände befehlend aus diesem Leben scheiden wollte. Als sein Sohn später die Priesterweihe empfing, war das für den Vater ein hohes Fest, zu dessen Feier er zwanzig Pferde und viele Begleiter mitbrachte; und doch konnte er bei derselben Gelegen-

heit den Gelehrten das vierte Gebot vorhalten und, was sie einen Ruf vom Himmel nannten, als Teufelsspuk verdächtigen. Ja selbst als er einmal todkrank lag, ließ er den Priester holen, wagte aber, als ihn der zu einem frommen Vermächtnis aufforderte, die Antwort zu geben: „Ich habe viele Kinder, denen will ich es lassen; die bedürfen's besser." Und doch haben Martin Luthers Feinde später seinem Vater keine Schuld beigemessen an dem Abfall des Sohnes vom Papsttum. Es fand sich also bei Hans Luther eine merkwürdige Verbindung von richtiger Erkenntnis und Befangenheit in papistischem Aberglauben, aufrichtiger Frömmigkeit und äußerlicher, eitler Werkerei mit gesetzlicher Strenge. Aehnlich wird es auch bei der Mutter bestellt gewesen sein; und da das äußerliche, abergläubische Wesen mehr in die Augen fiel und das etwa vorhandene Fünklein geistlichen Lebens verdeckte und vergrub, so erklärt es sich, daß unser Luther zwar einen gewissen frommen Sinn, der sich auch in fleißigem Gebet äußerte, und doch dabei ein Herz, das von Angst vor Christo erfüllt war und bei den Heiligen Trost suchte, aus dem Vaterhaus auf die Schulen nahm und daselbst mit sich trug, bis ihn ein St. Anna in der Angst gethanes Gelübde ins Kloster trieb.

Für das Kloster hatte freilich Hans Luther seinen Martin nicht bestimmt, überhaupt nicht für den sogenannten geistlichen Stand, sondern einen Rechtsgelehrten oder Advokaten wollte er ihn werden lassen.



Zweites Kapitel.

In der Knabenschule.

Zu Mansfeld stand im oberen Theil des Städtchens, wohin man auf steilen Wegen gelangte, das Haus, in welchem ungeschickte Schulmeister der Jugend des Orts das Lesen, Schreiben und Rechnen, auch die Anfangsgründe der lateinischen Sprache einbläuten. Hieher wurde denn schon sehr frühe, begleitet von den Gebeten seiner Eltern, der kleine Martin in Zucht und Unterricht gegeben. Hatte er aber daheim des Vaters und der Mutter Strenge zu erfahren, so gerieth er jetzt in noch viel härtere Hände. Tyrannen und Henker, sagt er später, seien die Schulmeister, Kerker und Höllen die Schulen jener Zeit gewesen; wie Diebe habe man die Kinder behandelt; mit unnützen Dingen habe man die schöne Zeit verbracht; zu einer Marter habe man den Unterricht gemacht, und trotz Schlägen und Zittern und Zagen habe man doch nichts Rechtes gelernt. Luther erinnerte sich später noch, daß er an einem Vormittage fünfzehnmal ohne seine Schuld in der Schule „gestrichen" worden sei, weil er etwas habe auffagen sollen, das man ihn nicht gelehrt hatte.

Unter den Dingen, die man ihn hier nicht lehrte, waren wiederum die süßen Wahrheiten von Christo und seinem Verdienst; auch hier blieb ihm, wie er später bitter geklagt hat,

Christus ein strenger und zorniger Richter, vor dem er noch mehr erschrak als vor des Vaters und des Schulmeisters Zorn und Zuchtruthe. „Wir waren", sagt er, „alle dahin gewiesen, daß wir mußten selbst genugthun für unsere Sünde, und Christus am jüngsten Tage würde von uns Rechnung fordern, wie wir die Sünde gebüßet und wie viel guter Werke wir gethan hätten. Und weil wir nimmer konnten genug büßen und Werke thun, und blieben gleichwohl immerdar eitel Schrecken und Furcht für seinem Zorn, wiesen sie uns weiter zu den Heiligen im Himmel, als die da sollten zwischen Christus und uns Mittler sein, lehrten uns die liebe Mutter Christi anrufen und sie vermahnen der Brüste, die sie ihrem Sohn gegeben hat, daß sie wollte seinen Zorn über uns abbitten und seine Gnade erlangen. Und wo unsere liebe Frau nicht genug war, nahmen wir zu Hilfe die Apostel und andere Heiligen, bis man zuletzt kam auf die Heiligen, die man nicht weiß, ob sie heilig sind, ja der mehrere Theil nie gewesen ist." Dennoch war er auch für das Wenige, welches er unter seinen Drängern in der Mansfelder Schule mit Jammer und Noth lernte, die zehn Gebote, Kinderglauben und Vater Unser, dazu gute Gesänge lateinisch und deutsch, von Herzen dankbar, und wenn er später ein solch warmes Herz für die Schulen und die christliche Unterweisung der Kinder getragen hat, so erklärt sich dies gewiß zum Theil auch aus den trüben Erfahrungen, die er selbst in seiner Kindheit auf den Schulbänken machen mußte.

Von zartem Alter an, wo, wie er noch zwei Jahre vor seinem Tode schrieb, sein etwas älterer Freund und Kamerad Nicolaus Ömler ihn mehr denn einmal auf seinen Armen in die Schule trug, bis in sein vierzehntes Jahr hat Martin Luther in Mansfeld den Unterricht genossen, den die dortige Schule zu bieten hatte. Sollte aber des Vaters Plan zur Ausführung kommen und der Sohn ein Rechtsgelehrter werden, so mußte seine Ausbildung auf höheren Schulen fortgesetzt werden. Ein anderer Mansfelder Bürgersohn Namens Hans Reinicke, dessen Vater, der Bergvogt Peter Reinicke, zu Hans Luthers guten Freunden zählte, sollte ebenfalls behufs weiterer

Schulung das Vaterhaus verlassen, und so zogen denn im Jahre 1497 die beiden Knaben, die dann auch in ihrem späteren Leben die in der Kindheit geschlossene Freundschaft bewahrt haben, nach Magdeburg.

In Magdeburg hatte seit dem Jahre 1488 eine halbmönchische Gesellschaft, die Brüder des gemeinsamen Lebens, auch Lollbrüder oder Nollbrüder genannt, die damals in Deutschland mehrere Niederlassungen hatten, einen Wirkungskreis gefunden.

Zu solchen Nollbrüdern kam also Martin Luther in Magdeburg in die Schule. In demselben Jahre trat auch ein mit ihm ziemlich gleichaltriger Knabe aus Kolditz, Wenzeslaus Link, als Schüler hier ein, und obschon dieser nach Luthers Abgang noch bis zum Jahre 1501 verblieb und also die Wege beider schon nach Jahresfrist wieder aus einander gingen, mag sich doch schon hier zwischen beiden ein Freundschaftsverhältnis angeknüpft haben, das später, als sie sich in gemeinsamem öffentlichen Wirken wiederfanden, sie um so inniger sich an einander schließen ließ.

Die Lehrer, welche Luther in Magdeburg fand, unterschieden sich vortheilhaft von den Stockmeistern, unter denen er in Mansfeld geseufzt hatte. Unter ihnen herrschte ein milderer und frischerer Geist, indem gerade bei ihnen die aus Italien nordwärts gedrungenen Bestrebungen nach einer Neugestaltung der gelehrten Studien durch die Erzeugnisse altgriechischen und römischen Geistes fruchtbaren Boden gefunden hatten. Doch wahrhaft neues Leben konnte ja aus den schön geschmückten Todtengräbern altheidnischer Kunst und Wissenschaft nicht erstehen, und die Finsternis des alten Heidentums konnte die Finsternis des Papsttums nicht heilsam verscheuchen. Was darum Luther in Mansfeld nicht war geboten worden, der Trost des Evangeliums, das boten ihm seine Lehrer zu Magdeburg auch nicht, und auch außerhalb der Schule waren es Bilder selbsterwählter Heiligkeit, die ihn umgaben. So schreibt er im Jahre 1533 in einer Verantwortung gegen Herzog Georg von Sachsen: „Ich habe gesehen

mit diesen Augen, da ich bei meinem vierzehnten Jahr zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt, des Dompropsts und hernach Bischofs Adolfs zu Merseburg Bruder, der ging in der Barfüßer Kappen auf der breiten Straße um nach Brot und trug den Sack wie ein Esel, daß er sich zu Boden krümmen mußte; aber sein gEsellbruder ging neben ihm ledig, auf daß der fromme Fürst ja allein das höchste Exempel der grauen beschornen Heiligkeit der Welt einbildete. Sie hatten ihn auch so übertäubet, daß er alle anderen Werke im Kloster gleichwie ein anderer Bruder thät, und hatte sich also zerfastet, zerwachet, zerkasteiet, daß er sahe wie ein Todtenbilde, eitel Bein und Haut, starb auch balde; denn er vermocht solch strenge Leben nicht ertragen. Summa, wer ihn ansahe, der schmatzt für Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen."

Einige Erfahrung im Sammeln des „Brots um Gotteswillen" hat auch unser Luther wohl schon in Magdeburg gemacht. Nicht mit vollem Beutel hatte ihn sein Vater in die Ferne ziehen lassen können; denn obgleich Hans Luther damals in Mansfeld schon ein geachteter, mit Vertrauen beehrter Mann war, wie denn sein Name schon 1491 unter denen der Amtleute des Orts eine Stelle hatte, so waren doch seine Vermögensumstände noch nicht der Art, daß er dem Sohn viel Unterstützung hätte gewähren können, und dieser war deshalb wie andere fahrende Schüler zum Theil auf fremder Leute Barmherzigkeit angewiesen, die solche Knaben mit Singen vor den Häusern in Anspruch nahmen. In seiner Auslegung des ersten Buchs Mose, die er im letzten Jahrzehnt seines Lebens den Studenten vorgetragen hat, erzählt er, wo er von Joseph und seinen Brüdern handelt, folgendes Stücklein. „Dies Spiel göttlicher Gnade und seines Wohlgefallens verstehen wir von Anfang nicht, und die Wohlthaten und Gnade selbst, so uns begegnet und vor Augen gestellt wird, deuten wir zu unserm Schrecken und Verderben. Und widerfährt uns eben dasselbe, das mir vorzeiten, da ich ein kleiner Knabe war, und meinen Gesellen, mit denen ich die Parteken

(kleine Gaben) gesammelt, davon wir uns bei unserm Studium erhalten möchten, auch begegnet ist. Denn da wir zu der Zeit, da in der Kirche das Fest der Geburt Christi gehalten wird, auf den Dörfern von einem Haus zum andern umher gegangen und in vier Stimmen die gewöhnlichen Psalmen vom Kindlein Jesu, geboren zu Bethlehem, zu singen pflegten, geschah es ohngefähr, daß wir vor eines Bauern Hof, so an einem Orte allein und am Ende des Dorfes gelegen war, kamen, und da uns der Bauer singen hörte, kam er heraus und fragte mit groben, bäurischen Worten, wo wir wären, und sagte: „Wo seid ihr Buben?" und brachte zugleich einige Würste mit, die er uns geben wollte. Wir aber erschraken vor den Worten sehr, daß wir alle von einander wegliefen, wiewohl wir keine rechte Ursache wußten, darum wir hätten erschrecken mögen, und der Bauer die Würste mit gutem geneigtem Willen uns darreichte und geben wollte, außer daß vielleicht unsere Herzen furchtsam gewesen vom täglichen Drohen und Tyrannei, so zu der Zeit die Schulmeister mit den armen Schülern zu üben pflegten, und so viel leichter von solchem plötzlichen Schrecken scheu geworden sind. Endlich aber, da wir auf der Flucht waren, rief uns der Bauer wieder, und wir legten die Furcht ab und liefen herzu und empfingen von ihm die Parteken, so er uns reichte. Gleicherweise pflegen wir auch zu zittern und zu fliehen, wenn unser Gewissen schuldig und erschrocken ist: da fürchten wir uns auch vor einer Bratwurst und vor denen, die unsere Freunde sind und uns alles Gute gönnen."

Auch sonst fand der Schüler Luther in Magdeburg geneigte Herzen; so in dem Hause des bischöflichen Officials Dr. Moßhauer, bei dem er öfters zu Gaste war. Aus der Zeit seines Aufenthalts in jener Stadt erfahren wir nur noch, daß er einst von einem Fieber befallen war. „Als er nun," erzählt sein späterer Freund, der Arzt Ratzeberger, „großen Durst leiden mußte und man ihm das Trinken in währender Hitze entzogen, begiebts sich einmal an einem Freitag, daß jedermann nach Essens zur Predigt ist gangen und ihn im Hause gar allein ge-

lassen. Als er sich nun des Durstes nicht länger hat wissen zu erwehren, kreucht er auf Händen und Füßen abwärts in die Küche und ergreift daselbst ein Gefäß mit frischem Wasser, trinket dasselbe mit großer Lust aus und machet sich also schwach auf Händen und Füßen wieder in sein Losament, das er kaum hat erreichen können, ehe das Volk wieder aus der Kirchen ist kommen. Auf diesen Trunk ist ihm ein harter Schlaf ankommen und das Fieber hernach gar außen blieben."

Ein Jahr nur lag Martin Luther zu Magdeburg den Studien ob; dann kehrte er ins Vaterhaus zurück. Während er sich hier aufhielt, geschah es, daß der alte Graf Günther von Mansfeld aufs Sterbebett kam und Hans Luther auf das Schloß beschieden wurde, um des Grafen zu warten, bei dem er wegen seines guten Verstandes und seiner Zuverlässigkeit wohl angeschrieben stand. Als nun der Graf verschieden war, rühmte Luthers Vater seinen Hausgenossen gegenüber gar hoch den entschlafenen Herrn und besonders, daß derselbe ein solch herrliches Testament hinterlassen hatte. Auf die Frage nach dem Inhalt dieses Testaments antwortete er: „Daß er allein auf das bittere Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi von dieser Welt wolle abscheiden, sich seines Verdienstes allein getrösten und ihm seine Seele befehlen." Als unser Martin dies mit anhörte, war ihm seines Vaters Rühmen von der Herrlichkeit des gräflichen Testaments unverständlich; „denn," sagte er, „ich ließ mich bedünken, wenn der Graf etwas Stattliches zum Gottesdienst, zur Pfarrkirchen oder zu Klöstern verordnet oder gestiftet hätte, das wäre ein ansehnlicher Testament gewesen als dieses." Das war also die christliche Erkenntnis, die Martin Luther von der Schule zu Magdeburg wieder mit heim brachte.

Nach kurzem Aufenthalt unter dem väterlichen Dach sollte der Knabe wieder fort auf die Schule, und zwar zogen es die Eltern vor, ihn nun nach Eisenach zu schicken, wo damals unter ihrem tüchtigen Leiter Johannes Trebonius die städtische Pfarrschule zu St. Georg in hoher Blüthe stand. Außer

dem Ruf der Schule mag auch der Umstand zur Wahl derselben beigetragen haben, daß Eisenach nicht fern von der alten Heimat der Lutherschen Familie lag und der Knabe dort Verwandte sowohl von väterlicher als auch von mütterlicher Seite in der Nähe hatte. Viel scheinen aber auch diese Verwandten zur leiblichen Unterstützung des Knaben nicht übrig gehabt zu haben, und so kam denn auch hier der Brotreigen nicht außer Uebung. „Ich bin auch ein solcher Partekenhengst gewesen und habe das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach in meiner lieben Stadt," hat Luther später gesagt.

Wie heutzutage die Bettelleute recht wohl die Häuser kennen, wo man nicht umsonst um ein Almosen anhält, so wird es auch damals bei den Schülern in Eisenach gewesen sein. Ein solches Haus war das des vornehmen Bürgers Konrad oder Kunz Cotta, eines Sprößlings aus einer wohlhabenden italienischen Adelsfamilie, der mit Ursula, einer tugendsamen Tochter der Eisenacher Familie Schalbe vermählt war. Diese edle Frau wurde auf den bescheidenen Knaben, der wiederholt mit anderen Schülern vor ihrer Thüre erschien und mit solch ernster Andacht seine Lieder sang, aufmerksam, und als er eines Tages, nachdem er vor mehreren Thüren war abgewiesen worden, seine Sache besonders beweglich machte, mag bei der edlen Frau ein schon länger gehegter Gedanke zur Reife gekommen sein: sie nahm mit Zustimmung ihres Gemahls den Knaben in ihr Haus und an ihren Tisch. Auch die Verwandten der Frau Ursula fanden Wohlgefallen an dem Schützling des Cottaschen Hauses, und auch von ihnen durfte derselbe mancherlei Wohlthat erfahren. Besonders gewann er durch sie Zutritt zu einer Anstalt der Franciscaner, welche die Familie Schalbe mit reichen Schenkungen bedacht hatte, und die daher das Schalbesche Collegium hieß, und auch hier genoß der junge Luther mancherlei Unterstützung und Anregung.

Es war eine weise Fügung Gottes, daß der Knabe, aus welchem der Herr der Kirche sich den Reformator derselben

ziehen wollte, gerade in diese Kreise zu anhaltendem Verkehr eingeführt wurde. Nicht hatte in einem Hause wie dem Cotta-schen oder Schalbeschen seine Wiege gestanden, sondern unter Leuten des Schlags, der die Masse des deutschen Volkes bildete, hatte er seine Kindheit verlebt; so hat er gelernt das Volk verstehen, und als er später hervortrat, wußte er wiederum, sich dem Volk verständlich zu machen. So wie er hat keiner wieder es verstanden, zum Volk zu reden und für das Volk zu schreiben. Doch auch vor hohen Herren sollte er einst auftreten und mit ihnen umgehen, und dafür war der Verkehr in den vornehmen Häusern zu Eisenach eine vortreffliche Schule. Zugleich wurde sein Geist in solch hebender Umgebung und sorgenfreien Verhältnissen einerseits vor mancherlei Ausschreitungen des Schullebens, andrerseits aber auch vor Verkümmerung durch andauernde Nahrungssorgen und die damit verbundene Verschüchterung bewahrt.

Dazu paßte nun auch der Unterricht, dessen sich Martin Luther in der Schule zu Eisenach erfreuen durfte. Trebonius war ein Mann von schönen Gaben und Kenntnissen, besonders ein tüchtiger Grammatiker, dazu von edler Gemüthsart. Es wird von ihm erzählt, daß er, wenn er in die Schulstube trat, stets sein Barett abgenommen und dasselbe erst wieder aufgesetzt habe, wenn er auf dem Lehrstuhl platzgenommen. Damit wollte er seine Schüler ehren; „denn", sagte er, „es sitzt unter diesen jungen Schülern noch mancher, da Gott aus dem Einen einen ehrlichen Bürgermeister, aus dem Andern einen Kanzler, hochgelehrten Doctor oder Regenten machen kann." Unter den Hilfslehrern, die Trebonius zu gleicher Respectirung der Schüler anhielt, war wohl auch der nachmalige Pfarrer Wigand, für den Luther später in dankbarer Erinnerung der ihm zu Eisenach erwiesenen Liebe sich um eine anständige Pension verwendet hat.

Vier Jahre verlebte Luther zu Eisenach, Jahre gedeihlichen geistigen Wachstums, in denen er sich besonders eine tüchtige Fähigkeit im Gebrauch der lateinischen Sprache aneignete, die

für den Eintritt in die eigentlich gelehrten Studien auf der Universität nöthig war; dazu hatte er hier, wo sein Pfad an Dornen weniger und der Blumen mehr aufzuweisen hatte, eine rechte Lust und Liebe zu den Studien gewonnen. Nur die schönste der Blumen war ihm auch hier verborgen geblieben; das Eine, das noth ist, hatte er auch hier nicht gefunden.



Drittes Kapitel.

Auf der Universität.

Seit dem Jahre 1392 bestand zu Erfurt eine Universität. Diese, obschon die fünfte in deutschen Landen, hatte zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts alle ihre Schwestern in dem Maße überflügelt, daß, wie Luther später sagt, alle anderen deutschen Hochschulen wie kleine Schützenschulen, d. i. wie Schulen für Anfänger, angesehen wurden und ihr Glanz Jünglinge aus allen Theilen Deutschlands an sich zog. Der Eifer, welcher hier entfaltet wurde, war so groß, daß man das Sprichwort führte, es seien so viel Magister zu Erfurt als Schrittsteine auf den Gassen. Und welch ein Gepränge war es, wenn die Magister und Doctoren gemacht wurden und man mit Fahnen und Fackeln und mancherlei Prunk ihnen das Geleite gab. Als besonders hellleuchtende Sterne glänzten damals unter den Lehrern jenes Hochsitzes der Wissenschaft Jodocus Trutvetter, der „Erfurter Doctor" genannt, dessen Name sogar bei den stolzen Herren der Pariser Universität einen guten Klang hatte, und Bartholomäus Arnoldi von Usingen, der wie jener auch durch gelehrte Schriften sich hervorthat. So konnte denn Hans Luther die Wahl der Hochschule, auf der sein Sohn zum Rechtsgelehrten reifen sollte, bald getroffen haben. Lag doch zudem Erfurt gerade für einen

Mansfelder so bequem. So ward demnach im Sommer 1501 „Martinus Ludher aus Mansfeld" als Student zu Erfurt eingeschrieben.

Mit dem Studium der Rechtswissenschaft hatte es freilich noch gute Weile. Man pflegte nämlich damals auf den Universitäten nicht sofort die eigentlichen Fachstudien vorzunehmen, sondern zuerst eine gewisse allgemeine gelehrte Bildung durch einen Cursus in der Philosophie sich anzueignen. Da studirte man die Gesetze der Sprache und des Denkens, die Kunst des Einkleidens der Gedanken in schöne, passende Worte, Naturkunde und Himmelskunde, und beschäftigte sich mit den Schriften der Meister unter den alten römischen und griechischen Schriftstellern. Nach der Weise der heidnischen Philosophen und der theologischen Philosophen oder philosophischen Theologen des mittelalterlichen Papsttums, der sogenannten Scholastiker, beschäftigte sich die Philosophie auch mit Fragen, die Gott und geistliche Dinge betrafen, und zwar machte sich dabei das Bestreben geltend, die Philosophie und die Lehren der römischen Kirche bei der Beantwortung spitzfindiger Fragen in Einklang zu bringen; was hingegen St. Paulus oder sonst ein Apostel zu sagen hatte, kümmerte weder die Lehrer noch die Schüler.

Unter den letzteren war zu Erfurt bald der in dieser Schulweisheit bewandertsten einer eben unser Luther. Mit großem Eifer und Fleiß gab er sich den vorgeschriebenen Studien hin, hörte, las und disputirte, wo immer sich Gelegenheit bot, und bald galt er unter seinen Studiengenossen als der „gelehrte Philosoph." Da lernte er die Irrgänge und Schliche, auf denen er später seinen papistischen Gegnern nachgehen mußte, und die Waffen, mit denen sie kämpften, genau kennen, so daß er mit Wahrheit ihnen ins Gesicht sagen konnte: „Ich weiß und habe ihre Kunst auch gelernt und kann sie auch noch leider allzuwohl. Ich kann ihre eigene Dialektik und Philosophie baß, denn sie allesamt; ich bin durch ihre Kunst alle erzogen und erfahren von Jugend auf, weiß fast wohl, wie tief und weit sie ist."

Doch nicht nur die scholastische, heidnisch-papistische Philosophie hatte in Erfurt berühmte Lehrer und an Luther und anderen eifrige Schüler; sondern auch die sogenannten classischen oder humanistischen Studien, die Beschäftigung mit den Werken der alten griechischen und römischen Meister, hatten unter Lehrern und Studenten Freunde und Verehrer. In dem Jahre, in welchem Luther die Universität bezog, wurde das erste in Deutschland griechisch gedruckte Buch zu Erfurt herausgegeben. Auch Luther las mit emsigem Fleiß die Schriften des Cicero, Livius, Virgil, Ovid, Juvenal, Plautus, Terenz, und hier hat er ohne Zweifel die zahlreichen Stellen aus diesen Schriftwerken, die in seinen eigenen Schriften hin und her vorkommen, in sein Gedächtnis aufgenommen, wie denn auch die Gewinnung solcher Sprüche und Bilder aus dem menschlichen Leben sein Hauptzweck bei der Beschäftigung mit jenen heidnischen Schriftstellern war. Dabei beschränkte er sich auf die lateinischen Schriftwerke. Die griechische Sprache verstand er damals noch nicht, hat sie auch in Erfurt nicht mehr erlernt, sondern erst später; denn der Lehrer der griechischen Sprache, den die Universität bei Luthers Eintritt noch hatte, siedelte schon 1502 nach Wittenberg über.

Daß er nicht noch mehr Zeit und Arbeit auf diese Studien verwendete, hat er später beklagt und gewünscht, er hätte mehr Dichter und Historien gelesen, anstatt an den Sophisten Arbeit und Kosten zu vergeuden. Wozu jedoch die gründliche Bekanntschaft mit der Philosophie gut war, haben wir oben gehört. Andrerseits hat aber auch die Beschäftigung mit den alten Mustern der lateinischen Sprache dazu beigetragen, daß er später diese Sprache mit solcher Gewandtheit zu gebrauchen wußte und, wenn auch weniger elegant als manche seiner Zeitgenossen, doch mit solcher Feinheit sich in derselben ausdrücken konnte, daß ein späterer Gegner, selbst ein Meister im Gebrauch dieser Sprache, zuerst nicht glauben wollte, daß Luther das gegen ihn gerichtete meisterhafte Buch selber so verfaßt habe.

So schritt Luther auf dem Weg zu academischen Würden rüstig voran. Die erste Stufe erreichte er schon im Jahr nach

seiner Ankunft zu Erfurt, indem er nach bestandenem Examen am Michaelistage den Grad eines Baccalaureus der Philosophie erhielt. Die nächste Stufe, zu welcher dies die Vorstufe war, die Magisterwürde, zu erreichen erforderte noch anhaltendes Studium, und Luther ließ es daran nicht fehlen. Wenn nicht Vorlesungen oder öffentliche Disputationen seine Zeit in Anspruch nahmen, war er gern auf der Bibliothek mit den Büchern beschäftigt.

Hier machte er eines Tages einen Fund, der ihn überraschte. Er fand nämlich eine lateinische Bibel. Daß es ein Buch gab, welches man die Bibel hieß, wußte er; gesehen aber hatte er es noch nicht, und er stand bis dahin in der Meinung, die Evangelien und Episteln der Sonntage und sonstiger kirchlicher Feiertage bildeten den ganzen Inhalt der Bibel. Nun aber fand er zu seiner Verwunderung, daß viel mehr in dem Buch zu lesen stehe; denn gleich das erste Stück, welches ihm begegnete, war die Erzählung von Hanna und Samuel am Anfang des ersten Buchs Samuelis, und das Wohlgefallen, welches er daran fand, machte in ihm den Wunsch lebendig, doch selbst einmal solch ein Buch zu besitzen. Viel Zeit scheint er allerdings nachher in Erfurt über seiner Philosophie nicht für das Lesen der Bibel gefunden zu haben, und Erkenntnis des Heils schöpfte er auch damals noch nicht daraus. Die Frömmigkeit, welche er aus dem Vaterhause über Magdeburg und Eisenach nach Erfurt gebracht hatte, ward ihm auch in seiner Studentenzeit weder durch den heidnischen Einfluß, dem sich manche seiner Kameraden mit Behagen hingaben, verkürzt, noch durch kirchliche Einflüsse gebessert. Mit Beten und Messehören begann er regelmäßig sein Tagewerk; zu den Heiligen nahm er seine Zuflucht in Angst und Todesgefahr. So schrie er, als er an einem Osterdienstag auf einer Reise in die Heimat sich mit der studentischen Seitenwaffe unversehens eine Ader am Schenkel durchschnitt, während er auf dem Rücken liegend die Wunde zudrückte und den durch seinen Begleiter gerufenen Arzt erwartete, zur Jungfrau Maria, und als in der Nacht die Wunde aufbrach und wieder Gefahr

der Verblutung eintrat, war es wieder Maria, die er um Hilfe anrief. „Damals wäre ich", sagt er später, „auf Marien dahingestorben." Daß er wahre Frömmigkeit nicht hatte, fühlte er wohl, ja in seinen unruhigen Gedanken plagte er sich mit der Angst, Gott möchte wohl gar in seinem ewigen Rath beschlossen haben, er solle nicht fromm werden, sondern verloren gehen. Die Furcht vor Christo konnten ihm auch die scharfen Predigten des sonst bei den Studenten beliebten Stadtpredigers Weinmann nicht nehmen, und eine evangelische Predigt bekam er nicht zu hören. „Ihr habt," schrieb er nachmals den Erfurtern, „bei euch viele Jahre eine hohe Schule gehabt, darin ich auch etliche Jahre gestanden bin; aber das will ich wohl schwören, daß alle die Zeit über nicht eine rechte christliche Lection oder Predigt von irgend einem geschehen ist." Daß er ein fleißiger Student war, haben wir schon genugsam gehört. Daß er, wie manche in Erfurt, ein lockeres Leben mit Saufen und Unzucht geführt hätte, konnten ihm selbst seine späteren Feinde, die sich alle Mühe gaben, derlei auszuspüren, nicht nachsagen. Aber das beruhigte ihn nicht. „Je länger wir uns waschen, desto unreiner werden wir," hat er öfters zu einem seiner Studiengenossen gesagt. „O, wann willst du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegst!" hieß es in seinem geängsteten Herzen. Dazwischen konnte er wieder ein heiterer, fröhlicher Gesellschafter sein, und das Lautenspiel, das er während der durch jene Beinwunde erzwungenen Ruhezeit erlernt hatte, trug ihm bei seinen Freunden den Beinamen des „Musicus" ein. Auch die Studien ließ er nicht allmählich liegen, und als er um Epiphaniä 1505 Magister wurde, bestand er die damit verbundene Prüfung mit Glanz, so daß er als der zweite unter siebzehn hervorging und die Bewunderung der ganzen Universität auf sich lenkte.*)

Nunmehr ging es an das Studium der Rechte. Der Vater, der inzwischen äußerlich doch etwas vorwärts gekommen war,

*) Die Scepter, auf welche Luther bei seiner Promotion vereidigt wurde, gehören jetzt der Universität Berlin.

ließ es wie während der bisherigen Universitätszeit des Sohnes auch jetzt an nichts fehlen, so sauer es ihm auch wurde, die Mittel aufzubringen, und neben anderen Büchern für sein Fach kaufte er ihm das große und damals sehr theure corpus juris, das Hauptbuch der Rechtgelehrten.

Wie ein Blitz aus heiterer Höhe, der seine schönsten Hoffnungen, den Sohn in Amt und Würden und glücklicher, reicher Ehe zu sehen, zerschmetterte, muß unter solchen Umständen es den Vater überrascht haben, als ihm plötzlich im Sommer jenes Jahres sein Sohn, der eben noch einen kurzen Besuch im Vaterhause gemacht hatte, anstatt der erwarteten Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in der Universitätsstadt von dort die Kunde schickte, er sei in ein Kloster gegangen und werde Mönch.



Viertes Kapitel.

Im Kloster zu Erfurt.

Angst vor des Vaters und der Mutter Strenge, Angst vor der Schulstockmeister Tyrannei, Angst vor dem Zorneseifer des Richters auf dem himmlischen Thron haben wir bei dem Knaben und Jüngling Martin Luther sich ablösen sehen; jetzt hatte ihn die Angst ins Kloster getrieben. Daß es bei einem Jüngling, der sich in dem Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit immer wieder die Frage vorlegte: „Wann willst du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegst?“ endlich zu einem solchen Schritt kam, ist im Grunde leicht erklärlich. Galt doch damals allgemein das Klosterleben für ein Leben rechter, echter Heiligkeit und Frömmigkeit, daran die unheiligen Weltleute allenfalls durch reichliche Unterstützung der Klöster einigen geringen Antheil gewinnen könnten. Mancherlei Umstände waren allerdings auch vorhanden, die den jungen Gelehrten von einem solchen Schritt zurückhalten konnten. Da waren die schönen Studien, da war der Kreis der Freunde, da waren die Wünsche des Vaters, da war eine äußerlich vielversprechende Zukunft, da waren andrerseits die Beschwerden des Klosterlebens, voran der Bettelsack. Die lockende Zukunft verlor jedoch ihren Reiz bei dem Gedanken an

den Tod, der schon den Studenten während einer Krankheit gequält hatte und der durch das jähe Ende eines vertrauten Freundes auch dem jungen Magister wieder in die Seele fuhr und mit neuer Gewalt die Angst vor Gottes Gericht wach rief.

Das waren die gemischten und mit einander um die Oberhand streitenden Gefühle und Interessen im Herzen des Erfurter Magisters, der am 2. Juli, da man Heimsuchung Mariä feierte, von dem erwähnten Besuch im Elternhause zurückkehrend auf der Straße nach Erfurt ohne Begleiter mit seinen Gedanken allein einherschritt. Schon war er, dem Reiseziel nicht mehr fern, beim Dorfe Stotternheim angekommen, als eins jener heftigen Gewitter, die sich auf den Höhen zusammenziehen und sich dann plötzlich mit furchtbarer Gewalt entladen, ihn auf einsamem Feldpfade überraschte. Prasselnd fuhr ein Blitzstrahl in seiner Nähe nieder. Da übermannte ihn die Angst. Wie, wenn Gottes brennender Zorn dies Wetter über ihn hereingeführt hätte und solch ein Blitzstrahl sein schuldbeladenes Haupt ereilen sollte? Zitternd und bebend brach er zusammen, und seine Zuflucht in der höchsten Noth waren wieder die Heiligen. St. Anna war es, die dem Bergmannssohne zuerst einfiel; „Hilf, liebe Sanct Anna!" rief er, „ich will ein Mönch werden."

Das Gelübde war gesprochen; das Gewitter zog vorüber; das Gelübde mußte erfüllt werden. Wohl wollte es ihn nachher reuen; doch er hielt sich für gebunden, und nachdem er am Abend des 16. Juli noch einmal seine liebsten Freunde bewirthet und mit Saitenspiel und Liedern erfreut hatte, durften sie ihn am folgenden Tage*) zur Klosterpforte geleiten; mit Thränen sahen sie dieselbe sich hinter ihm schließen. Mit seiner Vergangenheit hatte Martin Luther gebrochen. Seine Bücher hatte er zum Theil den Buchhändlern zurückgebracht; nur die heidnischen Dichtwerke des Plautus und des Virgil nahm er mit ins Kloster.

*) Es war St. Alexiustag; daraus hat die spätere Sage den Namen Alexius auf den ungenannten Freund Luthers übertragen, dessen Tod ihn so erschüttert hat.

Der Klöster gab es in Erfurt viele. Dasjenige, in welchem Luther Aufnahme suchte und fand, war das 1266 erbaute Augustinerkloster*), in welchem sich auch sein Lehrer Usingen befand, und wo er sowohl Förderung in geistlicher Erkenntnis als auch besonders ernste Frömmigkeit zu finden hoffte; denn fromm werden wollte er ja. Fern lag ihm damals die Ahnung dessen, wozu es Gott geschehen ließ, daß er diesen Schritt gethan hat; später aber hat er es erkannt und gesagt: „Gott hat gewollt, daß ich der hohen Schulen Weisheit und der Klöster Heiligkeit aus eigener und gewisser Erfahrung, das ist aus vielen Sünden und gottlosen Werken erführe, daß das gottlose Volk nicht wider mich, ihren künftigen Widerpart, zu prangen hätt, als der unerkannte Ding verdammt hätte."

Ehe die eigentliche Aufnahme in den Orden der Klosterbrüder geschehen konnte, mußte der Applicant der Regel nach ein Probejahr bestehen, während dessen es ihm immer noch frei blieb zurückzutreten. Für Luther scheint man jedoch diese Zeit abgekürzt zu haben, so daß schon gegen Ende des Jahres 1505 seine Aufnahme in den Orden erfolgen konnte. Bis dahin war er also Novize. Als solcher trug er schon die Kleidung des Ordens, die ihm bei der Aufnahme unter die Novizen war angelegt worden: ein weißes wollenes Hemd, darüber eine schwarze Tuchkutte mit ledernem Gürtel und Kapuze, endlich ein Scapulier, welches das Joch Christi bedeuten sollte und aus einem Tuchstreifen bestand mit einem Loch in der Mitte, durch das man den Kopf steckte, während das eine Ende über die Brust, das andere über den Rücken zur Erde hing. Ein Novizenmeister oder Pädagoge aus der Zahl der älteren Mönche führte die Aufsicht über die Novizen, und Luther hat später seinen Pädagogen als einen feinen alten Mann gerühmt, der unter der Kutte ein rechter Christ geblieben sei. Geduldig ließ es der Neuling über sich ergehen, daß man ihm, wohl um ihn besonders zu demüthigen, die allerniedrigsten Dienstleistungen auferlegte, bis die Universität, der Luther noch angehörte, sich

*) Es ist erst in unsern Tagen, 1872, mit sämmtlichen daselbst aufbewahrten Denkwürdigkeiten aus der Reformationszeit abgebrannt.

ins Mittel legte und ihm eine wenigstens anständige Behandlung verschaffte. Auch die vorgeschriebenen Paternoster und Ave Maria betete er gewissenhaft in gehöriger Zahl und zu gehöriger Zeit bei Tag und bei Nacht; denn das gehörte ja zu der Frömmigkeit, deren man sich im Kloster befleißigen sollte, und womit man das Wohlgefallen Gottes zu verdienen meinte.

Einen wirklich dankenswerthen Dienst leisteten ihm die Mönche gleich nach seinem Eintritt ins Kloster dadurch, daß sie ihm ein Exemplar der lateinischen Bibel zum Gebrauch in die Hand gaben, und in dieser begann nun Luther eifrig und anhaltend zu lesen, zuerst wohl aus Gehorsam gegen die Regel des Ordens, die in der von dem damaligen Ordensvicar Staupitz eingeführten neuen Fassung fleißiges Bibelstudium vorschrieb. Die übrigen Mönche kehrten sich freilich gerade an dies Stück der Ordnung selbst wenig, und Luther war der einzige fleißige Bibelleser im Kloster; ja sein Lehrer Usingen mahnte ihn geradezu vom Bibelstudium ab und empfahl ihm statt dessen die alten Kirchenlehrer. Luther aber las nicht nur aus Gehorsam gegen die Klosterregel, sondern auch auf Staupitzens besondere Ermahnung und aus innerem Antrieb, so lange er in Erfurt war, mit großem Fleiß in seiner roth eingebundenen Bibel, hat auch später beklagt, daß er jenes Exemplar, darinnen er zuletzt so genau wußte, wo die Sprüche standen, nicht habe behalten dürfen.

Die Probezeit fand ihre Endschaft mit der feierlichen Aufnahme des Novizen in den Orden. Diese geschah mit einer neuen Einkleidung in die Ordenstracht und Ablegung des dreifachen Gelübdes: „Ich, Bruder Martinus, thue Profession und verheiße Gehorsam Gott dem Allmächtigen und der heiligen Maria allezeit Jungfrauen und dir Bruder N., Priori dieses Ortes im Namen und anstatt des gemeinen Priors des Ordens der Brüder Einsiedler St. Augustin des Bischofs und seiner Nachkommen, zu leben ohne Eigenes in Keuschheit nach der Regel desselbigen heiligen Augustin bis in den Tod.“ Darauf wünschten ihm sein Prior und Beichtvater samt den Brüdern Glück und priesen ihn, daß er jetzt sei wie ein Kind-

lein, das eben aus der Taufe komme, wie er ja auch einen neuen Namen, den des Ordensheiligen Augustin, als Klosternamen erhielt. Dies hat er später, wiewohl ihm sein Taufname Martin stets der liebste geblieben ist, als eine schnöde Verachtung Christi und der heiligen Taufe bezeichnet.

Daß er aber auch in seiner „Mönchtaufe" keinen stichhaltigen Trost gefunden habe, sagt er selber, wenn er schreibt: „Wo nur eine kleine Anfechtung kam vom Tod oder Sünde, so fiel ich dahin und fand weder Taufe noch Möncherei, die mir helfen mochte. So hatte ich nun Christum und seine Taufe längst auch verloren; da war ich der elendeste Mensch auf Erden."

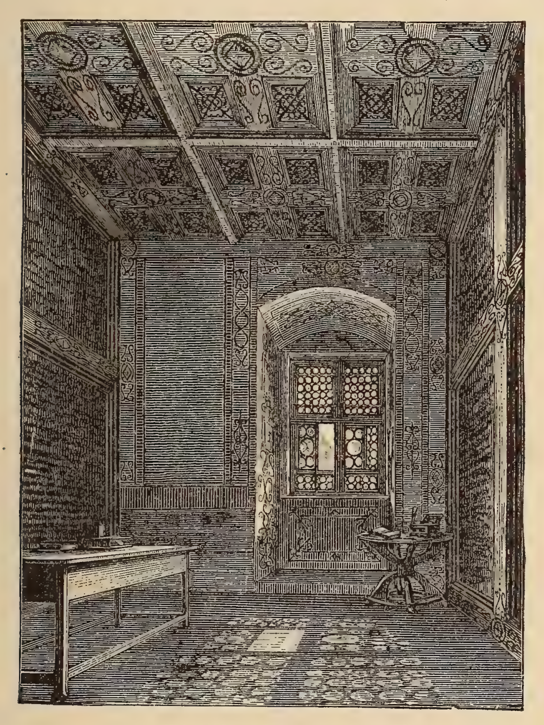
Doch mit dem Eintritt in den Orden sollte ja die klösterliche Heiligkeit erst recht angehen. Mochte sich Luther auch von dem Bewußtsein, nun völlig der Welt entsagt und sich dem Dienste Gottes geweiht zu haben, größere innere Befriedigung versprochen haben, als die er nun erfuhr, so mußte er sich doch wiederum nach seiner damaligen Denkweise auch dies sagen, daß ja das Verdienstliche seines Beginnens nicht eigentlich in dem Ablegen des Gelübdes, sondern in dem Halten und Erfüllen desselben liege, und nicht der Stand, in welchem man fromm sein könne, sondern das Frommsein selbst in solchem Stande Zweck des Strebens sei. So machte er sich denn mit allem Eifer daran, die Gelegenheit zu sogenannten heiligen Werken und Uebungen, welche das Kloster bot, in ausgiebigster Weise zu benutzen. Ein großer Theil jener Uebungen bestand in vorgeschriebenen Gebeten, die zu bestimmten Zeiten gethan werden mußten. Mit ängstlicher Sorgfalt lernte Luther sie auswendig und mit großer Andacht sagte er her, was andere gedankenlos wie Papageien plapperten. Dabei wagte er aber nicht getrost und mit aller Zuversicht wie ein Kind vor seinen Vater vor Gott zu treten, sondern noch immer waren es die Heiligen, an die er sich wendete, und deren er eine große Schaar, besonders aber St. Georg und St Anna, die er von Kind auf angerufen hatte, um Hilfe und Fürbitte anging. Wenn ihm aber das Wort durch die Seele fuhr: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker und eifriger Gott,"

war es mit der künstlichen Beruhigung, welche ihm das Flehen zu den Heiligen zeitweilig gewähren mochte, wieder vorbei.

Doch das Kloster kannte ja noch andere Leistungen besonderer Heiligkeit, Kasteiungen des Leibes mit Nachtwachen und Fasten, und auch daran ließ es Luther nicht fehlen. Drei Tage lang hat er oft keinen Bissen gegessen und keinen Tropfen getrunken, und im Nachtwachen that er es wie in den andern Uebungen allen Andern zuvor; ja so zerplagte er sich, daß er trotz seiner durch die harte Jugend genügsamen Natur schier zusammenbrach und in jener Zeit den Grund zu späteren Leibesgebrechen legte. „Wahr ist's", sagt er später, „ein frommer Mönch bin ich gewesen und ich habe so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ich's sagen darf: Ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein. Das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben; denn ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit." So exemplarisch war sein Wandel und Eifer in mönchischer Heiligkeit, daß man seiner auch außerhalb des eigenen Klosters als eines Mustermönchs Erwähnung that, während hingegen er nicht um vor anderen zu glänzen, sondern in Einfältigkeit des Herzens, um Gottes Huld zu erwerben, solchen Fleiß anwendete. Dabei fand er sich im Gegentheil immer wieder gewogen und zu leicht befunden. In seinem Herzen fand er arge Gedanken, Ungeduld und Neid; vor seiner Seele standen seine vergangenen Sünden, die er nicht gut machen konnte, und immer aufs neue überfiel ihn Zittern und Zagen unter den Anklagen des Gesetzes Gottes und seines Gewissens.

In solchen Nöthen nahm er wohl seine Zuflucht zu einem dritten Mittel, das den Klosterbrüdern zu fleißigem Gebrauch sich darbot. Das war die Beichte. Hier wurde doch dem Einzelnen vom Beichtiger die feierliche Lossprechung von seinen Sünden zu theil. Aber ach, auch die Absolution war unter dem schändlichen Papsttum ihres Trostes beraubt, ja hatte für ein ängstliches Gewissen nur neue Unruhe im Gefolge. Zunächst

nämlich sollte die Lossprechung nur von den Sünden gelten, die der Beichtende namhaft gemacht, und nur dem Sünder, der durch das richtige Maß der Zerknirschung über seine Sünde sich der Verzeihung würdig gemacht hätte, und dann sollte in der Absolution zwar die Schuld vergeben sein, hingegen Frei-



Luthers Zelle im Kloster zu Erfurt.

heit von Strafen erst durch Büßungen erworben werden, die der Beichtvater dem Absolvirten auferlegte. Eine solche entsetzliche Absolutionsformel aus dem Kloster lautete: „Das Verdienst des Leidens und der Jungfrau Maria und aller Heiligen, das Verdienst des Ordens, die Demuth des Bekenntnisses, die Zerknirschung des Herzens, die guten Werke, die du

für Christi Liebe gethan hast und thun wirst, mögen dir gereichen zur Vergebung deiner Sünden, zur Mehrung des Verdienstes und der Gnade und zur Belohnung ewigen Lebens." Solch lästerlicher Spruch konnte wohl einen fleischlichen Menschen sicher und pharisäisch stolz und vermessen machen, nimmer aber einem geängsteten Herzen, das über seine Sünde und sein Unvermögen bekümmert war, Trost und Ruhe geben. Von der letzteren Art war ja aber eben unser Luther. Mit peinlicher Sorgfalt stellte dieser vor der Beichte seine Prüfung an; gewissenhaft sagte er dem Beichtiger seine Sünden, und was er für Sünde hielt, her und bat um Verzeihung für dieselbe mit zerknirschtem, reumüthigem Herzen. Aber hatte er nicht doch manche Sünde vergessen, deren er vielleicht gar nicht innegeworden war, und die darum unvergeben blieb? Oder war seine Reue und Zerknirschung dem Maß der Sünde entsprechend, und wurde nicht durch einen Mangel in diesem Stück die ganze Absolution hinfällig? Oder hatte wohl, wenn er den Beichtiger verließ, dieser ihm genug Buße auferlegt, und war die Leistung derselben, die er nun durch neue Kasteiung und sonstige Uebungen vornahm, so vollkommen, wie sie sein mußte, um Gottes Strafe abzuwenden? Solche und ähnliche Fragen konnten ihn, wenn er von der Beichte in die Einsamkeit seiner Zelle*) zurückgekehrt war, an den Rand der Verzweiflung bringen. Zwar hatte er auch Stunden, wo er als ein hoffärtiger Heiliger in seiner mönchischen Andacht sich hoch empor gehoben fühlte; aber nur um so tiefer sank er dann wieder hinab in die furchtbare Qual und Pein trostloser Sündennoth, in der er vergebens nach einem festen Halt sich umsah. „Wenn mir da," erzählt er später „jemand gesagt hätte, wie theuer ich den Frieden mit Christo erkaufen könnte, ich wollte auf mein Angesicht gefallen sein, wollte mein Leben gern dahin gegeben und nur allein um Errettung meines Gewissens gebeten haben."

*) Diese Zelle, die ihm, als er Profession gethan hatte, zugewiesen worden war, und durch deren einziges Fenster man in den Klostergarten sah, hat man in dem alten Klostergebäude noch gezeigt, bis sie 1872 durch Feuer zerstört wurde.

Schwer verständlich könnte es scheinen, daß ein Mensch, der mit solchem Ernst auf sein Seelenheil bedacht war, wie Luther, durch sein anhaltendes und fleißiges Bibellesen nicht bald auf den rechten Weg geführt worden ist. Er selber sagt von sich: „Kein anderes Studium gefiel mir als das der heiligen Schrift. Ich las eifrig darin, prägte sie meinem Gedächtnis ein. Manchmal lag mir ein einziger sinnschwerer Spruch den ganzen Tag im Gedanken. Auch den bedeutsamen Worten der Propheten, deren ich noch wohl erinnere, sann und sann ich nach, obwohl ich sie nicht zu fassen vermochte; z. B. wie man im Hesekiel lieset: Ich will nicht den Tod des Sünders." Man könnte meinen, dieser eine Spruch hätte sein geängstetes Herz trösten und beruhigen müssen, wenn er über denselben nachdachte. Aber man sieht hier eben neben der Blindheit des menschlichen Herzens die furchtbare Macht des Irrtums, unter dessen Einfluß er fort und fort stand. Neben der heiligen Schrift mußte er nämlich unter Anleitung seiner Klosterlehrer auch die Schriften der papistischen Kirchenlehrer des späteren Mittelalters studiren. Da las er nun zwar mancherlei, z. B. von der Gnade Gottes, die zur Seligkeit vonnöthen sei; aber diese göttliche Gnade war nach der Darstellung jener Lehrer eine Gabe Gottes, durch welche der Mensch in den Stand gesetzt werde, den höchsten Forderungen des göttlichen Gesetzes nachzukommen und Werke zu thun, die vermöge ihres Werthes Gott bewegen könnten, ihm die Seligkeit zu verleihen. Solcher Gnade aber müsse und könne der Mensch sich durch die natürlichen Kräfte, die ihm nach Adams Fall verblieben seien, bereiten und würdig machen, und denen, die sich so bereitet hätten, werde dieselbe von Gott nach Milde und Billigkeit eingegossen. Solche und ähnliche verkehrte Erklärungen hingen dann dem armen Mönch wie eine Decke vor den Augen, waren gleichsam die schwarze Brille, durch welche er dann alle die Sprüche von der Gnade Gottes entstellt sah und alles unwillkürlich ins Papistische übersetzte. Ähnlich erging es ihm auch mit anderen Sprüchen. „Ich arbeitete fleißig und ängstlich," erzählt er, „wie ich doch den Spruch Pauli Röm. 1. ver-

stehen sollte, da er sagt: Die Gerechtigkeit Gottes wird im Evangelium geoffenbart. Da suchte ich lange und klopfte immer an; denn das Wort justitia Dei, die Gerechtigkeit Gottes, lag mir im Wege, welches man nach gemeinem Gebrauche also auszulegen pflegte: Die Gerechtigkeit Gottes ist eine solche Tugend, dadurch er für sich gerecht ist und die Sünder verdammt. Also hatten alle Doctoren diesen Spruch ausgelegt, Augustin ausgenommen, daß sie sagten: Die Gerechtigkeit Gottes, das ist, der Zorn Gottes. So oft aber ich den Spruch las, wünschte ich allezeit, daß Gott das Evangelium niemals möchte offenbart haben." Ja, wenn es ihm zuweilen vorkommen wollte, als müßte sich manches nach der Schrift doch nicht ganz so verhalten, wie es in den alten Kirchenlehrern stand, dann sagte er sich wohl: „Solltest du alleine klug sein?" und flugs hatte er die böse Brille wieder vor den Augen, die ihm Christi Verdienst und Gottes Huld als etwas erscheinen ließ, dessen er sich erst würdig machen müsse, und Christum als den schrecklichen Richter, der in seiner hohen Majestät von ihm, dem Sünder, nur zu fürchten sei. „Ich hielt," sagt er später, „so viel vom Papst, daß ich meinte, wer es in dem allergeringsten Stück nicht mit ihm hielte, der müßte in Ewigkeit verdammt und des Teufels sein"; und wiederum: „Wenn einer damals gelehrt hätte, was ich jetzt durch Gottes Gnade glaube und lehre, ich würde ihn mit den Zähnen zerrissen haben." Das war der Bann, unter dem er lag, und der ihm die Schrift verdunkelte. Aus seiner Erfahrung heraus hat er deshalb später in seiner Vorrede zum Römerbrief geschrieben: „Aufs erste müssen wir der Sprache kundig werden und wissen, was St. Paulus meint durch die Worte Gesetz, Sünde, Gnade, Glaube, Gerechtigkeit, Fleisch, Geist und dergl., sonst ist kein Lesen nütz daran"; und nachdem er diese Worte erklärt hat, schließt er: „Ohne solchen Verstand dieser Wörter wirst du diese Epistel St. Pauli noch kein Buch der heiligen Schrift nimmermehr verstehen. Darum hüte dich vor allen Lehrern, die anders diese Worte brauchen." Da haben wir aus Luthers eigener Feder den Schlüssel zum Verständnis

der Erscheinung, die uns in dem damaligen Luther entgegentritt.

In den Augen der Mönche seines Klosters und anderer Ordensbrüder war freilich dieser eifrige und gelehrte Mönch ein wunderbar zur Geistlichkeit bekehrter zweiter Paulus, eine Zierde seines Klosters und seines Ordens. Sollte aber dies Licht auch nach außen hin leuchten und dem Kloster Ehre und Gewinn bringen, so mußte der Wirkungskreis des Bruder Martinus erweitert werden, und die Patres des Klosters thaten schon im zweiten Jahre seines Klosterlebens die ersten Schritte, ihn unter ihre Zahl, d. i. unter die ordinirten Priester, die im Unterschied von den gemeinen Ordensbrüdern „Väter" genannt wurden, aufzunehmen. Luther sah in dieser Erhöhung, die ihm zu theil werden sollte, eine Erweisung der Barmherzigkeit Gottes, der ihm auf diese Weise Gelegenheit geben werde, noch höhere, heiligere Werke zu verrichten.

Zu seinem Ordinationstag wurde der zweite Mai, auf den in jenem Jahr der Sonntag Cantate fiel, gewählt, und zwar geschah dies aus Rücksicht auf Luthers Vater, den der Sohn zu seinem Ehrentage eingeladen hatte, und dem eben jener Tag gelegen war. Es war das erste Wiedersehen, das seit jenem Besuch in Mansfeld, welchem der Eintritt ins Kloster auf dem Fuße gefolgt war, Vater und Sohn bevorstand. Der tiefe Unwille, mit dem der Vater damals die Nachricht seines Sohnes aufgenommen und mit Absagung der väterlichen Gunst beantwortet hatte, war mittlerweile, nachdem zwei Brüder Martins an der Pest gestorben waren, und man auch Martin todt gemeldet hatte, einer wenn auch zögernden Einwilligung gewichen, und zur bestimmten Zeit kam jetzt der Vater mit zwanzig Pferden, zahlreichen Begleitern aus der Mansfelder Freundschaft und einem Geschenk von zwanzig Gulden, die er sich erspart hatte, im Erfurter Augustinerkloster an. Auch unter den Bauern der Umgegend war große Freude darüber, daß Bruder Martin Priester werden sollte.

Am wenigsten unter allen Betheiligten konnte sich wohl bei der feierlichen Gelegenheit gerade derjenige so recht von

Herzen freuen, der die Hauptperson derselben war. Mit Angst und Bangen stand er, als ihm der Weihbischof Johannes von Lasphe die Priesterweihe ertheilt hatte, am Altar. Wie es ihm dabei zu Muthe war, ist ihm sein ganzes Leben hindurch in lebendiger Erinnerung geblieben und er erzählt noch in seinen Vorlesungen über das erste Buch Mose: „Da ich zum erstenmal in der Seelenmesse diese Worte lesen sollte: Wir bitten dich demüthiglich, gnädigster Vater 2c.; item: „Wir opfern dir, dem lebendigen, wahrhaftigen und ewigen Gott 2c.: da entsetzte ich mich und erschrak ganz und gar"; ja wenn ihn nicht sein Klosterlehrer zurückgehalten hätte, wäre er wohl auf und davon gelaufen. Galt doch jedes Versehen und jeder Verstoß gegen die ins Kleinste gehenden Vorschriften über die bei der Messe zu beobachtenden Ceremonien wieder für eine schwere Sünde. Noch anders hat er später diese Priesterweihe beurteilt. „Mein Weihbischof," sagt er, „da er mich zum Pfaffen machte und mir den Kelch in die Hand gab, sprach nicht anders denn also: Accipe potestatem sacrificandi pro vivis et mortuis. (Empfange die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten.) Daß uns da die Erde nicht verschlang, das war unrecht und allzu große Gottesgeduld und Langmuth." Und über das Meßopfer schreibt er in der Auslegung des Galaterbriefs: „Da darf so ein Meßpfaff, der als ein Abtrünniger Christum verleugnet und den Heiligen Geist verlästert, dahin vor den Altar treten und sich unterstehen, ein solch Werk zu thun, welches nicht allein ihm, sondern auch anderen, Todten und Lebendigen, ja auch der ganzen Christenheit zu Trost und Heil kommen und dienen sollte... Darum kann man an diesem einigen Stück wohl genugsam erkennen, wie unmäßige, große Geduld unser Herr Gott habe, daß er das ganze Papsttum nicht längst in Abgrund der Höllen vertilgt und wie Sodom und Gomorra mit Schwefel und Feuer vom Himmel herab verbrannt hat."

Als nach dem Ordinationsact die anwesenden Gäste von der Universität und der Klostergeistlichkeit, sowie aus Mansfeld und Eisenach beim Mahle saßen, brachte den jungen

Priester der eigene Vater aufs neue aus der kaum noch mühsam gewonnenen Fassung. Da er nämlich im Beisein der Uebrigen dem Vater freundlich Vorhalt that und sprach: „Lieber Vater, warum habt Ihr Euch so hart dawider gesetzt und waret also zornig, daß Ihr mich nicht gerne einen Mönch wolltet werden lassen und es vielleicht noch jetzt nicht allzu gerne sehet? Ist's doch ein fein geruhsam, göttlich Leben" — versetzte Vater Hans: „Ihr Gelehrten, habt Ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll? Diesem Gebot zuwider habt Ihr mich und Eure liebe Mutter in unserem Alter verlassen, da wir erst einen Trost und Hilfe von Euch hätten haben sollen, weil ich so viel Kosten auf Eure Studia verwendet habe, und seid wider unsern Willen ins Kloster gegangen." Auch die Einsprache, daß doch der Sohn durch eine himmliche Erscheinung zu solchem Stand berufen worden sei, fertigte er ab mit den Worten: „Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgespenste wäre!" Ueberhaupt ließ er nicht undeutlich merken, daß er keineswegs mit inniger Freude der Feier beiwohne. Dem Sohn aber fuhren die ernsten Worte des Vaters tief ins Herz hinein, und es war ihm, wie er später bekannt hat, als habe Gott zu ihm geredet, obschon er damals in seiner eigenen Frömmigkeit sein Herz verstockt habe.

Dieser Frömmigkeit befleißigte er sich denn auch als Priester mit allem Eifer. Er konnte, wie er später sagt, nicht zufrieden sein, wenn er nicht alle Tage eine Messe gelesen hatte, und bei jeder Messe rief er drei von den einundzwanzig Heiligen an, die er sich erkoren hatte. Auch begann er vor den Klosterbrüdern zu predigen. Dabei leistete er im Wachen und Fasten wie früher außerordentliches, und er konnte später mit Wahrheit sagen: „Mein Leben hatte vor der Leute Augen einen großen Schein."

Während er aber so erreichte, was er nicht suchte, Anerkennung bei Menschen, erreichte er nicht, was er suchte, den Frieden des Gewissens. Zwar galt die im Mönchsleben erzielbare Heiligkeit als so reichlich und überflüssig, daß man sogar anderen, die nicht in solch glücklichem Stande waren, etwas

ablassen zu können meinte. „Wie ich," erzählt Luther später seinen Studenten, „da ich noch ein Mönch war, täglich pflegte zu beichten, zu beten, Opfermesse zu halten, zu dem Ende und um der Ursache willen, daß ich von den Vigilien, Messen und übrigen Werken den Laien etwas mittheilen und verkaufen könnte. Dafür nahmen die Mönche Geld, Getreide und Wein, wie man noch jetzt viel Brief und Siegel hat von solchem Kaufen und Verkaufen der Mönche und Pfaffen, darin sie sich gegen die Leute also verschrieben haben: Wir wollen dir, N., hierin mitgetheilt haben für einen Scheffel Getreide unser Fasten, Wachen, Beten, Disciplin, Messe ꝛc., alles vermöge dieses ordentlichen Contractes und Kaufbriefs ꝛc. Also pflegten wir in unsern Briefen zu schreiben und verkauften also unsere guten Werke." Was aber andere in den guten Werken des Paters Martinus gefunden haben mögen, nämlich einige Ruhe des Gewissens, das fand er selber nicht. Als ein Zweifler ging er zum Altar; als ein Zweifler ging er wieder davon. Weder Beichte noch Messe gewährte ihm Trost und Beruhigung. Bei dem Gedanken an Christum, beim Anblick eines Kreuzes, bei Betrachtung des Meßopfers konnte er bis ins Innerste erzittern und Angstschweiß schwitzen. „Wir haben," schreibt er, „vor dieser Zeit im Papsttume geschrieen um die ewige Seligkeit und das Reich Gottes; wir haben uns fast wehe gethan, ja wir haben unsere Leiber schier zu Tode gemartert, nicht mit dem Schwerte oder anderer äußerlicher Wehre, sondern mit Fasten und Kasteiungen des Leibes; da haben wir gesucht und angeklopfet Tag und Nacht. Und ich selbst, wo ich nicht durch den Trost des Evangeliums wäre erlöset worden, hätte ich nicht zwei Jahre leben können, also zermarterte ich mich und floh vor dem Zorn Gottes und mangelte auch an Thränen und Seufzen nicht; wir richteten aber damit nichts aus."

In solchem Jammer seiner Seele gerieth unser Luther endlich auch wieder auf den schrecklichen Gedanken, Gott möchte wohl in einem ewigen Rathschluß verordnet haben, daß er der Verdammnis unfehlbar anheimfallen solle. So erschien ihm

das Vergebliche alles seines Ringens und Arbeitens erklärlich. Damit steigerte sich aber auch seine Angst vor Gott aufs höchste; da, sagt er später, fühle man sich zu Lästerungen gegen Gott versucht, daß er ein unbilliger, grausamer Gott sei, ja, daß lieber gar kein Gott sein möchte.

So mußte der, durch welchen Gott seine arme unter dem Papst geknechtete Christenheit aus ihrer Gefangenschaft ausführen wollte, das Ziegelstreichen in Egypten und den Stecken des Treibers unter Seufzern und Thränen redlich kennen lernen.

Doch auch in der Nacht, in welcher Luther damals wandelte, und in den Schrecknissen, die ihn umgaben, hielt Gott seine Hand über ihm, und zu seiner Zeit ließ er ihm auch die Sonne aufgehen. Schon im Erfurter Kloster durfte er die ersten Frührothstrahlen seines geistlichen Morgens schauen und sich daran erquicken.

Die Augustinerklöster in Thüringen und Sachsen hatten seit dem Jahre 1503 einen vortrefflichen Vorgesetzten in der Person des Johann v. Staupitz, eines begabten, gelehrten, frommen, stattlichen Mannes von adeliger Herkunft und adeliger Gesinnung, der den ihm untergebenen Klöstern mit großer Treue vorstand. Unter diesen Klöstern scheint er aber dem zu Erfurt besondere Sorgfalt gewidmet zu haben, und unter den Mönchen daselbst war es besonders Bruder Martinus, der durch seine Gelehrsamkeit und seinen Fleiß im Studium und in den Uebungen mönchischer Frömmigkeit die Aufmerksamkeit seines Vorgesetzten auf sich zog und mit hingebendem Vertrauen erwiderte. Und dieser Mann, der freilich bei aller Vortrefflichkeit nicht der Aufgabe gewachsen war, die Gott unserm Luther zugedacht hatte, und der, als das große Werk der Reformation in Gang gekommen war, sich scheu in abgelegene Stille zurückzog, durfte doch in Gottes Hand ein wichtiges Werkzeug werden zur Zurüstung des Reformators. Staupitz war es ja gewesen, der Luther im Kloster zu fleißigem Bibelstudium aufgefordert hatte, und der dann mit Erstaunen sehen durfte, wie eifrig dieser der Aufforderung nachkam. Staupitz wiederum war es, der diesem Bibel-

leser, dem die alten papistischen Kirchenlehrer die Augen zuhielten, den Philippusdienst erwies und ihn in das Verständnis des Schriftwortes einführte. Noch ein Jahr vor seinem Tode bezieht sich Luther auf Staupitz mit den Worten: „Welchen ich rühmen muß, wo ich nicht ein verdammter, undankbarer päpstlicher Esel sein will, daß er erstlich mein Vater in dieser Lehre gewest ist und in Christo geboren hat, derhalben ich mich schuldig erkenne, allen denen zu dienen, welchen ers von mir fordern würde". Als z. B. einst das Wort Buße zur Sprache kam, sagte Staupitz, es gebe keine wahre Buße außer der, welche mit der Liebe zur Gerechtigkeit Gottes anfange. „Dies Wort," schrieb Luther 1518 an Staupitz, „haftete in mir wie der Pfeil eines Starken; ich begann die Stellen der Schrift, welche von der Buße handeln, zu vergleichen, und siehe, welch süße Lust! Die Worte standen in schönstem Einklang und alles stimmte aufs herrlichste zu dieser Erklärung."

Auch in seinen Gewissensnöthen fand Luther bei Staupitz mancherlei tröstlichen Zuspruch, den er mündlich und schriftlich suchte. Schon daß Staupitz manches, was er ihm beichtete, gar nicht als Sünde gelten ließ, wirkte beruhigend auf den ängstlichen Mönch, der sich, wie Staupitz sagte, mit Humpelwerk und Puppensünden abquälte. Aber auch auf Christum den Heiland wies er ihn hin, wie er ihn z. B. einmal in schwerer Anfechtung mit den Worten tröstete: „Ihr wollt ein erdichteter Sünder sein und Christum für einen erdichteten Heiland halten. Gewöhnt Euch daran, daß Christus der wahrhaftige Heiland und Ihr ein wirklicher Sünder seid. Gott spielt kein Schattenspiel und scherzt nicht, da er seinen Sohn uns sendet und für uns dahingiebt." Auf ganz köstliche Weise tröstete Staupitz ihn in den Anfechtungen über die ewige Versehung. Er erzählt davon seinen Studenten: „Dr. Staupitz pflegte mich mit diesen Worten zu trösten und sagte zu mir also: Lieber, warum plagst du dich also mit diesen Speculationen und hohen Gedanken? Schaue an die Wunden Christi und sein Blut, das er für dich vergossen hat; daraus wird dir die Versehung hervorscheinen." Und ferner tröstete er ihn in dieser Weise: „In

den Wunden Christi wird die Versehung verstanden und gefunden, sonst nirgend nicht; denn es stehet geschrieben: den sollt ihr hören.. Denn in Christo Jesu alle Schätze verborgen liegen, außer ihm aber sind sie gar verschlossen.. Derhalben bilde dir Christum wohl ein, so ist die praedestinatio wohl im Werk und bist allbereit versehen."

Solche Tröstung verfehlte auch bei Luther ihre Wirkung nicht; er bezeichnet noch im Jahre 1542 Staupitz als denjenigen, durch welchen Gott ihn aus jenen schrecklichen Anfechtungen gerettet habe, wenn er schreibt: „Wo mir Dr. Staupitz, oder vielmehr Gott durch Dr. Staupitz nicht aus den Anfechtungen herausgeholfen hätte, so wäre ich drinnen ersoffen und längst in der Hölle." Luther ist auch seinem „lieben Doctor Staupitz", obgleich ihn dieser durch seine spätere Zaghaftigkeit schwer betrübt hat, sein ganzes Leben lang herzlich dankbar geblieben.

Ähnliche Erstlingsstrahlen des Lichtes heilsamer Erkenntnis ließ Gott auch durch den schon oben erwähnten greisen Klosterlehrer in Luthers Seele fallen. Als dieser ihm einst mit Thränen seine Noth klagte, antwortete der Greis: „Was machst du, mein Sohn? Weißt du nicht, daß unser Herr selbst uns geboten hat zu hoffen?" Diese Auffassung war Luther neu, und er sagt später: „Das einige Wort ‚geboten' gab mir einen solchen Trost, daß ich hernach wußte, daß man von der Absolution oder Lossprechung von Sünden glauben sollte und müßte, welche ich zuvor oftmals gehört hatte, doch meinte, weil ich durch närrische Gedanken verhindert ward, daß mich solche Worte nicht angingen noch ihnen glauben müßte." Dieser Greis war es wohl auch, der den angefochtenen Luther in schlichter Weise auf den Kinderglauben hinwies, wo es im dritten Artikel heißt: „Ich glaube Vergebung der Sünden", wobei er ausführte, es sei nicht genug, daß man so im allgemeinen glaube, es gebe eine Vergebung der Sünden, wie auch die Teufel glauben, daß David und Petrus Vergebung haben, sondern Gott wolle, daß ein Jeder für sich glaube, auch ihm sei die Sünde vergeben. Dies bestätige ja auch St. Bernhard, der in

einer Predigt über Mariä Verkündigung sage: „Dazu glaube auch das, daß dir durch Ihn die Sünden vergeben werden. Das ist das Zeugnis, welches der Heilige Geist in deinem Herzen giebt: Dir sind deine Sünden vergeben. Denn der Apostel hält dafür, daß der Mensch umsonst gerecht werde durch den Glauben.“ Luther gestand, wie Melanchthon berichtet, später, daß dies Wort ihn nicht allein aufgerichtet habe, sondern er sei dadurch auch über den Sinn der Worte Pauli belehrt worden, da es heiße: „Wir werden gerecht durch den Glauben“; und da er über diesen Punkt viele Auslegungen gelesen habe, sei er durch die fortgesetzten Gespräche mit jenem alten Bruder und aus dem Trost, den er daraus gewann, darauf gekommen, daß die damals gangbaren Erklärungen falsch seien. Durch weiteres Lesen in den Schriften der Propheten und Apostel habe er nach und nach immer mehr Licht bekommen.

Wenn so im dritten Jahre seines Mönchtums, dem letzten seines Aufenthalts in Erfurt, es anfing Licht zu werden in der Seele unseres Luther, so dürfen wir dieses nicht so ansehen, als hätte er jetzt schon seinen damaligen Stand und das Papsttum richtig beurteilen lernen. Diese Erkenntnis kam ihm vielmehr erst später und sehr allmählich. Zwar fehlte es nicht an vorübergehenden Anstößen. So gerieth er einst in der Klosterbibliothek über einen Band Predigten des böhmischen Märtyrers Johannes Hus, den die Papisten vor hundert Jahren zu Kostnitz verbrannt hatten. „Da fand ich“, sagt er, „wahrlich so viel, daß ich mich davor entsetzte, warum doch ein solcher Mann verbrannt wäre, der so christlich und gewaltig die Schrift führen könnte. Aber weil sein Name so greulich verdammt war, daß ich dazumal dachte, die Wände würden schwarz und die Sonne ihren Schein verlieren, wer des Namens Hus wohl gedächte, schlug ich das Buch zu und ging mit verwundetem Herzen davon, tröstete mich aber mit solchen Gedanken: Vielleicht hat er solches geschrieben, ehe denn er ein Ketzer war.“ Ja er giebt sich später das Zeugnis: „Ich hielt Johann Hus für einen so verfluchten Ketzer, daß ich meinte, es wäre Sünde und wider Gott, daß ich nur an ihn gedenken sollte, und eiferte

also über dem Papst, daß ich hätte Holz, Feuer und Steine dürfen zutragen, damit Johann Hus wäre getödtet worden, wo nicht mit der That, doch je zum wenigsten mit meines Herzens gutem Willen und Meinung.“ — Auch sein Klosterleben wollte ihm schon damals zuweilen als ein solches vorkommen, das des Hauptstücks eines wahrhaft christlichen Lebens, der Uebung christlicher Liebe, ermangelte, und wie des Vaters ernstes Wort bei seiner Priesterweihe ihm zu schaffen gemacht hat, haben wir oben gehört; und doch hielt er noch weit über ein Jahrzehnt hinaus an seiner Klosterregel fest; doch las er noch über ein Jahrzehnt mit Andacht seine papistischen Messen, die er später mit Recht als gotteslästerlichen Greuel verabscheute. Auch als Priester mußte er noch zuweilen mit einem andern Klosterbruder den Bettelsack durch die Straßen und durch die Dörfer tragen, und er weigerte sich nicht.

Auch seine Studien blieben noch zum großen Theil gut papistisch; mit allem Fleiß studirte er die Schriften der Scholastiker, den Thomas Aquinas, den Duns Scotus, den Wilhelm von Occam, den Gabriel Biel, den Petrus von Alliaco, den Peter d'Ailly, den Gerson; er wußte lange Abschnitte aus diesen Schriften auswendig und konnte bald als der gründlichste Kenner der scholastischen Theologie im ganzen Augustinerorden Deutschlands gelten. Und doch blieb ihm auch das Studium der heiligen Schrift so wichtig, daß er in der Stille seiner Klosterzelle sich an die hebräische Sprache machte, um sich die Fähigkeit zu erwerben, das Alte Testament im Grundtext zu studiren; ein hebräisches Wörterbuch von Reuchlin scheint er dabei benutzt zu haben.

Wiederum aber war Bruder Martinus nicht ein Bücherwurm, der nur ein umfangreiches und gründliches Wissen aus dicken Büchern gewonnen hätte, sonst aber ungeschickt und zu nichts zu gebrauchen gewesen wäre. Im Gegentheil finden wir, daß er schon in Erfurt nach außen hin verwendet wurde, wo es galt, durch einen gewandten Mann die Interessen des Ordens vertreten zu lassen. So erschien er einmal in Ange-

legenheiten seines Ordens vor dem Fürsten Adolf von Anhalt, damals Domprobst zu Magdeburg, und dieser wußte später noch von dem eifrigen, frommen, ehrerbietigen Mönch zu erzählen.

In der That, als eine in hohem Maße merkwürdige Erscheinung steht schon jetzt der Mann vor uns, dessen Lebensgang wir bis hieher gefolgt sind, und mit dem wir nun Erfurt verlassen müssen, um ihn eintreten zu sehen in einen neuen, wichtigeren Wirkungskreis.



Fünftes Kapitel.

Die Wittenberger Anfänge, die Romreise und der Doctorhut.

Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen hatte im Herbst des Jahres 1502 in seiner Stadt Wittenberg eine Universität eröffnet. Diese Hochschule war Gott und der Jungfrau Maria und St. Augustin geweiht; ihre theologische Facultät hatte St. Paulus zum Schutzheiligen gewählt, die Facultät der Rechte den heiligen Ivo; die philosophische war unter den Schutz der heiligen Katharina, die medicinische unter den Schutz des St. Kosmas und St. Damian gestellt; doch war die Universität zwar mit Genehmigung des Papstes, aber auf kaiserliche Privilegien gegründet und stand also nicht in dem Sinne wie andere Hochschulen unter geistlicher Oberhoheit. Bei der Gründung und Organisation der Anstalt hatte sich der Fürst besonders zweier Männer bedient, zu denen er großes Zutrauen hegte. Der eine war sein Leibarzt, der ihn auch auf seiner Reise nach Palästina begleitet hatte, Dr. Pollich von Mellerichstadt, ein Gelehrter von weitgehendem Ruf, der zu Leipzig als Doctor der Medicin und der Rechte sich als Lehrer dieser Wissenschaften mit Glanz hervorgethan hatte und nun als erster Rector bei der neuen Uni=

versität eintrat, hier auch den theologischen Doctortitel erwarb um auch theologische Vorlesungen halten zu können. Der andere Rathgeber des Kurfürsten war der uns schon bekannte Dr. Staupitz, der erste Decan der theologischen Facultät. Die Geldmittel zur Erhaltung der neuen Hochschule kamen anfänglich aus des Gründers eigener Kasse; doch reichten dieselben nicht hin, um die Schule ihren älteren Schwestern ebenbürtig an die Seite zu stellen, und dieser Mangelhaftigkeit im Verein mit den damaligen höchst bescheidenen, ja ärmlichen Verhältnissen der Stadt Wittenberg wird es zuzuschreiben sein, daß, während die Zahl der Studenten im ersten Jahre 416 betrug, dieselbe in auffallendem Maße sank, bis sie im vierten Jahre auf 127 zusammengeschwunden war. Es wurde deshalb zur Gewinnung reicherer Mittel ein Verfahren eingeschlagen, das sich auch bei anderen Hochschulen bewährt hatte. Es wurde nämlich die reiche Schloßkirche mit päpstlicher Genehmigung zu einer Stiftskirche mit einem Kapitel eingerichtet, indem man noch einige benachbarte Pfarreien dazu schlug, und dieses Stift wurde in enge Verbindung mit der Universität gesetzt. Die Professoren sollten nun zugleich Stellen als Stiftsherren erhalten und so die Einkünfte des Stifts genießen. Außerdem hoffte Staupitz, aus seinem Orden brauchbare Männer der Universität als Lehrer zuweisen zu können, die dann in dem Wittenberger Augustinerkloster ihren Aufenthalt und Unterhalt haben würden. Auf diese Weise sparte man Professorengehälter, und die Zahl der Lehrer konnte bedeutend erhöht werden.

Freilich war es mit einer großen Zahl der Docenten noch nicht gethan; dieselben mußten auch in ihren Fächern etwas Tüchtiges leisten und so der Universität Ansehen verschaffen können. An solchen Männern fehlte es aber anfänglich in Wittenberg sehr. Staupitz konnte bei seinen vielen Reisen und Ordensgeschäften zu wenig Zeit auf das Lehramt an der Universität verwenden. Pollich, der allerdings ein Mann von vielseitigen Kenntnissen und bedeutendem Ruf war, machte zwar durch mancherlei kühne Erörterungen einiges Aufsehen und gewann durch sein liebevolles Wesen die Herzen der Studenten;



Wittenberg nach einem Kupferstich vom Jahre 1546.

aber im Grunde unterschied er sich nicht wesentlich von den Lehrern anderer Universitäten. Auch als man Luthers früheren Lehrer Trutvetter aus Erfurt nach Wittenberg zog, hatte man zwar einen geübten und geachteten Lehrer, aber doch nur wieder einen Nachtreter der Scholastiker gewonnen. Von den jüngeren Lehrern Andreas Bodenstein aus Carlstadt und Nicolaus von Amsdorf hatte ersterer damals die Bibel noch nicht gesehen, und der Letztere war zwar ein heller Kopf und aufrichtiger, fleißiger Mensch, hatte aber nach außen keinen Ruf.

Im Jahre 1508 war Staupitz wieder Dekan seiner Facultät, und es scheint, daß er kurze Zeit nach dem Antritt seines Amtes, vielleicht unter dem Druck besonders großer Arbeitslast, den raschen Entschluß faßte, einen Mann an seine Seite zu rufen, dessen Eifer, Begabung und Gelehrsamkeit er längst kannte, und von dem er erwarten konnte, daß er in seinem Sinn mit Fleiß und Erfolg arbeiten werde. Dieser Mann war unser Luther.

So schnell ging die Uebersiedelung des Bruders Martinus von Erfurt nach Wittenberg vor sich, daß er nicht einmal Zeit fand, von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Der Umzug ließ sich ja bei dem armen Klosterbruder, der nicht viele Kisten und Kasten zu packen hatte, ohne viele Umstände bewerkstelligen: er zog eben dem Befehl des Oberen gehorsam von einem Kloster ins andere und fing ohne Besoldung seine neue Arbeit an. Diese war zwar nicht nach seinem Geschmack; denn vom Bibellesen hatte man ihn weggerufen, und hier sollte er als philosophischer Magister, dem theologische Vorlesungen nicht zustanden, den Aristoteles tractiren. Doch auch Staupitz hatte ihn wohl nicht in das academische Lehramt gezogen, um ihn dauernd bei der Philosophie zu lassen, und so sehen wir, daß bald nach seiner Ankunft in Wittenberg Schritte geschahen, die ihm die Zulassung zu theologischer Lehrthätigkeit eröffnen sollten. Schon am 9. März 1509 wurde ihm der Grad eines biblischen Baccalaureus und damit die Befugnis ertheilt, den Studenten die heilige Schrift auszulegen. Das war nach den

Statuten der Universität die erste Stufe zu einem vollständigen theologischen Lehramt; man sollte meinen, es hätte die letzte sein müssen. Aber so sehr war die heilige Schrift damals verachtet, daß man ihre Auslegung den Anfängern in der theologischen Unterweisung zuwies, und selbst mit der Forderung, daß ein Baccalaureus, ehe er auf der Bahn zum Doctorat weiter schreiten konnte, ein Jahr oder, wenn er einem geistlichen Orden angehörte, ein Halbjahr Schriftauslegung vortragen sollte, nahm man es nicht so genau. War es doch, wie bei Karlstadt, möglich, Doctor geworden zu sein, ohne die Bibel gesehen zu haben. Auch von unserm Luther läßt sich nicht nachweisen, daß er, sobald er dazu befugt war, zu biblischen Vorlesungen übergegangen sei. Offenbar hat man den biblischen Unterricht mehr als ein Recht, weniger als eine Pflicht des Baccalaureus angesehen, und auch Luther mag, um schneller zu voller Lehrberechtigung zu gelangen, die nächste Zeit auf die Vorbereitungen zur folgenden Stufe, der eines „Sententiarius", verwendet haben. Der Sententiarius hatte Vorlesungen zu halten über die „Sentenzen" des Scholastikers Petrus Lombardus, von dem Luther später sagt, er rede zu dünn von den Hauptartikeln der christlichen Lehre, dessen Buch aber auf den Schulen als Hauptgrundlage des theologischen Studiums benutzt wurde.

Schon hatte der sechsundzwanzigjährige Baccalaureus eine Disputation gehalten, die der Beförderung zur nächsten Stufe vorhergehen mußte, als kurz vor Erreichung dieses Ziels seine Arbeit in Wittenberg eine Unterbrechung erfuhr. Er wurde nämlich aus uns unbekannten Gründen nach Erfurt berufen, und daselbst bewerkstelligte er, obschon unter großen Schwierigkeiten, die ihm die dortige Facultät bereitete, seine Promotion zum Sententiarius. Die beiden folgenden Grade, die Licentiatur und das Doctorat, pflegten kurz nach einander ertheilt zu werden. Ehe aber Luther recht eigentlich als „Lehrer der heiligen Schrift" auftreten sollte, wollte ihn Gott noch etwas mit eigenen Augen sehen lassen, wovon er später sagt, er möchte nicht um viel Geld darauf verzichten, es gesehen zu

haben, und das zu sehen ihm später keine Gelegenheit mehr werden konnte. Er, durch den Roms Macht sollte gestürzt werden, sollte Rom sehen.



Unter den deutschen Augustinermönchen war über irgend einen Gegenstand, der sich nicht mehr genauer bestimmen läßt, ein Streit ausgebrochen; wahrscheinlich lag demselben ein Zwiespalt zwischen einer strengeren und einer laxeren Richtung zu Grunde, und es handelte sich wohl darum, unter welchen Bedingungen ein Zusammenschluß beider Parteien bewerkstelligt werden könnte. Von Rom sollte Bescheid geholt werden, und es galt, einen Mann abzuordnen, der die Sachlage im rechten Licht darzustellen und das Beste des Ordens zu suchen imstande und gewillt wäre. An der Spitze der strengeren Partei stand Staupitz, und dieser wußte gewiß keinen zuverlässigeren Mann mit dieser schwierigen Angelegenheit zu betrauen, als den Bruder Martinus, der sich schon früher in Ordensgeschäften bewährt hatte, und der zugleich angethan war, den Orden in Rom würdig zu repräsentiren. So mußte sich denn Luther, der Vorschrift gemäß in Begleitung eines andern Klosterbruders, auf den Weg machen nach der Stadt, die er damals noch als die heilige Hauptstadt der Christenheit und den Ort ansah, an welchem der kräftigste Trost für ein heilsbegieriges Herz zu finden sei. Wenn, wie aus Mittheilungen von Luthers eigener Hand hervorgeht, sein letzter längerer Aufenthalt in Erfurt, der wohl im Herbst 1509 begann, gegen anderthalb Jahre umfaßt hat, und er in Italien, wie er ebenfalls sagt, reife Weintrauben und Granatäpfel fand, so wird er die Reise um die Mitte des Jahres 1511, vielleicht gleich von Erfurt aus, vielleicht auch nach einem kurzen Aufenthalt in Wittenberg, angetreten haben.

Zu Fuß zogen die beiden Wanderer, wahrscheinlich auf dem kürzesten Weg durch Bayern, dem Ziel ihrer Reise zu;

Herberge und Zehrung fanden sie in den Klöstern, die sie passirten und von denen sich, besonders nachdem sie den Boden Italiens betreten hatten, einige durch glänzende Gastfreundschaft auszeichneten. Während aber die reiche, üppige Natur des italienischen Landes sie mit hoher Bewunderung erfüllte, erfüllte sie die Leichtfertigkeit der reichen und üppigen italienischen Mönche mit tiefem Entsetzen. Und wiederum, wie die tückische italienische Luft ihnen, als sie einst bei offenem Fenster geschlafen hatten, Kopf und Glieder krank machte, so sollen die tückischen Mönche eines italienischen Klosters, denen sie ihre Ausschreitungen vorgehalten hatten, ihnen nach dem Leben getrachtet und nur die Gutmüthigkeit des Pförtners ihnen zur Rettung durch Flucht verholfen haben.

„Sei gegrüßt, du heiliges Rom!“ rief Luther aus, indem er der Stadt beim ersten Anblick die Hände entgegenstreckte und sich andächtig auf die Erde warf.

Zu Rom thronte damals Papst Julius II., ein sporenklirrender, streitbarer Herr, dem das Panzerhemd besser saß als der Priesterrock und das Schwert Petri mehr zusagte als sein Hirtenstab, und der den Bannstrahl vornehmlich auf die gegnerischen Kriegsobersten schleuderte, wenn andere Geschosse die gewünschte Wirkung versagten. Sonst zeichnete sich immerhin Julius vortheilhaft aus vor seinem Vorgänger Alexander VI., der in allen scheußlichen Lastern grau geworden, zuletzt an Gift, das er für einen reichen Cardinal bestimmt hatte, selber des Todes geworden war und damit dem römischen Volk eine unerwartete Freude bereitet hatte. Für den sächsischen Mönch und seine Angelegenheit wird jedoch der kriegslustige Papst wenig Zeit übrig gehabt haben; denn er hatte damals den Kopf und alle Hände voll von dem Krieg gegen Frankreich; doch scheint die Sache, welche Luther nach Rom geführt hatte, befriedigende Erledigung gefunden zu haben. Jedenfalls ließ sich dieselbe aber nicht an einem Tage abmachen, und während die Untersuchung ihren geordneten Weg nahm, blieb Luther, der in dem Augustinerkloster nahe der Porta del Popolo Quartier

gefunden hatte, genügend Zeit, sich in der großen Stadt mit ihren vielen Merkwürdigkeiten umzusehen. Blaue Wunder traten dem schlichten, ehrlichen Deutschen, der hier allüberall heiligen Ernst und ehrfurchtgebietende Frömmigkeit zu sehen und zu hören erwartet hatte, auf Schritt und Tritt entgegen. Nicht nur umschwirrte und umgaukelte ihn auf den Straßen und in den Palästen ein leichtfertiges, ungeistliches Treiben; nicht nur wollte, was er von dem Kriegsmann und Politiker Julius und seinen Cardinälen sah und hörte, dem Bilde wenig entsprechen, das ihm bisher vorgeschwebt hatte: sondern die scheußlichsten unnatürlichen Greuel sah er hier mit schamloser Frechheit selbst von hochgestellten geistlichen Herren verübt, Greuel, gegen welche, wie er nachmals sagt, die von Sodom ein Kinderspiel seien. Auch von jenem Papst Alexander und seinen Kindern hörte er die empörendsten Schandgeschichten, die damals den Römern noch frisch im Gedächtnis waren, frei offen und für gewiß erzählen. Selbst mit dem Heiligsten trieb man ein frevelhaftes Spiel. „Da sieht er," berichtet Mathesius, „den heiligsten Vater den Papst und seine güldene Religion und ruchlosen Curtisanen und Hofgesinde, welches ihn hernachmals wohl gestärkt, da er so ernstlich wider die römischen Greuel und Abgötterei schrieb, wie er sich an seinem Tisch oft hat vernehmen lassen, er wolle nicht tausend Gulden dafür nehmen, denn er hätte Rom gesehen. Denn als er allda seine Freunde aus dem Fegfeuer mit seinem Meßopfer erlösen wollte, wie das damals jedermann glaubte, und sehr andächtig und langsam seine Messe hielt, daß neben ihm auf einem Altar 7 Messen verrichtet wurden, ehe er einmal fertig ward, sagten ihm die römischen Meßknechte: Passa, passa, fort, fort, schicke unserer Frau ihren Sohn bald wieder heim!" Und er selbst berichtet: „Da hörte ich unter andern groben Grumpen über Tische Curtisanen lachen und rühmen, wie etliche Messe hielten und über dem Brot und Weine sprächen diese Worte: Panis es et panis manebis; vinum es et vinum manebis (Brot bist und Brot bleibst du; Wein bist du und Wein bleist du)." Dennoch konnte er später von sich erzählen:

„Ich war in Rom auch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Klüfte, glaubte alles, was daselbst erlogen und erstunken ist. Ich habe auch wohl eine Messe oder zehn in Rom gehalten, und war mir dazumal sehr leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gerne aus dem Fegefeuer erlöst mit meinen Messen und andern trefflichen Werken und Gebeten mehr. Es ist zu Rom ein Spruch: Selig ist die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johannis eine Messe hält. Wie gerne hätte ich da meine Mutter selig gemacht. Aber es war zu drange und konnte nicht hinzukommen und aß einen rustigen Häring dafür."

Unter den erlogenen Heiligtümern, mit denen man, wie das noch heutiges Tages geschieht, damals in Rom viel Wesens machte, war auch die sogenannte Pilatustreppe. Von dieser Treppe, die schon damals vor der Kapelle Sancta Sanctorum stand, erzählte man, sie sei auf wunderbare Weise aus dem Richthause des Pilatus zu Jerusalem nach Rom versetzt worden, und schon seit Jahrhunderten war jedem, der diese Stufen, welche der Fuß des Heilandes berührt haben sollte, auf den Knieen hinaufrutschte, für jede der achtundzwanzig Stufen Ablaß für neun Jahre zugesichert. Auch unser lieber „toller Heiliger" wollte sich diesen Segen nicht entgehen lassen und rutschte andächtig die sämtlichen Stufen hinauf.

Doch wahre Befriedigung konnte Luther in allen den gepriesenen Verrichtungen, deren er sich in Rom befleißigte, auch jetzt nicht finden, ja jetzt weniger denn je. Einmal schon mußte er, selbst wenn er es sich und andern noch nicht zu sagen wagte, sich als einen Menschen fühlen, der sich bitter getäuscht sah, der an etwas, das ihm bisher heilig und theuer gewesen war, irre wurde: er hatte in Rom nicht gefunden, was er erwartet, und so vieles gefunden, das er nicht zu erwarten gewagt hätte. Dazu kam aber, daß in der Öde seiner Seele und unter dem rauschenden Treiben, das ihn umgab, mit wunderbarer Beharrlichkeit ein Gotteswort immer lauter und lauter sich hörbar machte, bis es ihm auf der Pilatustreppe wie

Donnerlaut, ja wie ein vernichtender Richterspruch über sein falsches Sühnwerk durch die Seele dröhnte, das Wort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“ Dies Wort hatte ihm Gott mit auf die Romreise gegeben; es beschäftigte seine Gedanken; es störte ihn in seiner „tollen“ Heiligkeit; es ging mit ihm von Ort zu Ort; und obschon er es nicht ergründen konnte, hielt es gewaltig seine Seele fest. Als er nach vierwöchentlichem Aufenthalt in Rom diese Stadt verließ, nahm er zwar nicht alles, was er nach Rom gebracht hatte, wohl aber jenes Wort wieder auf den Weg ins Sachsenland; es ward ihm zur Pforte des Paradieses.



Wer da meinen wollte, Luther wäre nun wohl als ein über das unheilige Rom entrüsteter Donnerssohn mit dem Vorsatz, den Abfall vom Papst, den Auszug aus Babel zu predigen und als Reformator aufzutreten, nach Deutschland zurückgekehrt, der würde solcher Meinung den Abschied geben müssen. Gewiß ist, daß der in mancherlei Prüfungen reifende Mann, wie er schon früher inne geworden war, daß mit der Lehre der im Papsttum hoch angesehenen Lehrer nicht alles recht stehe, nun auch zu seinem tiefen Weh erfahren hatte, daß überhaupt im Papsttum viel, viel mehr faul sei, als er bisher gewußt oder geahnt hatte. Aber eben so gewiß ist auch, daß der allerdings um manches Stück der Erkenntnis und Erfahrung reicher gewordene Mann doch weit davon entfernt war, die Sturmglocke zu läuten, des Papstes Schande aufzudecken und einen heiligen Krieg zu predigen; viel weniger, daß er sich zum Vorkämpfer berufen geglaubt hätte. Selbst in dem engeren Kreis, in welchem er angefangen hatte thätig zu sein, drängte er sich nicht vor; vielmehr scheint er in der ersten Zeit seines erneuten Aufenthalts zu Wittenberg aller öffentlichen Lehrthätigkeit sich enthalten und nur seinem Kloster, in welchem er jetzt Unterprior wurde, sich gewidmet zu haben.

Zu seinen klösterlichen Pflichten gehörte auch wie schon früher die des Predigens in der Klosterkapelle. Anmuthig schreibt Mykonius von diesem Kirchlein: „Im neuen Augustinerkloster zu Wittenberg waren die Fundamente der Kirche zwar angelegt, aber nicht weiter gebracht als der Erde gleich. Mitten darin stand noch eine alte Kapelle von Holz mit Lehm geklebt, sehr baufällig und auf allen Seiten gestützt, etwa dreißig Schuh lang und zwanzig breit. Sie hatte ein kleines, altes, rußiges Emporkirchlein, worauf mit Noth zwanzig Menschen stehen konnten. An der Wand gegen Mittag war ein Predigtstuhl von alten ungehobelten Brettern, etwa anderthalb Ellen hoch von der Erden. In Summa, es hatte allenthalben das Ansehen, wie die Maler den Stall zu Bethlehem malen, darin Christus geboren war. In dieser armen und elenden Kapelle nun hat Gott sein heiliges Evangelium und das liebe Kindlein Jesum lassen neu geboren werden, auswickeln und aller Welt zeigen. Es war kein Münster noch große Hauptkirche auf Erden, deren doch viele tausend waren, die Gott hierzu erwählt hätte. Bald aber ward diese Kirche zu enge, und es ward Luthero befohlen, in der Pfarrkirche zu predigen, und also ward das Kind Jesus auch in den Tempel gebracht."

Doch auch der Universität sollte nach dem übereinstimmenden Wunsch Staupitzens, des Kurfürsten, der sich auch zu Luthers Predigten einfand, und der Ordensbrüder, die zum Theil als Studenten bei der Universität eingeschrieben waren, Luthers Gelehrsamkeit und Lehrgabe wieder nutzbar gemacht werden, und zu diesem Zweck richteten die Genannten an ihn die Aufforderung, sich den Grad eines theologischen Doctors ertheilen zu lassen. Nicht Luther war es, der die Promotion verlangte; ja als Staupitz ihm die Sache vortrug, suchte er abzulehnen und bat, man möchte doch seiner schonen, er werde unter der Arbeit in kurzer Zeit erliegen, er habe auch gar nicht die Mittel, um die Unkosten der Promotion bestreiten zu können, und was er sonst an Gründen vorbrachte. Staupitz aber machte ihm unter einem Birnbaum im Klosterhof seine Einwendungen,

zu nichte und brachte zugleich ein Argument zur Geltung, von dem er wußte, daß es bei dem gewissenhaften Klosterbruder durchschlagen werde, nämlich den schuldigen Gehorsam gegen den Befehl des Ordensvorgesetzten. „Es läßt sich ansehen“, sprach er, „unser Gott werde bald viel im Himmel und auf Erden zu thun bekommen; darum wird er viel junge und arbeitsame Doctores haben müssen, durch die er seine Händel verrichte. Ihr lebet nun oder sterbet, so bedarf euch Gott in seinem Rathe. Darum folget, was euch euer Convent auflegt, wie ihr mir und demselben auf euer Profeß schuldig seid, zu gehorsamen. Was die Unkosten belanget, will unser gnädigster Kurfürst, Herzog Friedrich, aus seiner Kammer unserm Gott, dieser Universität und Kloster zu Förderung aufs gnädigste darlegen.“

Wirklich war es der Hinweis auf die Pflicht des Gehorsams gegen den Vorgesetzten und auf das Ordensgelübde, was den Ausschlag gab; denn Luther schreibt später: „Ich bin dazu berufen und gezwungen worden, daß ich mußte Doctor werden, ohne meinen Dank aus lauter Gehorsam. Da habe ich das Doctorat müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen.“ Ebenso beruft er sich in der Einladung zur Theilnahme an der Feierlichkeit, die er an seine Erfurter Klostergenossen ergehen ließ, auf den Gehorsam gegen den Vicar und die Väter des Ordens.

Der Doctorirung hatte der Ordnung gemäß die Erwerbung der Licentiatur vorherzugehen. Dieselbe geschah am 4. October 1512, wobei Luther eidlich sich verpflichtete, die evangelische Wahrheit gegen alle Irrtümer mannhaft zu vertheidigen, und dies war wohl der Eid, auf den er sich in der oben angeführten Stelle bezieht. Seine Doctordisputation hielt er unter Dr. Carlstadts Vorsitz am Nachmittag des 18. October vor den Herren von der Universität und zahlreichen Gästen, und am nächsten Vormittag wurde mit den üblichen Ceremonien, Vereidigung auf Scepter, Überreichung des Doctorhuts und Doctorrings

u. s. w., Martin Luther als Doctor proclamirt und verpflichtet, eitle, fremde, von der Kirche verdammte und frommen Ohren ärgerliche Lehren nicht vorzutragen.

Ein Mann aus dem Volk, von ängstlicher Gewissenhaftigkeit, die ihm schon Vater und Mutter anerzogen hatten, von tiefer innerer Erfahrung, die er vornehmlich in der Stille seiner Klosterzelle gemacht hatte, von gründlichen Kenntnissen, die er auf hohen Schulen und in fleißigen Privatstudien gesammelt hatte, und von rasch zunehmender Erkenntnis des Einen, das noth ist, die er durch anhaltendes Forschen aus der Schrift schöpfte, dabei aber trotz alles schon damals gewonnenen Einblicks in mancherlei Schäden derselben ein eifriger und treu ergebener Sohn der römischen Kirche, und nun ein berufener Doctor der Theologie, der es mit seinem Doctoreid heilig ernst nahm: so steht der Augustiner Dr. Martin Luther vor uns an jenem 19. October des Jahres 1512.

Wo hätte man wohl einen Zweiten suchen sollen, bei dem sich dies alles gefunden hätte?



Sechstes Kapitel.

Arbeit und Wachstum bis 1517.

Allein hatte Luther gestanden in seinem Kloster zu Erfurt mit dem Studium der heiligen Schrift; allein stand er auch in Wittenberg, als er nun anfing, die Pflicht zu erfüllen, die ihm sein Doctorat auferlegte: keiner unter den Lehrern der Universität legte wie er die heilige Schrift seinem theologischen Unterricht zu Grunde. Dies mußte auch bald sowohl den Studenten als Luthers Collegen auffallen; besonders scheint der alte Dr. Pollich Luthers Bedeutung nicht nur aus seinen tiefen Augen gelesen zu haben, wenn er voraussagte, dieser Mönch, der sich auf der Propheten und Apostel Schrift und Jesu Christi Wort stelle, werde noch alle Doctores irre machen und die zur Zeit auf den Schulen herrschende Theologie über den Haufen stürzen.

Es dürfte übrigens jetzt an der Zeit sein, die Männer etwas näher zu betrachten, die damals zu Wittenberg in Luthers Nähe waren und in täglichem Verkehr mit ihm standen.

Da finden wir zuerst in Luthers nächster Umgebung seinen alten Bekannten und Klosterbruder Dr. Wenzeslaus Link. Derselbe war, nachdem er seit 1503 in Wittenberg studirt hatte, gleichzeitig mit Luther in die Reihe der theologischen Lehrer da-

selbst eingetreten, hatte sich etwa ein Jahr früher als Luther den Doctorhut erworben und war jetzt zugleich Prior des Klosters, in welchem beide wohnten, und Dekan der Facultät.

In die Professur, welche durch Trutvetters Rückkehr nach Erfurt vacant wurde, und mit der das Archidiakonat an der Stiftskirche und die Einkünfte der Pfarrei Orlamünde verbunden waren, trat Andreas Bodenstein von Carlstadt, kurzweg Carlstadt genannt, ein. Einen so edlen, aufrichtigen Mann Luther in seinem Freund Link zur Seite hatte, einen so unlauteren Geist hatte er an Carlstadt zum Collegen. Seiner theologischen Bildung und Richtung nach war derselbe ein Thomist*) gewöhnlichen Schlags. Dabei war er ein unruhiger, ehrgeiziger Mensch, der um etwas Besonderes vorzustellen auf die wunderlichsten Dinge verfiel. So gerieth er auf den Einfall, die Theologie und die Rechtswissenschaft gehörten eigentlich zusammen, und wirklich verfügte er sich im Jahre 1515 nach Rom und fing dort an Jurisprudenz zu studiren. Dies war noch dazu gegen eine ausdrückliche Bedingung, unter der ihm seitens der Universität die Erlaubnis zu seiner Romreise, die er vor fünf Jahren gelobt haben wollte, ertheilt worden war. Eben so wenig war dann Carlstadt auch seinem Versprechen nachgekommen, einen Stellvertreter für sich zu bestellen. Vor seiner Abreise nach Italien hatte er sich noch eine zeitlang im Lande umhergetrieben, um Beiträge für seine Pilgerfahrt zu sammeln, und zu Wittenberg hatte man nach langer Ungewißheit von Rom aus erfahren, daß er dort sei. Als er aber anstatt der ihm erlaubten Zeit von vier Monaten ein ganzes Jahr ausblieb und noch unverschämt die Zusendung seiner Einkünfte forderte, ließ ihm der Kurfürst einen Befehl zu sofortiger Rückkehr zugehen. Carlstadt gehorchte nicht. Darauf ließ ihm der Fürst unter dem 23. Februar 1516 erklären, falls er nicht „zwischen hie und St. Johannis Baptistä Tags" sich gen Wittenberg verfüge, würden seine Ämter als erledigt betrachtet und neu besetzt werden. Das half.

*) Nachfolger des Scholastikers Thomas Aquinas.

Als eine angenehmere Gestalt steht im Kreis, dem Luther zu Wittenberg angehörte, Georg Burkhard, von seinem Geburtsort Spelt Spalatin genannt. Er hatte zu gleicher Zeit mit Luther in Erfurt studirt, wo er zu den Verehrern des classischen Altertums, den sogenannten „Poeten", zählte, und hatte, nachdem er als einer der ersten Studenten in Wittenberg Magister geworden war, wiederum in Erfurt die Rechte studirt. Später hatte aber auch er zur Theologie gegriffen und war jetzt ein vom Kurfürsten mit besonderem Vertrauen beehrter Mann, der zwei Neffen des Fürsten, die in Wittenberg studirten, unter seiner Leitung hatte. Er war es, der später als Hofprediger des Kurfürsten vornehmlich den Verkehr zwischen seinem Freund Luther und dem Fürsten vermittelte.

Dem Kreis der „Poeten" in Erfurt und zugleich dem der Freunde Luthers daselbst hatte auch angehört Johann Lange, und auch dieser wurde 1515 nach Wittenberg gezogen, wo er im genannten Jahre den ersten theologischen Grad erwarb und im Kloster dem Bruder Martin als Klosterlehrer beigeordnet wurde. Durch seine Kenntnis des Griechischen, durch die er sich schon als Student ausgezeichnet hatte, wurde er jetzt seinem Freund, dem er selber so viel verdankte, wiederum ein werthvoller Genosse gemeinsamer Arbeit.

Der alte Doctor Pollich, den Luther bei seiner Rückkehr nach Wittenberg noch daselbst angetroffen hatte, durfte nicht lange mehr mit unserm Doctor zusammen arbeiten; schon im Jahre 1513 wurde er aus diesem Leben abgerufen. Mit ihm war der letzte ältere Lehrer von wissenschaftlichem Ruf in Wittenberg von Luthers Seite genommen.

Was aber Pollich vorhergesagt hatte, das fing jetzt an, in Erfüllung zu gehen. Luther begann nämlich als Doctor seine theologischen Vorlesungen nicht über die Sentenzen, sondern über biblische Bücher; und zwar war das erste Buch, das er vornahm, der Psalter, diese wunderbaren Lieder, in denen so tief und voll einerseits die Erkenntnis des sündlichen Verder-

bens und die Angst und Noth eines zerschlagenen Herzens, und andrerseits wieder das kindliche Vertrauen auf Gottes Erbarmen und vergebende Gnade zum Ausdruck gelangt. Eine zusammenhängende Aufzeichnung dessen, was Luther damals über die Psalmen vorgetragen hat, ist nicht auf uns gekommen, wohl aber ein Exemplar des Psalters, in welchem er mit eigener Hand die Bemerkungen beigefügt hat, nach denen er sich bei seinem Vortrag wird gerichtet haben. Mit Klarheit und Bestimmtheit findet sich in diesen Bemerkungen schon die Hauptlehre der Schrift von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben ausgesprochen. So schreibt er z. B. zu Ps. 32, 1: „Er redet aber nach dem Apostel Röm. 4. wider alle diejenigen, welche wollen, daß ihnen ihre Sünden durch ihre Werke und Verdienste von Gott sollen vergeben werden, und durch ihre Werke gerecht zu werden verlangen. Und also wäre Christus vergebens gestorben, weil sie ohne seinen Tod durch eigene Werke selig würden; welches falsch ist.“ Zu Ps. 61, 8. schreibt er: „Barmherzigkeit heißet nach der Erklärung Augustins, wenn Gott nicht auf unsere Verdienste, sondern auf seine Gnade und Güte sieht, daß er uns um derselben willen die Strafe erläßt und das ewige Leben schenkt. Wahrheit aber ist, wenn er dasjenige wirklich erfüllt und mittheilt, was er versprochen hat. Beides ist eine Wirkung seiner Gnade... Daß der Glaube uns rechtfertigt, das ist Barmherzigkeit; daß er solches ehemals aber verheißen hat, das ist Wahrheit.“ Und zu Ps. 51, 11. schreibt er: „Denn er führet durch einen kurzen Weg und kurze Worte zum Heil und leitet auf den geraden Weg, wo das Gesetz den Umweg geht. Christus aber ist erhöht und hat alles zu sich gezogen, und er ist der Mittelpunkt von allem: wenn man diesen hat, so hat man alles in seinem Umfang.“

Ja, dies gilt auch von Luthers Theologie, wie sie uns schon in diesem von ihm bearbeiteten Psalter entgegentritt; sie führt durch den kurzen Weg des Glaubens zum Heil, und Christus ist ihr Mittelpunkt. Zwar findet sich hier noch in ausgedehntem Maße, wovon er später sagt: „Daß wir mit

üblicher Bemühung uns der Allegorieen*) beflissen haben und darauf gerathen sind, und dieses ging mir, da ich jung war, sonderlich wohl von statten;" aber er gewinnt eben dadurch oft Gelegenheit, Christum als den einzuführen, auf welchen sich alles beziehe.

Aus eben diesem Psalter ist ferner ersichtlich, daß Luther besonders aus dem Briefe Pauli an die Römer die Erkenntnis geschöpft hatte, die er bei der Auslegung der Psalmen seinen Zuhörern übermittelte. Im Jahre 1515 begann er dann auch, Vorlesungen über den Römerbrief selbst zu halten, und von diesem schritt er im folgenden Jahre zur Epistel St. Pauli an die Galater. Das Studium der griechischen Sprache, dem er jetzt wohl unter Anleitung seines Freundes Lange sich hingab, erleichterte ihm mehr und mehr das Verständnis dieser wichtigen neutestamentlichen Schriften. Ferner benutzte Luther, wie ebenfalls aus seinem Psalter hervorgeht, bei seinen exegetischen Arbeiten die Schriften des Kirchenvaters Augustin, und für die Auslegung der Psalmen fing er jetzt an, den alten Lyra zu benutzen, von dem er später sagt, er habe ihn, als er anfing, Theologie zu studiren, nicht leiden können, weil er so fleißig dem Text nachgehe und den Allegorieen feind sei; nun aber ziehe er ihn gerade um deswillen allen anderen Auslegern vor. Bei Augustin fand er besonders tiefgehend die Lehre von dem gänzlichen Unvermögen des natürlichen Menschen behandelt, die auch Paulus so kräftig betont. Was Sünde und was Gnade sei, lernte er so an der Hand des Apostels immer besser verstehen und seinen Zuhörern klar machen, und mehr und mehr gelang es ihm, Gesetz und Evangelium recht zu scheiden, das Gesetz in seiner Schärfe, das Evangelium in seiner Süßigkeit vorzutragen. Dabei kamen ihm nun auch seine Erfahrungen sehr zu statten, indem er das Gesetz mit seinem Drohen und Verdammen, wie wir oben gesehen haben, lange und schwer empfunden und das gänzliche Unvermögen des natürlichen Menschen in geistlichen Dingen bei sich selbst erkannt, wiederum aber auch den süßen Trost des Evangeliums und dessen wun-

*) bildlichen Deutungen.

derbare, belebende Kraft an seinem eigenen Herzen erfahren hatte und noch erfuhr.

Wie Luther damals von der Gerechtigkeit des Glaubens reden und schreiben konnte, kann uns am besten ein Brief zeigen, den er unter dem 7. April 1516 an seinen lieben Freund und Ordensbruder Georg Spenlein in Memmingen richtete. In demselben heißt es: „Uebrigens möchte ich wohl wissen, wie es um deine Seele steht, ob sie endlich ihrer eigenen Gerechtigkeit überdrüssig sei und in der Gerechtigkeit Christi sich erquicken und darauf ihr Vertrauen setzen lerne. Denn in unserer Zeit werden gar viele von vermessenem Wahn hart angefochten, und sonderlich solche, welche aus aller Macht gerecht und fromm sein wollen. Sie kennen die Gerechtigkeit Gottes nicht, welche uns in Christo überflüssig und umsonst gegeben ist, und suchen aus sich selbst so lange gutes zu wirken, bis sie die Freudigkeit haben, vor Gott zu treten als Leute, die mit guten Werken und Verdiensten geschmückt sind, was doch unmöglich geschehen kann. Du warst, als du bei uns warst, in dieser Meinung, oder vielmehr in diesem Irrtum, und auch ich war darin, und auch jetzt noch streite ich dagegen und habe ihn noch nicht überwunden. Darum, mein lieber Bruder, lerne Christum, und zwar den Gekreuzigten; lerne ihm singen und an dir selbst verzweifeln und sprechen: Du, mein Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit; ich aber bin deine Sünde. Du hast angenommen, was du nicht warst, und mir gegeben, was ich nicht war. Siehe wohl zu, daß du nicht einmal eine solche Heiligkeit zu erlangen gedenkst, daß du in deinen Augen kein Sünder scheinen, ja sein willst; denn Christus wohnt nur in Sündern. Darum ist er vom Himmel herabgestiegen, wo er in den Gerechten wohnt, damit er auch wohne in den Sündern. Diese seine Liebe erwäge, und darin wirst du den süßesten Trost finden. Denn wenn wir mit unserer Arbeit und unsern Kämpfen zur Ruhe des Gewissens kommen müßten, wozu wäre er noch gestorben? Also nur in ihm, durch zuversichtliche Verzweiflung an dir selbst und an deinen Werken wirst du Frieden finden und überdem von ihm selbst lernen, daß, wie er

selbst dich aufgenommen und deine Sünden zu den seinen gemacht hat, daß er also auch seine Gerechtigkeit zu der deinigen gemacht hat. Wenn du das festiglich glaubst, wie du mußt (denn verflucht ist, wer das nicht glaubt), so nimm auch deine noch ungezügelten und irrenden Brüder auf und trage sie geduldig... Darum wenn du eine Rose oder Lilie Christi bist, so wisse, daß du unter den Dornen leben sollst, und sieh nur zu, daß du nicht durch Ungeduld, voreiliges Urteil und geheimen Stolz selbst ein Dorn werdest. Mitten unter seinen Feinden ist Christi Reich, wie der Psalm sagt. Was denkst du aber, daß er soll mitten unter Freunden sein? Was dir also fehlt, das erbitte auf deinen Knieen von deinem Herrn Jesu. Er wird dich selber alles lehren; gieb nur immer Acht, was er selbst für dich und alle gethan hat, damit auch du lernest, was du für andere thun mußt. Wenn er selbst nur unter Guten leben und für Freunde hätte sterben wollen, für wen in aller Welt hätte er sterben oder mit wem hätte er jemals leben können? Also handle, mein Bruder, und bitte für mich, und der Herr sei mit dir."

Welch ein zartes, inniges Gemüth spricht sich neben der klaren, tiefen Erkenntnis des Heils in Christo in diesen Worten aus. Und dieser Zug darf uns bei dem durch eine so ernste Schule gegangenen Doctor wohl auffallen. Wir wissen aber, daß er gerade in der Zeit, aus welcher jener Brief stammt, nähere Bekanntschaft machte und sich viel beschäftigte mit einem Lehrer aus dem Mittelalter, bei dem sich diese Wärme und Innigkeit in hohem Maße fand, und in Vergleich mit dessen tief frommer Theologie Luther die Gelehrsamkeit seines eigenen Zeitalters eine eiserne, ja thönerne nannte. Es waren die Predigten des im Jahre 1361 zu Straßburg in einem Gartenhaus seiner Schwester gestorbenen Dominicanermönchs Johannes Tauler, die er kennen und lieben lernte. In diesen Predigten findet sich neben mancherlei papistischem Unrath und wunderlichen Speculationen die Lehre von dem Heil in Christo Jesu so schön und reich dargelegt, daß Luther oft erklärt hat, Taulers Predigten hätten ihn „in den Geist geführt".

Besonders das herzliche Verlangen, von dem eitlen, irdischen Wesen dieser Welt loszukommen und Ruhe und Friede zu finden in Gott und in der innigen Vereinigung mit Christo, in welcher der Gläubige spricht: „Du bist mein und ich bin dein", und Christus immer mehr in uns Gestalt gewinnt — das war es, was in diesen Predigten unsern Luther so wohlthuend ergriff. Dringend empfahl er darum, wie später vielfach anderen, so jetzt schon seinen Freunden Lange und besonders Spalatin Taulers Predigten. „Schmecke und sieh hier", schreibt er an Spalatin, „wie freundlich der Herr ist," und beschwört ihn, sich das Buch anzuschaffen.

Ein Büchlein, das einen ähnlichen Ton wie die Taulerschen Predigten anschlug, und das ebenfalls dem 14. Jahrhundert entstammt war, hatte er mit gleichem Wohlgefallen gelesen, und er gab auch sofort im Jahre 1516 was ihm davon in Händen war in Druck; zwei Jahre später ließ er es dann vollständig mit dem Titel erscheinen, den es seitdem behalten hat: „Ein Deutsch Theologia, das ist ein edles Büchlein vom rechten Verstand, was Adam und Christus sei u. s. w."

Mit diesem Titel hat aber Luther noch etwas angedeutet, das ihm an Tauler und an diesem Büchlein, das er ohne Titel und Namen gefunden, so anzog. — Eine „deutsche" Theologie hatte er hier gefunden, während damals wenig Deutsch, fast nur Latein geschrieben wurde. Ausdrücklich rühmt er auch an Tauler Spalatin gegenüber den deutschen Redefluß. Und wie es ihm wohlgethan hatte, die Wahrheit, die seinem Herzen so theuer war, in deutschem Gewande anzutreffen, so ging nun auch sein Bestreben immer mehr dahin, seinem deutschen Volk in seiner Muttersprache den Rath Gottes verkündigt zu sehen.

In dieser Richtung wirkte er zunächst in seiner Umgebung durch fleißiges Predigen. Der Eifer, welchen Luther in diesem Stück an den Tag legte, war damals unerhört. Unter dem Papsttum war das Predigen so in Abnahme gekommen, daß an manchen Orten der Christenheit fast das ganze Jahr nicht gepredigt wurde. Das Meßopfer für die Lebendigen und die

Todten hatte schier alle anderen Stücke des öffentlichen Gottesdienstes verdrängt. Selbst wo noch gepredigt wurde, war es nicht nach dem Wort Christi: „Prediget das Evangelium“. Luther sagt später von jener Zeit: „Ehemals schämte und scheute man sich, ja man hielts schier für ungereimt, weibisch und eine Schande, Christum auf dem Predigtstuhl zu nennen, und der Propheten und Apostel Namen ward niemals gedacht, noch ihre Schriften angezogen; sondern aller Prediger Regel und Weise zu predigen war diese: Zum ersten ein Thema, Spruch und Frage aus dem Scotus oder Aristoteles, dem heidnischen Meister, fürhalten. Zum andern theilten sie dasselbige. Zum dritten kam man an die Distinctiones und Quästiones. Und dieselbigen Prediger waren die besten, blieben auf dem Evangelio nicht bestehen, handelten auch nicht einen einigen Spruch in der Schrift, ja die heilige Schrift war gar zugedeckt, unbekannt und begraben.“ So konnte ja Luther den Erfurtern schreiben, daß er als Student daselbst nicht eine rechte christliche Lection oder Predigt von irgend einem gehört habe. Viele Priester waren gar nicht imstande, eine Predigt zu halten, und das Volk lebte in der tiefsten geistlichen Unwissenheit dahin. In Wittenberg hatte man allerdings gelehrte Leute genug in kirchlichem Amt; aber gerade der damalige Pfarrer an der Stadtkirche, Simon Heins, war durch Kränklichkeit im Predigen behindert, und als ihm von der Stadt aus ein Gehilfe beigegeben werden sollte, drang man in Luther, der schon durch seine Predigten in der oben beschriebenen Klosterkapelle als tüchtiger Prediger bekannt geworden war, das Hilfspredigeramt anzunehmen. So geschah es, daß, wie Mykonius sagt, das Kindlein Jesus, das bisher im Stalle gewesen war, auch in den Tempel gebracht wurde.

Mit erstaunlichem Fleiße widmete sich Luther dieser neuen Aufgabe. Während sonst das arme unwissende Volk in der täglichen Messe nur das lateinische Gemurmel des Meßpriesters und die lateinischen Chorgesänge vernommen hatte, sorgte Luther dafür, daß die Leute etwas zur Belehrung und zu wirklicher Erbauung zu hören bekamen. Unter seinen Ar=

beiten, die er in einem Brief an seinen Freund Lange aufzählt, erwähnt er auch, daß er täglich in der Pfarrkirche zu predigen habe; ja in der Fastenzeit 1517 predigte er täglich zweimal, und es kam vor, daß er sogar dreimal an einem Tage predigte. Und zwar waren seine Predigten nicht philosophische Abhandlungen oder Erzählungen wunderbarer Heiligenlegenden, sondern er predigte „die Weisheit des Kreuzes, daß der Mensch lerne an ihm selbst verzagen und in Christum hoffen". Dabei verfuhr er nicht wie Zwingli, der, sobald er in Zürich Prediger geworden war, die hergebrachten Texte beiseite schob; sondern er blieb bei den herkömmlichen Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln, über die bei uns heute noch gepredigt wird. Daneben legte er aber der Gemeinde im Sommer 1516 auch die zehn Gebote, und in der Fastenzeit 1517 das Vater Unser in Predigten auf der Kanzel aus. Allen diesen Auslegungen merkt man eine stete Richtung auf die täglichen Bedürfnisse des geistlichen Lebens an. Die Auslegungen der Gebote gehen auf eine große Vielfältigkeit der Verhältnisse und Vorkommnisse des menschlichen Daseins ein, führen aber immer wieder dahin, daß der Mensch sich als einen verlorenen Sünder erkennen müsse, auch „alle Heiligen Sünder seien", und man in Christo und seiner Gesetzeserfüllung allein Trost finden könne. Nur auf Gottes Barmherzigkeit, sagt er beim ersten Gebot, könne sich unsere Hoffnung gründen, nicht auf unsere Werke, aus denen vielmehr Verzweiflung herfließe. „Christus," fährt er fort, „hat für uns gelebt und ist unser Verdienst, wenn wir an ihn glauben. Die aber an ihn glauben, leben hinfort nicht sich selbst, häufen auch nicht eigene Verdienste auf, sondern dienen Christo."

Neben solchem Gold, Silber und Edelgestein heilsamer Wahrheit findet sich ja in diesen Predigten noch mancherlei Zuthat von Holz, Heu und Stoppeln. Aber wie schnell Luther in seinem beständigen Wachstum in der Erkenntnis ein Stück nach dem andern der genannten Art überwand und fallen ließ, zeigt schon eine Vergleichung dieser Predigten über die zehn Gebote mit einer Arbeit, die im Jahre darauf ans Licht trat.

Nicht nur in Predigten wirkte nämlich Luther in jener Zeit zur christlichen Unterweisung und Erbauung der Gemeinde, sondern er begann auch schon in besonderen Schriften für das Volk thätig zu sein. Im Frühjahr 1517 gab er nämlich eine kurze und einfältige Erklärung der sieben Bußpsalmen heraus, deren kurze Vorrede an „alle lieben Gliedmaßen Christi, die dies Büchlein lesen," gerichtet war. Diese „sieben Bußpsalmen mit deutscher Auslegung" sind die erste von ihm selbst verfaßte deutsche Schrift, welche Luther herausgegeben hat, und indem der Auslegung eines jeden Psalms immer eine zusammenhängende Uebersetzung des Textes vorangestellt ist, haben wir hier zugleich die Anfänge der Lutherschen Bibelübersetzung. Der 130. Psalm lautet nach der in dieser Schrift gegebenen Verdeutschung wie folgt:

1. „O Gott, tzu dyr hab ich geschryen von den tyffen o gott erhore mein geschrey.

2. Ah das deine oren achtnehmen wollten auff das geschrey meines bittens.

3. Szo du wilt acht haben auff die sünde, O mein gott O gott wer kan besteen.

4. Dan ist doch nur bey dir allein vorgebung, darum̄ bistu auch tzu furchten.

5. Ich habe gottis gewartet vnn mein seel hat gewartet und auff seyn wort hab ich gebauet.

6. Mein seel die ist tzu gott wartend von der morgen wache biß widder zu der morgen wache.

7. Israel der wartet tzu gott, denn die barmhertzigkeit ist bey gott vnn mannichfaltig ist bey ihm die erloßung.

8. Vnn er wirt erloßen Israel auß allen seinen sunden."

Vergleichen wir diese Uebertragung des Psalms mit der, welche nach Luthers späterer Bearbeitung jetzt in unserer deutschen Bibel steht, so fällt allerdings noch eine gewisse Unbeholfenheit der Sprache bei dieser Erstlingsarbeit in die Augen; immerhin aber klingt uns hier schon jene Kraft und Schlichtheit der Rede entgegen, die später bei viel höherer Vollendung die Sprache Luthers auszeichnete. Klarer aber und frischer als

wir es bei unserm Doctor noch gefunden haben, fließt in diesen Psalmenauslegungen der Strom der christlichen Lehre. Doch finden wir andrerseits keine ausgesprochenen Angriffe auf damals allgemein vorgetragene und angenommene Irrtümer, sondern während Luther später auch in seinen Lehrschriften wie einst die Israeliten in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert führt, so baut er hier scheinbar unbekümmert um obwaltende Gegensätze ruhig weiter, und wer es nicht wüßte, würde aus diesem friedsamen Büchlein gewiß nicht darauf kommen, daß es je einen antichristischen Papst oder einen Ablaßunfug gegeben hätte. Und doch war Junker Tetzel mit seiner Truhe schon im Sachsenland, und Luthers lieber Vorgesetzter Staupitz war vor längerer Zeit verreist, um für seinen Kurfürsten und die Wittenberger Stiftskirche zur Vermehrung ihres Ablaßsegens noch mehr Reliquien aufzukaufen.

Während dieser Reise Staupitzens und nach dessen Rückkehr finden wir Luther, der schon 1515 auf einem Convent zu Gotha zum Districtsvicar für Meißen und Thüringen ernannt worden war, auch in den mancherlei Vicariatsgeschäften thätig, indem er nicht nur eine ausgedehnte und zeitraubende Correspondenz führte, sondern auch selber die ihm befohlenen elf Klöster besuchte, in väterlicher Weise sich der einzelnen Ordensbrüder annahm, mit Ernst und Liebe Zucht übte, wo es nöthig war, und mit Rath, Ermahnung und Trost den Prioren und ihren Untergebenen zu Hilfe kam. So finden wir ihn in Grimma, dann in Erfurt, wo er in seinem früheren Kloster seinen früheren Prior Lange einsetzt, in Dresden, in Gotha, in Langensalza, in Nordhausen, in Magdeburg, in seiner Geburtsstadt Eisleben, wieder in Dresden, wo er in der Schloßkirche predigt. An seinen Freund Lange schreibt er in jener Zeit: „Ich bin Klosterprediger, Prediger bei Tisch, soll täglich in der Pfarrkirche predigen, bin Leiter des Studiums (im Kloster), bin Vicar, das heißt elfmal Prior, bin Vorsteher des Leitzkauer Fischteichs, bin Sachwalter der Herzberger in Torgau, lese über den Paulus, daneben über den Psalter; dazu kommt das Briefschreiben, das mir, wie schon gesagt, den größten Theil meiner Zeit

nimmt; selten finde ich recht Zeit, die Horen*) zu halten; daneben die eigenen Anfechtungen des Fleisches, der Welt und des Teufels. Sieh nur, welch ein müßiger Mensch ich bin."

So war denn Luther ein einflußreicher Mann geworden, einflußreich auf dem Katheder, zu welchem sich die Studenten in immer größeren Schaaren drängten; einflußreich auf der Kanzel, von der seine Predigten an große Versammlungen gerichtet waren; einflußreich endlich durch sein Vicariat, in welchem er auch außerhalb Wittenbergs hin und her eine reiche und vielseitige Thätigkeit entfaltete. Das war der Luther, welchen Carlstadt vorfand, als er von Rom zurückkehrte, und mit dem er, kaum angekommen, in Streit gerieth. Dies ging so zu.

Daß Luther als Prediger scharf die Sünden strafte und doch wiederum Vergebung der Sünde und alles Heil nicht eigenem Thun, sondern dem Glauben an Christum zusprach, hatte bald Widerspruch erfahren. Daß er als theologischer Lehrer angefangen hatte, die Theologie nach der heiligen Schrift vorzutragen, und seinen Vorlesungen biblische Bücher zu Grunde legte, konnte der damals herrschenden hergebrachten Weise gegenüber als eine Neuerung auffallen. Allerdings erkannte ja die römische Kirche die Schrift als Gottes Wort an, und auch Augustin, auf den Luther zurückging, galt als rechtgläubiger Kirchenlehrer. Ferner galten aber auch die scholastischen Lehrer des Mittelalters der römisch-katholischen Theologie als maßgebende Vorbilder, und daß Luther diese in seinen Vorträgen so links liegen ließ, auch manches vortrug, was offenbar den Scholastikern widersprach, konnte schon als ein Abweichen von der als gesund geltenden Theologie betrachtet werden. Es scheint auch, daß schon verdächtigende Äußerungen auch über Luthers Vorlesungen laut wurden. Da geschah es, daß Luthers Schüler Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirch für eine Disputation, die er unter Luthers Vorsitz halten wollte, Thesen aufstellte, in welchen dem natürlichen Menschen alle geistlichen Kräfte abgesprochen wurden. Daß diese Sätze unter Luthers

*) die den Mönchen vorgeschriebenen Gebetstunden.

Einfluß entstanden waren, stand von vorne herein fest, und als im Laufe der Disputation aus einer Schrift „von der wahren und falschen Buße", die bis dahin dem Augustin zugeschrieben wurde und als Hauptstütze der mittelalterlichen Irrtümer in diesem Stück diente, Argumente vorgebracht wurden, erklärte Luther kühn diese Schrift für unächt. Damit stieß er, wie er selbst berichtet, alle sehr vor den Kopf, besonders den Dr. Carlstadt, der nun sein heftiger Widersacher war.

Doch Carlstadt mochte wohl bald merken, wer von ihnen beiden Oberwasser hatte. Es hielt schwer, unter den Wittenberger Studenten noch Zuhörer für die bisherige Schulweisheit zu finden. Carlstadt selber machte sich ans Studium der Schrift und Augustins, und schon im nächsten Frühjahr erfreute er Luther damit, daß er am Sonntag Misericordias Domini, dem Reliquienfest der Schloßkirche, für die zur Auszeichnung des Tages übliche Disputation 152 Thesen aufschlug, über welche Luther voll Freude an einen Freund berichtete: „Das sind nicht mehr Ciceros Sätze, sondern unsers Carlstadt, ja vielmehr des heiligen Augustin. . . Gelobt sei Gott, der wiederum das Licht aus der Finsternis hervorleuchten läßt!" Aber wie edel steht auch hier Luther neben Carlstadt da. Während nämlich Luther sich anerkennend freut über die Leistung des früheren Gegners, deren Mängel ihm wohl nicht verborgen waren, läßt Carlstadt seine Thesen dem Kurfürsten zustellen mit dem Bedeuten, daß sie zu Ehren des Fürsten gereichen sollten, und wenn der Fürst etwas dran wenden und 30 Gulden Druckkosten bezahlen wolle, so werde er die Thesen mit einer Widmung an den Fürsten herausgeben und so dessen Universität eine Ehre bereiten.

Doch Luther freute sich wie einst Paulus, wenn nur Christus gepredigt wurde, ob auch manche ihn aus Neid verkündigten. Mit aufrichtiger Freude berichtete er bald nach der obigen Gelegenheit an Lange, wie durch Gottes Gnade die rechte Theologie bei der Universität Boden gewinne und den Aristoteles und die Scholastiker mehr und mehr verdränge. Er selber arbeitete rüstig an dem Ausbau seiner biblischen und dem Abbau der hergebrachten papistischen Theologie voran. So ließ er

seinen Schüler Franz Günther von Nordhausen, der im Sommer 1517 Baccalaureus wurde, wiederum über das natürliche Unvermögen des Menschen disputiren, wobei u. a. folgende Sätze vertheidigt wurden: „Die Wahrheit ist, daß der Mensch, nachdem er ein fauler Baum geworden ist, nichts als böses wollen und thun kann." — „Das ist falsch, daß der freie Wille sich nach beiden Seiten hin entscheiden könne; er ist vielmehr kein freier, sondern ein gefangener Wille." — „Von Seiten des Menschen geht nichts als Ungeschicktheit, ja Empörung wider die Gnade der Gnade voraus." — „Wir sind nicht Herren unseres Thuns, sondern Knechte von Anfang bis zu Ende." — „Wir werden nicht gerecht, indem wir gerechte Werke thun, sondern wenn wir gerecht geworden sind, thun wir gerechte Werke." — „Es ist ein Irrtum, zu sagen, daß man ohne Aristoteles kein Theologe wird." — „Vielmehr wird keiner ein Theologe, der es nicht ohne Aristoteles wird." — Bei der Behauptung solcher Sätze war sich aber Luther keines Widerspruchs gegen die Lehre der römischen Kirche, obschon einer Abweichung von den Scholastikern bewußt, und obwohl er aus letzterem Grunde gespannt war zu erfahren, was man z. B. in Erfurt, wo die Scholastiker noch regierten, zu solchen Sätzen sagen werde, so war er doch erbötig, auch in Erfurt über das zu disputiren, was er in Wittenberg vertrat.

Bei alledem aber, daß Luther so in kurzer Zeit die geistige Führerschaft einer unter seinem Einfluß emporblühenden Universität, auf welcher damals schon Leute aus dem fernen Schweden zu seinen Füßen saßen, überkommen hatte, war er doch der nüchterne, demüthige Klosterbruder geblieben, der er gewesen war. Als im Jahre 1516 in Wittenberg die Pest auftrat und ein großes Sterben anrichtete, antwortete er auf Langens Rath, die gefährliche Stadt zu verlassen: „Die Welt, hoffe ich, wird nicht einstürzen, wenn Bruder Martin dahinfällt."



Siebentes Kapitel.

Die fünfundneunzig Thesen.

Ablaß war in der katholischen Kirche des Mittelalters die Erlassung der von der von den kirchlichen Vorgesetzten auferlegten Strafen oder Kirchenbußen. Schon bei dem am Anfang des zweiten Jahrhunderts verstorbenen Kirchenvater Irenäus lesen wir von öffentlichen Büßungen grober Sünden, die in den christlichen Gemeinden den Gliedern, welche schweres Ärgernis gegeben hatten, auferlegt wurden, nicht als ob sie damit vor Gott ihre Sünde gut machen sollten, sondern damit die Gemeinde die Aufrichtigkeit ihrer Reue erkenne, und um anderen eine ernste Warnung vor Begehung gleicher Sünde zu ertheilen. Diese Kirchenbußen wurden dann oft auf lange Zeit ausgedehnt, und wiederum wurde wohl einem Sünder, der besonders tief ernste Reue an den Tag legte, die ursprünglich festgesetzte Zeit abgekürzt. In den Zeiten der Verfolgung wurden besonders solche, die verleugnet hatten, mit solchen Kirchenbußen belegt, und wiederum kam es vor, daß auf die Fürsprache solcher, die standhaft ihren Glauben bekannt hatten, ein Sünder die Erlassung oder Abkürzung seiner


IOHANNES TEZEL
Dominicaner Mœnch
und
pæpstl. Ablaſshændler.

Büßung erlangte. Auch die erste allgemeine Kirchenversammlung von Nicäa bestimmte, daß wenn ein Büßender viele und deutliche Merkmale seiner Besserung sehen lasse, es dem Bischof gestattet sei, ihm die Büßungszeit abzukürzen. In späteren Jahrhunderten, als mehr und mehr das Christentum an Veräußerlichung und Werkerei krankte, wurden die Kirchenbußen mehr und mehr gehäuft; die Sünden wurden so nach Classen und Stufen der Strafbarkeit eingetheilt, daß sogenannte Bußbücher nöthig wurden, in denen die Priester Anleitung zum Ermitteln der Sünden und zur Festsetzung der Büßungen fanden. Den Büßenden wurde dann auch möglich gemacht, die ihnen aufgelegten Strafen in andere umwandeln zu lassen, daß z. B. einer, anstatt einen Tag lang bei Wasser und Brot zu fasten, fünfzig Psalmen knieend in der Kirche betete. Eine Vertauschung der Bußen aber, die der Bequemlichkeit der Wohlhabenden und der Habsucht der Priester gleich gut zu statten kam, war die Loskaufung von der eigentlich angemessenen Kirchenbuße durch Erlegung einer entsprechenden Summe Geldes. Doch konnte ein gewöhnlicher Priester oder Bischof nicht die ganze Kirchenstrafe in Geldbuße umsetzen, sondern das Recht hiezu verblieb dem Papst; und gerade diese päpstlichen Ablässe waren es, die aller kirchlichen Zucht den Garaus machen konnten.

In besonders großartigem Maßstab machten die Päpste von ihrem angemaßten Recht, vollkommenen Ablaß zu ertheilen, seit dem Beginn der Kreuzzüge Gebrauch, indem sie allen denen, die sich an diesen Kriegszügen betheiligten, vollkommene Freiheit von allen Büßungen für ihre Sünden zusicherten. Einen noch höheren Aufschwung nahm aber das päpstliche Ablaßwesen, als im Jahre 1300 Papst Bonifacius VIII. das erste große Ablaß-Jubeljahr anstellte, in welchem jeder, der in dem genannten Jahre, wenn er ein Römer sei, dreißig Tage, wenn ein Fremder, fünfzehn Tage lang die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus zu Rom besuchte, nicht allein vollkommenen, sondern sogar allervollkommensten Ablaß haben sollte. Der Erfolg dieser Maßregel übertraf selbst die Erwartungen

des Papstes; die Hunderttausende der Pilger aus aller Welt brachten unermeßliches Geld herzu, und es ist darum nicht zu verwundern, daß spätere Päpste den Zeitraum von hundert Jahren, der nach Bonifaz ein neues Jubeljahr bringen sollte, zu lang fanden und erst auf fünfzig, dann auf dreiunddreißig, schließlich auf fünfundzwanzig Jahre herabsetzten. Bei dem zweiten Jubeljahr, das 1350 unter Clemens VI. gefeiert wurde, war die Menge der Pilger noch ganz bedeutend größer und des Geldes, das sie nach Rom trugen, noch viel mehr als bei dem ersten. Der dritte Jubelpapst, Bonifaz IX., machte noch eine neue Erfindung, indem er in die verschiedenen Länder seine Abgeordneten schickte mit der Vollmacht, seinen Jubelablaß allen zu verkaufen, die so viel entrichten würden, wie ihnen die Reise nach Rom gekostet haben würde, und seine Erfolge stellten die seiner Vorgänger tief in Schatten. Noch ein Stück weiter ging dann im Jahre 1500 der schändliche Alexander VI., indem er die Gnade seines Ablasses auch auf die Seelen im Fegefeuer ausdehnte, denen auf diese Weise die von Freunden oder Verwandten entrichteten Jubelopfer zu gut kommen sollten.

Mit dieser Ablaßspende hatte das Jahrhundert der großen Concilien geschlossen. Ein Jubeljahr konnte ja nun nicht gleich wieder gefeiert werden; Ablaß verkaufen konnte man deshalb doch, und mehrmals sogar war unter Julius II. der Markt eröffnet worden. Dies war geschehen, indem der Papst einen mit den Vollmachten eines Ablaßjahres versehenen Abgeordneten in die Länder schickte, in denen der Ablaß gespendet werden sollte. Auch in Deutschland war ein solcher Ablaßcommissär erschienen und hatte mit seinem Gehilfen Johann Tetzel, einem Dominicanermönch aus Leipzig, der schon einmal wegen Ehebruchs hatte ertränkt werden sollen, viel Geld davongeführt. In einem Ablaßbrief aus jener Zeit wird nicht nur den beiden Eheleuten, welche ihn gelöst hatten, der vollkommene Ablaß ertheilt, sondern auch ihnen, ihren Eltern und Wohlthätern, welche mit Liebe aus der Welt gegangen wären, ewige Theilnahme an allen Gebeten, Fürbitten, Almosen, Fasten, Wallfahrten u. s. w., welche in der ganzen streitenden

Kirche geschehen, zugesichert. Das Geld, welches auf diesem Wege einkam, sollte zum Bau der Peterskirche in Rom verwendet werden.

Nunmehr saß auf dem päpstlichen Stuhl Leo X. aus dem vornehmen Hause der Medici, ein fein gebildeter, kunstsinniger, auf den Glanz seines Hauses bedachter Heide, in welchem sich die Cardinäle, denen er seine Wahl verdankte, gründlich getäuscht hatten. Nicht daß sie ihn für frömmer gehalten hätten, als er sich dann zeigte. Denn einer der Vornehmsten unter



Papst Leo X. nach Raphael.

ihnen war selber imstande, mehrmals mit einem verborgenen Dolch sich zum Papst zu begeben, um ihn zu tödten, bis er es vorzog, zum Gift seine Zuflucht zu nehmen, um diesen Papst aus dem Wege zu räumen, der anstatt, wie die Cardinäle gehofft hatten, die päpstliche Gewalt beschränken zu lassen, die Ziele seines Strebens nach Macht nur noch höher steckte. Doch der Mordplan wurde entdeckt; Leo schleuderte seine Gegner zu Boden und verschaffte sich durch die Ernennung von einunddreißig Cardinälen auf einmal eine ihm ergebene Majorität. Zugleich brachte ihm diese Hulderweisung schweres Geld ein; denn die so Ausgezeichneten mußten ihrer Erkenntlichkeit klingenden Ausdruck verleihen. Doch Leo verbrauchte

auch unermeßliches Geld. Nicht nur hatte er seinen Verwandten große Summen zuzuwenden, sondern seine politischen Umtriebe verschlangen fort und fort viele Tausende. So mußten denn immer neue Geldquellen eröffnet werden. Als eine solche hatte sich der Ablaß bewährt, und einen Vorwand zu neuer Spendung desselben bot der unter dem vorigen Papst begonnene Ausbau der Peterskirche in Rom. So wurden denn drei Commissäre mit der Leitung dieses Ablaßhandels betraut. Einer von diesen war der Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg. Derselbe war von seinem Kapitel auf das Versprechen hin erwählt worden, daß er das Geld, welches er für das Pallium, den weißen mit Kreuzen besetzten und vom Papst geweihten erzbischöflichen Kragen, an den Papst entrichten mußte, nicht aus seinem Erzstift schlagen, sondern selber aufbringen werde. Er hatte demgemäß von dem reichen Hause Fugger in Augsburg 30,000 Goldgulden geborgt, und um diese drückende Schuld bezahlen und anderen Verbindlichkeiten gerecht werden zu können, übernahm er jetzt um die Hälfte des Erlöses den Ablaßhandel für sein ausgedehntes Gebiet. Bald zogen Unterkommissäre dieser hohen Herren als die eigentlichen Ablaßhausirer von Stadt zu Stadt und boten mit großem Pomp den päpstlichen Ablaß feil.

Unter diesen Ablaßkrämern war der gewandteste, unverschämteste der schon erwähnte Johann Tetzel, den nun der Kurfürst von Mainz in seinen Sold nahm. Dieser Mensch wußte den Aberglauben und den fleischlichen Sinn des Volkes in gleichem Maße auszubeuten. Mit großem Prunk wußte er seinen schnöden Schacher zu umgeben. Zog er in irgend eine Stadt ein, so ließ er sich vorher ankündigen. Endlich hieß es: „Er kommt!“ und nun zogen Priester, Mönche, die Lehrer und Schüler, Rathsherren, Männer und Weiber in langem, feierlichem Zug mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel und brennenden Kerzen dem dicken Mönch und seinen Begleitern entgegen; unter dem Geläute aller Glocken und dem Freudenjubel des Volks ging es in die Stadt hinein und unter Orgelton in die Hauptkirche, von der dann der Ablaßkrämer

On Aplas von Rom

kan man wol selig werden



durch anzaigung der götlichen
hailigen geschrifft.

Darstellung eines Ablaßmarkts. Titelblatt einer Flugschrift aus der Zeit des Anfangs der Reformation.

mit Aufrichtung seines rothen Kreuzes und des päpstlichen Banners Besitz ergriff. In den andern Kirchen mußten die Priester nach einer summarischen Instruction den Ablaß dem Volke anpreisen. Besser aber als alle verstand es Tetzel selbst, seine Waare herauszustreichen; denn nicht nur kam ihm seine von Natur lose und durch langjährige Erfahrung geübte Zunge zu statten, sondern es brachte es auch kein Anderer über sich, so frech und gotteslästerlich vom Ablaß zu reden wie er. Die höchste, herrlichste Gabe Gottes nannte er ihn. Des Papstes Kreuz, das er aufrichtete, vermöge eben so viel wie das Kreuz Christi, sagte er, und er selber möchte nicht mit Petrus im Himmel tauschen, denn er habe mehr Seelen gerettet als jener. Der Papst habe mehr Macht als alle Apostel, Engel und Heiligen; denn diese wären unter Christo, der Papst aber sei Christo gleich; ja seit seiner Himmelfahrt habe Christus bis zum jüngsten Tag in der Kirche nicht mehr zu regieren, sondern seine Herrschaft dem Papst übergeben als seinem Statthalter.

So war denn der Zudrang zu Tetzels Ablaßmarkt ungeheuer. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, selbst solche, die sich das Geld dazu erst betteln mußten, lösten Ablaß für sich und ihre Anverwandten, besonders für die Verstorbenen, die sie im Fegfeuer glaubten, und deren Qualen Tetzel und seine Gehilfen mit so beredten Worten zu schildern wußten. Gegen besondere Bezahlung wurde der Ablaß nicht nur für schon begangene, sondern selbst für noch beabsichtigte Sünden ertheilt. Daß dem frechen Ablaßkrämer dabei auch hin und wieder ein Schabernack gespielt wurde, störte ihn weiter nicht; er entschädigte sich dafür, indem er von dem Gelde, das für ihn selbst abfiel, herrlich und in Freuden lebte, und er hätte wohl noch mehr für sich auf die Seite geschafft, wenn nicht Angestellte des Hauses Fugger stets ein wachsames Auge auf seine Truhen und Schlüssel zu denselben gehabt hätten.

Der Schaden, den dieser Marktschreier in jenen durch Mißernten und Seuchen schwer heimgesuchten Zeiten den Taschen der armen Leute zufügte, war gering anzuschlagen gegen den

Schaden, den ihre armen Seelen nahmen. Die Vortheile, welche der Ablaß gewähren sollte, waren folgende. Zunächst sollten alle diejenigen, welche reumüthigen Herzens beichten und Ablaß lösen würden, der Gnade Gottes und der Freiheit von allen Strafen des Fegefeuers versichert sein. Gegen weitere Bezahlung sollte man sich noch folgende drei Vortheile verschaffen können: 1.) das Recht, sich anstatt des zuständigen Beichtvaters nach Belieben einen andern zu wählen, der für noch behaltene Sünden absolviren und Leistungen gethaner Gelübde in andere, bequemere umwandeln könne. 2.) Theilhaberschaft an allen Gebeten, Fasten, Wallfahrten und anderen guten Werken der streitenden Kirche. 3.) Die sofortige Erlösung der Seelen Verstorbener aus dem Fegefeuer. Und zwar sollten diese drei Vergünstigungen auch ohne Zerknirschung und Beichte zugänglich sein und verbrieft werden, wenn nur die erforderliche Taxe entrichtet werde, wie ja in Beziehung auf die letzgenannte Kraft des Ablasses Tetzel den Spruch führte:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele in den Himmel springt."

Und gerade die zerrüttende Wirkung dieser Stücke auf die Gewissen des armen Volks war es, die im Verein mit den lästerlichen Reden Tetzels und den Anfragen, die in Betreff derselben an ihn kamen, den Wittenberger Doctor zu einem Schritt drängte, der von weittragendster Bedeutung werden sollte.



Die erste Kunde von Tetzels Auftreten in Sachsen hatte Luther im Frühling des Jahres 1516 zu Grimma erhalten, wo er mit Staupitz und Link das Augustinerkloster inspicirte, während Tetzel in Wurzen sein Unwesen trieb. Als er dann wieder in Wittenberg von dem fortgesetzten Treiben des Ablaßhändlers vernahm, konnte er nicht umhin, seine Pfarrkinder auf der Kanzel vor dem Mißbrauch des Ablasses zu warnen. Schon an diesen Predigten, von denen er eine noch im Jahre

1516, eine oder mehrere andere im Frühjahre 1517 hielt, merkt man deutlich, wie Luther bangte vor dem schädlichen Einfluß des Ablasses auf das geistliche Leben der Pfarrkinder. In der Predigt am 10. Sonntag nach Trinitatis 1516 gesteht er zwar noch dem Papst das Recht und Vermögen zu, auf Grund geschehener Fürbitte die von ihm auferlegten Strafen hier und im Fegefeuer zu erlassen; aber er klagt, daß die Ablaßprediger das Volk nicht recht unterrichten und es in dem gefährlichen Wahne lassen, daß man selig sei, wenn man Ablaß habe. Darum warnt und ermahnt er seine Zuhörer, sich nicht durch den Ablaß von Christo und seinem Kreuz ab und einer fleischlichen Sicherheit und Trägheit zuführen zu lassen. Dieselben Klagen und Ermahnungen hören wir in der Predigt am Tage St. Matthiä 1517. Auch sonst hören wir, daß er sich in jener Zeit über den Ablaßmißbrauch ausgesprochen hat, und mit einer Predigt, die er über diesen Gegenstand in der Schloßkirche hielt, hat er sich, wie er später berichtet, „bei seinem Fürsten schlechte Gnade verdient", da, wie schon bemerkt, mit dem Reliquienschatz jener Kirche auch reicher Ablaß und aus diesem Gewinn für das Stift verknüpft war. Aber auch Tetzel wurde zugetragen, was in Wittenberg über den Ablaß gepredigt wurde, und wir erfahren, wie er weidlich schalt und wüthete über die, welche den Ablaß herabsetzten, auch als Ketzermeister ein Feuer anzünden ließ, um darauf hinzuweisen, daß es gefährlich werden dürfte, des Papstes Ablaß anzutasten.

Indes traten die schlimmen Folgen des Tetzelschen Unfugs auch in Wittenberg immer deutlicher zu Tage. Nach Jüterbock, Zerbst, und wo sonst Ablaß zu haben war, zogen die Leute in hellen Haufen, und mit Ablaß kehrten sie heim des Lobes voll über dessen hohen Werth, wie ihnen Tetzel denselben angepriesen hatte. Mit Schrecken und Entsetzen hörte Luther, wie es dieser Unverschämte trieb; mit tiefer Betrübnis sah er, was aus seinen Beichtkindern durch solche Verführung wurde. Viele trugen eine früher nicht beobachtete Leichtfertigkeit zur Schau, waren sogar unwillig und frech, wenn ihnen die Schwere ihrer Sünden vorgehalten wurde und

ihnen der Doctor, da sie keine Reue zeigten, die Absolution verweigerte, und pochten auf ihre Ablaßzettel, liefen auch wohl zu Tetzel und beschwerten sich. Wozu sollten sie sich auch groß der ernsten Besserung des Lebens befleißigen, zu der sie Luther ermahnte, oder noch Bußleistungen auf sich nehmen? Hatten sie sich doch in den unermeßlichen Schatz der Verdienste aller Heiligen eingekauft. Und wenn sie Luther nicht absolviren wollte, so hatten sie ja das Recht erstanden, sich einen andern Beichtvater zu suchen, der es weniger streng nähme und den Ablaß besser respectirte als er. Wo sollte das enden? Mußte nicht, wenn das so fortging, alle kirchliche Zucht dahinfallen und das Volk so weit kommen, daß es ruchlos und frech Gottes heiliges Gesetz und Christi theures Blut verachtete? Andere mochten ähnliche Erfahrungen machen und ähnliche Befürchtungen hegen, wie Luther; denn es kamen mündliche und schriftliche Anfragen an ihn über dies Ablaßunwesen.

So rückte der Allerheiligentag 1517 heran, zugleich der Kirchweihtag der Wittenberger Schloßkirche, an welchem den zahlreichen Festgästen, die zu dieser Feier herbeizuströmen pflegten, wieder Ablaß in Aussicht stand. Wohl mochte Luther mit sich zu Rathe gehen, wie er sich hiezu verhalten solle. Schweigen durfte er nicht, und selbst wenn er gewollt hätte, so hätte er bei einer Gelegenheit, wo viele Theologen zu erscheinen pflegten, eine Aussprache über diese brennende Frage nicht umgehen können, ohne sich gerechten Vorwürfen auszusetzen. So beschloß er denn, folgenden Weg einzuschlagen. Die Ehrentage der mit der Universität so enge verknüpften Stiftskirche pflegten durch academische Veranstaltungen ausgezeichnet zu werden, und die auf dieselben bezüglichen Ankündigungen brachte man durch Anschlagen an die Thüren der Kirche vor die Öffentlichkeit. So hatte ja auch Carlstadt seine oben erwähnten Thesen im April jenes Jahres angeschlagen. Luther theilte also dem geistlichen Vorgesetzten der Kirche und Universität, dem Bischof Hieronymus Scultetus von Brandenburg, seine Bedenken über den Mißbrauch des Ablasses und seine Absicht, etwas dagegen zu thun, in einem Schreiben mit. Da er inzwischen erfahren

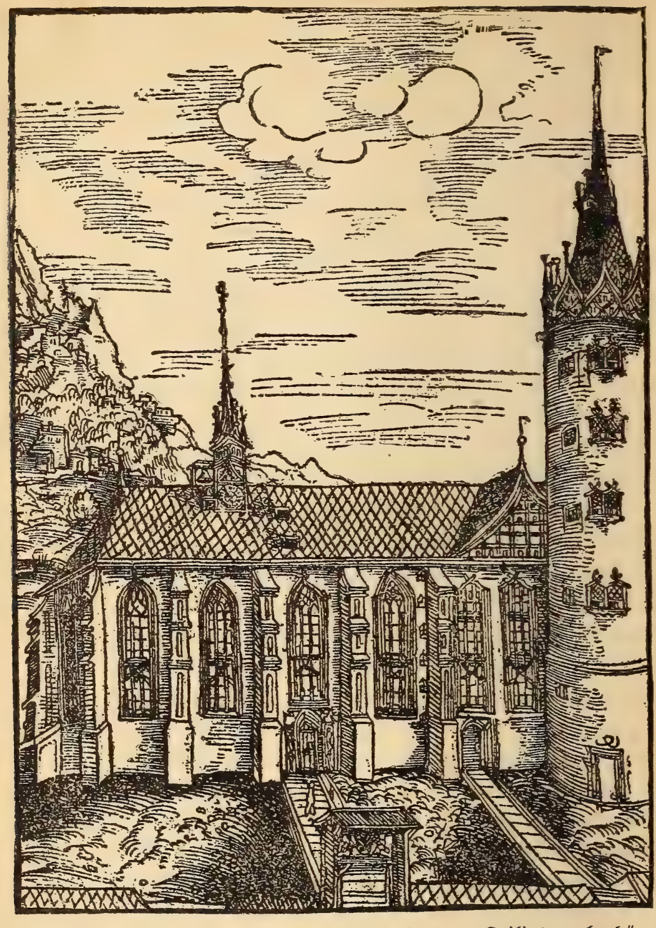


Abbildung der Schloßkirche im Wittenberger „Heiligtumsbuch“ vom Jahre 1509.

hatte, daß der Erzbischof Albrecht von Mainz bei dem Ablaßhandel betheiligt sei, und welche Instructionen unter des Erzbischofs Namen dabei umhergeführt würden, richtete er auch an diesen ein Schreiben und bat ihn demüthig und ehrerbietig,

aber fest und entschieden, das Ärgernis abzuthun, durch welches so viele in Gefahr kämen, an ihrer Seele Schaden zu nehmen. „Welche Gefahr und Schrecken", schreibt er, „muß ein Bischof gewarten, der nichts Anderes als den Ablaß mit großem Gepränge gestattet unter dem Volk zu verbreiten, während das Evangelium dahinten und verschwiegen muß bleiben, und dem also viel mehr am Ablaß als am Evangelium gelegen ist? Wird nicht Christus zu ihm sagen: Die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket? Dazu kommt, hochwürdigster Vater in Gott, daß in der Instruction der Commissäre, unter Ew. Hochwürden Namen ausgegangen, gesagt wird — ohne Zweifel, hochwürdigster Vater, ohne Euer Wissen und Willen — jenes unschätzbare Gut, der Ablaß, sei eine der vornehmsten Gnaden, wodurch der Mensch mit Gott versöhnt werde und alle Strafen des Fegefeuers ausgetilgt würden; item, daß denen, die Seelen oder Beichtbriefe lösen, Reue nicht nöthig sei. Aber was soll ich machen, hochwürdigster Bischof und durchlauchtigster Kurfürst, als daß ich Ew. Hochwürden bitte, Ew. Kurfürstl. Gnaden wollten ein Auge väterlicher Sorge auf diese Sache haben und diese Instruction ganz und gar weg thun und den Ablaßpredigern eine andere Weise, den Ablaß zu predigen, befehlen, daß nicht vielleicht endlich einer aufstehe und beide die Ablaßprediger und die Instruction widerlege zu Ew. durchlauchtigsten Hoheit höchster Schmach." — Diesem Schreiben legte nun Luther auch eine Reihe Sätze bei und bemerkte dazu: „Wenn es Euch, hochwürdigster Vater, gefällt, mögt Ihr diese meine Streitsätze ansehen, damit Ihr erkennet, wie der Wahn vom Ablaß ein gar ungewiß Ding sei, während doch jene träumen, er wäre ganz gewiß."

Es war am 31. October, als Luther dieses Schreiben mit den beigefügten Sätzen an den Erzbischof abfertigte. Am Nachmittag dieses Tages, als am Vorabend aller Heiligen, nahm auch das Kirchweihfest der Schloßkirche seinen Anfang. In dem Gottesdienst, mit dem dasselbe beginnen sollte, hatte Luther zu predigen. Vor dem Gottesdienst aber schlug er jene Streitsätze oder Thesen, 95 an der Zahl, auch an die Thüre der

Schloßkirche an. Sie waren als für eine gelehrte Disputation bestimmt in lateinischer Sprache verabfaßt. Die ebenfalls lateinische Ueberschrift und Ankündigung lautet auf deutsch:

„Disputation Doctor Martin Luthers, des Theologen, zur Erklärung der Kraft der Abläßse.

Aus Liebe und Fleiß, die Wahrheit an den Tag zu bringen, wird über die folgenden Sätze disputirt werden zu Wittenberg unter dem Vorsitz des ehrw. Vaters Martin Luther, der freien Künste und der h. Theologie Magisters und derselben ordentlichen Lehrers daselbst. Derselbe bittet deshalb, daß die, welche nicht gegenwärtig in Worten mit uns verhandeln können, dies in Abwesenheit schriftlich thun mögen. Im Namen unsers Herrn Jesu Christi, Amen."

Hören wir nun einige dieser Thesen*). Die erste lautete:

„Unser Herr und Meister Jesus Christus, da er spricht: Thut Buße 2c., will, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei."

Schon dieser erste Satz ist höchst bedeutsam. Vorne an und damit an der Spitze der ganzen Reihe steht der Name, in welchem allein Heil für arme Sünder zu finden ist, und nicht ein Ausspruch eines der angesehenen Kirchenlehrer, sondern ein Wort aus Christi Munde, das Wort, mit welchem auch der Prophet aus des Vaters Schoß sein Lehramt anfing, ist der ganzen Disputation zu Grunde gelegt. Zugleich aber tritt hier von vorne herein das praktische Interesse zu Tage, das Luther bei Aufstellung dieser Sätze im Auge hatte. Der Christen Glaube und Glaubensleben war durch das Ablaßwesen bedroht und sollte nun in Schutz genommen werden. Christus, das Wort und die Gläubigen sind es also, wofür Luther hier eintritt.

In den folgenden Thesen läßt er zwar dem Papst das Recht, Ablaß zu ertheilen, beschränkt dasselbe aber auf die Kirchenstrafen, die der Papst selber auferlege. So heißt es in der 5. These:

*) Eine Uebersetzung der 95 Thesen s. „Luthers Volksbibliothek", Band 17. 18. Seite 247 ff. (Vgl. Vorwort S. 3.)

„Der Papst will und kann keine Strafen erlassen außer denen, die er selber nach seiner oder der Kirchengesetze Verfügung auferlegt hat."

Doch will er solche Strafen nur den Lebenden auferlegt wissen, wie er in der 8., 9. und 10. These sagt, und die elfte lautet:

„Das Unkraut, daß die Kirchenstrafe in Pein des Fegefeuers umgewandelt werden könne, scheint sicherlich gesät worden zu sein, während die Bischöfe schliefen."

Damit tritt Luther, ohne das Fegefeuer selber in Frage zu stellen, der verderblichen Praxis gegenüber, nach der man die Besserung des Lebens ins Fegefeuer verschob und dann durch Ablaß auch den Verstorbenen abnahm, wodurch der sittlichen Leichtfertigkeit aller mögliche Vorschub geleistet wurde. Nachdem er dann in der 20. These erklärt hat, der Papst selber denke bei vollkommenem Ablaß für alle Strafen nicht schlechthin an alle, sondern nur an die, welche er selbst auferlegt habe, greift er in der 21sten die Ablaßhändler direct an, indem er schreibt:

„Es irren also die Ablaßcommissäre, welche sagen, durch des Papstes Ablaß werde der Mensch los und ledig aller Strafe und selig."

Dahin geht auch die 27. These, welche lautet:

„Diejenigen predigen Menschenlehre, welche sagen, daß sobald das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegefeuer springe."

Ebenso die 32ste:

„Die werden samt ihren Meistern ewig verdammt, welche durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein glauben."

Doch nicht nur die Reden der Ablaßkrämer greift er an, sondern auch an die Bestimmungen der mehrfach erwähnten Instruction des Mainzer Erzbischofs wagt er sich, wenn er schreibt

These 33.: „Man soll sich mit Fleiß hüten vor denen, welche sagen, des Papstes Ablaß sei jene unschätzbare Gabe Gottes, dadurch der Mensch mit Gott versöhnt werde."

These 35.: „Die predigen nicht christlich, welche lehren, daß die, welche Seelen oder Beichtbriefe lösen wollen, Reue nicht nöthig haben."

Hingegen sagt er in den beiden folgenden Thesen, daß jeder wahre, aufrichtig bußfertige Christ auch ohne Ablaßbrief völlige Vergebung und Theilhaberschaft an allen Gütern Christi und der Kirche habe. Dann kommt er wieder auf die Art und Weise, wie man den Ablaßhandel trieb, und richtet sich gegen die maßlose Anpreisung des Ablasses und die Herabsetzung der Werke barmherziger Liebe gegenüber dem Ablaßkauf. — So heißt es

These 39.: „Es ist selbst für hochgelehrte Theologen eine höchst schwierige Sache, zugleich den Reichtum des Ablasses und das wahre Wesen der Reue vor dem Volke zu preisen."

These 41.: „Vorsichtig soll der apostolische Ablaß gepredigt werden, damit nicht das Volk irrtümlich es so verstehe, als werde derselbe anderen guten Werken der Liebe vorgezogen."

These 42: „Man soll die Christen lehren, daß des Papstes Meinung nicht ist, der Ablaßkauf solle in irgend einer Hinsicht den Werken der Barmherzigkeit gleichgestellt werden."

These 43.: „Man soll die Christen lehren, daß, wer dem Armen giebt und dem Dürftigen leiht, besser thut, als wenn er Ablaß kaufte."

These 45.: „Man soll die Christen lehren, daß, wer einen Darbenden sieht und, anstatt ihm zu helfen, Ablaß kauft, nicht des Papstes Ablaß, sondern Gottes Ungnade auf sich bringt."

These 47.: „Man soll die Christen lehren, daß der Ablaßkauf frei, nicht geboten ist."

Wir haben oben gehört, mit welchem Pomp man die Ablaßkrämer einzuholen pflegte, und wie dann in den Kirchen der Ablaß gepredigt wurde. Auch hiegegen wendet sich Luther. Er schreibt

These 53.: „Feinde Christi und des Papstes sind die, welche des Ablaßpredigens wegen in andern Kirchen das Wort Gottes gänzlich schweigen heißen."

These 54.: „Unrecht geschieht dem Worte Gottes, wenn man in einer Predigt ebensoviel oder mehr Zeit auf den Ablaß verwendet als auf jenes."

These 55.: „Des Papstes Meinung kann nur die sein, daß, wenn man den Ablaß, der das Geringste ist, mit einer Glocke und einfachem Gepräng und Ceremonien feiert, das Evangelium, welches das Höchste ist, mit hundert Glocken, hundertfachem Gepräng und hundertfachen Ceremonien gepredigt werden solle."

Da man das Recht der Päpste zur Ertheilung des Ablasses von dem angeblich ihnen zur Verfügung stehenden Schatz der Verdienste Christi und der Heiligen herleitete, so wendet sich Luther auch gegen diese Begründung, und nachdem er in der 58. These eine solche Verwendung der Verdienste Christi und der Heiligen in Abrede gestellt hat, sagt er in der 62. These:

„Der wahre Schatz der Kirche ist das hochheilige Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes."

These 63.: „Dieser Schatz ist billig der verhaßteste, weil er aus den Ersten die Letzten macht."

These 64.: „Der Ablaßschatz hingegen ist billig der angenehmste, weil er aus den Letzten die Ersten macht."

Ja mit beißendem Hohn fährt er fort und sagt in den folgenden Thesen, während das Evangelium das Netz sei, mit dem man vor Zeiten die Leute des Reichtums gefischt habe, so sei jetzt der Ablaßschatz das Netz, womit man die Reichtümer der Leute fische, und in sofern sei allerdings die Ablaßgnade groß.

In den folgenden Thesen werden dann die Bischöfe und Pfarrherren ermahnt, zwar die Ablaßcommissäre mit aller Ehrerbietung aufzunehmen, aber Augen und Ohren offen zu halten, daß jene nicht anstatt des päpstlichen Auftrags ihre eigenen Träume predigen. Wie weit er aber entfernt war, gegen den Ablaß selbst vorgehen zu wollen, und wie er nur gegen den Mißbrauch des Ablasses zeugen wollte, geht besonders klar hervor aus den zwei folgenden Sätzen.

These 71.: „Wer gegen die Wahrheit des apostolischen Ablasses redet, der sei verflucht und vermaledeit."

These 72.: „Wer aber gegen die losen und leichtfertigen Reden eines Ablaßpredigers Sorge trägt, der sei gesegnet."

Damit glaubte er ganz in Uebereinstimmung mit dem Papst zu reden, denn die beiden folgenden Thesen lauten:

These 73. „Wie der Papst mit Recht seinen Bannstrahl schleudert gegen solche, die dem Ablaßhandel zum Schaden Ränke schmieden",

These 74. „So beabsichtigt der Papst noch viel mehr seinen Bannstrahl zu schleudern gegen solche, die den Ablaß vorschützend auf Betrug an der heiligen Liebe und der Wahrheit aus sind."

Es ist eben hieraus ersichtlich, daß Luther, wie er später gestand, damals weder den Ablaß noch den Papst durchschaut hatte. Wie oben, so tritt er auch ferner in den Thesen für den Papst ein. Nachdem er nämlich noch einige lose Reden der Ablaßkrämer verurteilt und den Bischöfen, Pfarrherren und Theologen vorgehalten hat, daß sie Rechenschaft werden geben müssen, wenn sie es leiden, daß solche Reden ins Volk kommen, beklagt er, daß diese Ablaßprediger es auch den Gelehrten schwer machen, den Papst gegenüber den spitzen Fragen des gemeinen Mannes zu vertheidigen. Sein gutes Zutrauen zum Papst spricht sich in der 91. These nochmals aus, wo er schreibt:

„Wenn der Ablaß nach des Papstes Sinn und Meinung gepredigt würde, so würden alle jene Fragen mit Leichtigkeit gelöst werden, ja gar nicht vorhanden sein."

In den beiden letzten Thesen kehrt er endlich wieder zu dem Gedanken zurück, von welchem er ausgegangen ist, und schreibt:

These 94. „Man soll die Christen ermahnen, daß sie sich befleißen, Christo ihrem Haupte durch Pein, Tod und Hölle nachzufolgen."

These 95. „Und so sollen sie sich getrösten, daß sie durch viel Trübsal, nicht durch Friedenssicherheit, eingehen in den Himmel."

Da haben wir wieder Christum, das Haupt, zu dem er weist, das Heil der Christenseelen, das er sucht, und ein Gotteswort (Apostelgesch. 14, 22.) worauf er seine Sache gründet, und in diesem Schluß spricht sich wie im Anfang der Geist dieses merkwürdigen Schriftstücks aus.

Ein in mancherlei Hinsicht merkwürdiges Schriftstück sind diese 95 Thesen. Auffallend geringen Umfangs ist der Angriffspunkt, gegen den Luther seine Schläge zielte. Nicht wollte er antasten die Gewalt des Papstes, nicht die Lehre vom Fegefeuer, auch nicht den Ablaß selbst. Im Gegentheil, er nahm ja, wie wir gesehen haben, in den Thesen den Papst und seinen Ablaß ausdrücklich in Schutz und behandelte die Ablaßkrämer als Feinde beider. Und doch war die Aufstellung und Veröffentlichung dieser Sätze eine wahrhaft reformatorische That, ein Angriff ganz anderer Art, als es die Angriffe der Pariser Theologen und der großen Concilien im vorhergehenden Jahrhundert gewesen waren. Was jene nicht gethan hatten, das that hier Luther: er ließ Christum A und O, Anfang und Ende sein, und wo dies geschah, mußte der Papst als Antichrist offenbar werden, obschon Luther selbst ihn damals noch nicht als solchen erkannte; er legte den Maßstab des Wortes Gottes an, und wo dies geschah, mußte das Papsttum offenbar werden als eine Zwingburg, welche der Fürst der Finsternis angelegt hatte, die Christenheit um die Freiheit zu berauben, damit sie Christus befreit hat. In diesen Thesen war es im Werk, daß Gott den Boshaftigen offenbar machte, um ihn endlich umzubringen durch den Geist seines Mundes. Mit vollem Recht feiern wir darum den 31. October als den Gedächtnistag der Reformation.

Es wird berichtet, Kurfürst Friedrich der Weise habe in der Nacht vor dem Anschlag der 95 Thesen einen wunderbaren Traum gehabt. Es sei ihm gewesen, als sähe er einen Mönch, einen Sohn des Apostels Paulus, große Schriftzüge, die auf dem kurfürstlichen Sitz zu Schweinitz lesbar waren, an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg schreiben, und zwar mit einer gewaltig knarrenden Riesenfeder, die bis nach Rom

reichte und daselbst einem Löwen durch ein Ohr in den Kopf und durch das andere wieder hinaus fuhr, dann sich noch weiter streckte und dem Papst so gewaltig an seine dreifache Krone stieß, daß sie wackelte und der Fürst sich bemühte, sie zu halten, auch alles Volk in Rom und im Reich zulief, um die Feder zu zerbrechen und den Papst vor ihr zu retten; aber vergebens, sie mußten den Mönch mit seiner Feder machen lassen.

Welche Bewandtnis es mit diesem Traum gehabt haben mag, lassen wir hier dahingestellt; jedenfalls findet sich jeder Zug desselben in der Geschichte der Thesen und ihrer Folgen wieder. Bald begann auch der Löwe in Rom zu brüllen, und von allen Seiten sprang man bei, um die Feder des Schülers St. Pauli zu zerbrechen, vor deren Stößen die dreifache Krone schnell ins Wackeln und Wanken kam. Denn das konnte sich die Sippe, die von den Ablaßgeldern praßte, im Kopf ausrechnen, daß, wenn solche Grundsätze, wie sie in den Thesen standen, Boden gewännen, und besonders wenn das Volk auf Buße und Glauben gewiesen würde, die päpstlichen Gnadenpapiere ihren Werth verlieren und die trüben Quellen, die das Gold in der Prälaten und Päpste Säcke und Truhen führten, versiegen würden. Hätte Luther Christum und das Evangelium angetastet, das hätte man ihm in Rom und Mainz wohl verziehen; was er aber jetzt gethan hatte, war eine Sünde, für die es keinen Ablaß gab.



Achtes Kapitel.

Folgen der fünfundneunzig Thesen. Luther in Heidelberg.

Wie weithin rollender Donner, der ein Vorgefühl erfrischenden Regens, oder auch Gedanken an zündende Blitze wachruft, hallten die kräftigen Sätze des Wittenberger Mönchs hinaus in die Lande, bis man selbst über den Alpen im sonnigen Italien und in Rom von weitem das erste Grollen des Gewitters vernahm, das droben in Deutschland heraufzog. Die Gelegenheit, bei welcher Luther seine 95 Thesen veröffentlichte, war dazu angethan, dieselben gleich zur Kenntnis vieler kommen zu lassen. Wahrscheinlich wurden sofort von dem Exemplar, das an der Kirchenthüre in die Augen fiel, Abschriften genommen, die dann zum Theil von auswärtigen Besuchern mit heim getragen wurden. Was Luther nicht beabsichtigt hatte, geschah. Die Thesen, die für einen kleinen Kreis bestimmt waren, schwirrten bald in ganz Deutschland umher, und zwar nicht nur unter den Gelehrten, sondern in deutscher Übersetzung auch unter dem Volk. Wie von den Winden oder von Engeln getragen eilten sie schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland, und überall machten sie ungeheures Aufsehen.

Ueber die Aufnahme, welche die Sätze fanden, haben wir sowohl von Luther selbst als von Zeitgenossen Berichte. „Da funden sich viele fromme Männer“, heißt es in Luthers Vorrede zu einer späteren Ausgabe der Thesen, „die ein groß Gefallen an meinen Propositionen hatten und viel davon hielten.“ Sein Schüler Mathesius berichtet: „Was fromme Mönche waren, welche vermeinten, in Klöstern selig zu werden, und denen der Kostnitzer Handel noch stetig im Sinn lag und eben verdächtig war, nahmen die kurze Schrift mit Freuden an, wie man von dem frommen Mönche Dr. Fleck sagt, der die Universität Wittenberg durch seine Predigt hat helfen einweihen und daneben geweissagt, daß alle Welt von diesem weißen Berg Weisheit holen und bekommen werde. Dieser Mönch, sage ich, der auch sein Lebtag keine Messe gehalten, .. findet zu Steinlausig in seinem Rempter die Propositiones angeschlagen, und wie er ein wenig darin lieset, schreit er vor Freude auf: Ho, ho! und sagt: Der wirds thun; er kommt, darauf wir lange gewartet haben.“ Luther erwähnt der Theilnahme dieses Mannes später in einem Brief mit den Worten: „Ich habe Flecken lieb, denn er war ein troſtreicher Mann; seine Worte waren hochtröstlich. Er schrieb mir gleich, als ich meine Thesen herausgegeben hatte, eine vortreffliche Epistel. Ich wollt zehn Gulden darum geben, daß ich sie noch hätte.“

Andere mochten freilich weniger Veranlassung fühlen, an Luther ermunternde Briefe zu richten. Konnte doch, was der Wittenberger Mönch unternommen hatte, als ein hoffnungsloses Unternehmen erscheinen. „Du sagst die Wahrheit, guter Bruder, aber du wirst nichts ausrichten; geh in deine Zelle und sprich: Herr, erbarme dich meiner“ — sprach der alte Dr. Albert Krantz zu Hamburg, als er kurz vor seinem Tode die Thesen las, und zu Herter in Westfalen sprach ein Anderer: „Min leewe Broder Marten, wenn du dat Fegefüer un de Papenmarketenderei störmen un wegschludern kannst, bist du vorwahr en groter Herr.“ In Wittenberg selbst stimmte Carlstadt wieder nicht mit Luther, der ihm zu weit ging. Die Ordensbrüder sahen schon ihre Feinde, die Dominicaner, triumphiren, daß

nun auch ein Augustiner werde brennen müssen, wie aus jenem Orden Savanarola und andere waren verbrannt worden. Luthers Freund Dr. Schurf meinte auch: „Was wollt Ihr machen? Man wirds nicht leiden", worauf er freilich von Luther die Antwort bekam: „Wie, wenn mans müßte leiden?"

So keck, wie es nach dieser Antwort scheinen könnte, war Luther selber in jener Zeit allerdings nicht zu Muthe. Eine Disputation hatte er gesucht; aber zu einer solchen stellte sich niemand. Was er hingegen nicht gesucht hatte, sah er jetzt vor sich gehen, daß nämlich seine Thesen nicht als Grundlage für eine Disputation, sondern als Ausdruck seiner Ueberzeugung verbreitet wurden und zwar bei vielen Billigung, nirgends aber einen offenen Vertreter fanden. Wie einst im Kloster mit seinem Bibellesen, wie dann an der Universität mit den Vorlesungen über biblische Bücher, so stand er auch jetzt wieder mit seinem Angriff auf den Mißbrauch des Ablasses anfänglich allein, er, der gebrechliche, abgemagerte Klosterbruder, „mehr einer Leich denn einem Menschen gleich," dazu in manchen Punkten noch selber ungewiß. Doch der Schritt war nun einmal gethan, und der Widerspruch, der sich bald gegen die Thesen erhob, drängte zu weiteren Schritten. Die Kugel war im Rollen.

Daß vor allen Tetzel, gegen dessen Treiben die Thesen zunächst gerichtet waren, und der bald durch den Rückgang seines Geschäfts ihre Wirkung empfand, sich rühren würde, ließ sich erwarten. Im Dienste des Mainzer Erzbischofs hatte er die Hiebe bekommen; an diesen wendete er sich um Beistand. Albrecht aber, der wohl denken mochte: Hast du eingebrockt, magst du ausessen, und dem bei Luthers Auftreten nicht wohl zu Muthe sein mochte, ließ des Clamanten Kastanien, wenn er sie nicht selber holen wollte, ruhig brennen. So sah sich denn Tetzel genöthigt, seine Sache selber in die Hand zu nehmen. Er setzte also unter Beihilfe des ihm von früher her befreundeten Frankfurter Professors Wimpina zwei Reihen Thesen auf, über die er zur Erlangung der Licentiaten- und Doctorwürde zu Frankfurt a. M. disputirte. In diesen Thesen

vertrat er keck die Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen selbst in solchen Fällen, wo sich die Lehrbestimmungen des Papstes aus der heiligen Schrift nicht erweisen ließen.

Diese Thesen würdigte Luther keiner Berücksichtigung. Was darin gesagt war, war für Luther nichts Neues und wunderte ihn am wenigsten von einem Tetzel und seinen Helfershelfern. Mit ganz anderen Empfindungen hingegen las er den Titel einer anderen gegen ihn gerichteten Schrift, die am Anfang des Jahres 1518 in seine Hände kam. Bei ihrem Anblick war Luther nicht wenig bestürzt. Er hatte in aller Aufrichtigkeit geglaubt, der Papst werde sich zu seinen Sätzen bekennen; und siehe, hier war einer der ersten Hofbeamten des Papstes, der gelehrte Dominicaner Silvester Mazolini von Prierio, römischer Büchercensor und Richter in Sachen des Glaubens und der Lehre, mit einer dem Papst gewidmeten Entgegnung auf die 95 Thesen hervorgetreten, in welcher er auf hochfahrende, grobe Weise Luthers Darstellung von des Papstes Auffassung des Ablasses in Abrede stellte und Grundsätze aufstellte, die Luther längst nicht mehr annehmen konnte. So hieß es in der Erwiderung auf Luthers 91. These: „Wenn das die Meinung des Papstes wäre, die du in deiner Schrift angiebst, so wäre es eine übel unterrichtete und weit von der Wahrheit abirrende Meinung." Und in den Grundsätzen, die er den einzelnen Entgegnungen voraufschickte, behauptete Silvester, wer nicht auf der Lehre der römischen Kirche und des Papstes als einer unfehlbaren Regel des Glaubens stehe, von der auch die heilige Schrift ihre Kraft und Autorität habe, der sei ein Ketzer.

Was sollte Luther nun thun? Die Schrift des Silvester zu widerlegen wäre ihm ein Leichtes gewesen. Aber war es nur möglich, daß ein so angesehener Mann aus des Papstes nächster Umgebung etwas so Erbärmliches und Verkehrtes verübt haben sollte? War es nicht vielmehr denkbar, daß einer der ungenannten Spottvögel, die vor ein paar Jahren die berühmten „Briefe der Dunkelmänner" zur Verhöhnung der mönchischen

und scholastischen Gegnèr des gelehrten Reuchlin geschrieben hatten, sich einen schlechten Spaß erlaubt und dem Silvester dies Machwerk unterschoben hatte, und machte er sich, wenn er im Ernst darauf antwortete, nicht am Ende lächerlich? So that denn Luther das, wozu ihm auch seine Freunde riethen: er schwieg fürs erste auch zu dem Dialog des Prierias.

Doch müßig war er deshalb nicht. Als Disputationssätze hatte er seine 95 Thesen aufgestellt, und schon als er sie öffentlich anschlug, war er mit der Ausarbeitung der Erläuterungen und Beweise zu denselben beschäftigt. Nun stellte sich zwar niemand zur Disputation; aber gerade dieser Umstand, daß die Sätze ohne Disputation in die Welt hinaus gingen, ließ eine schriftliche Erläuterung derselben geboten erscheinen, und Luther hatte eine solche Schrift, die er lateinisch für die Gelehrten herausgeben wollte, unter der Feder. Schon ehe dieselbe vollendet war, ließ er aber auch eine für das Volk bestimmte Schrift über den Ablaß ausgehen. Eigentlich hatte er diese Abhandlung schon gleich nach Veröffentlichung der Thesen herausgeben wollen; auf Bitten des Bischofs von Brandenburg hatte er aber, nachdem schon der Druck begonnen hatte, einen Stillstand eintreten lassen. Jetzt, im Frühjahr 1518, ließ er sie doch ausgehen unter dem Titel „Sermon von Ablaß und Gnade“. Auch in dieser Schrift verwarf er den Ablaß nicht schlechthin; aber er sagt: „Ablaß wird zugelassen um der unvollkommenen und faulen Christen willen, die sich nicht wollen kecklich üben in guten Werken... Darum soll man nicht wider den Ablaß reden, man soll aber auch niemand dazu reden.“ Ferner: „Viel besser ist das Werk einem Dürftigen erzeigt, denn das zum Gebäude gegeben wird; auch viel besser, denn Ablaß dafür gegeben.“ Man solle, sagt er, erst die Armen, dann die Kirchen daheim, dann erst St. Petri Bau mit Gaben bedenken, und zwar nicht um des Ablasses willen. „Denn St. Paulus spricht: Wer seinen Hausgenossen nicht wohlthut, ist kein Christ und ärger denn ein Heide. Und halts dafür frei, wer dir anders sagt, der verführt dich oder sucht je deine Seele in deinem Beutel, und fände er Pfennige darinnen, das wäre

ihm lieber denn alle Seelen. So sprichst du: So werde ich nimmermehr Ablaß lösen. Antwort ich: Das hab ich schon oben gesagt, daß mein Wille, Begierde, Bitte und Rath ist, daß niemand Ablaß löse; laß die faulen und schläfrigen Christen Ablaß lösen; geh du für dich." „Ob die Seelen aus dem Fegfeuer gezogen werden durch den Ablaß, weiß ich nicht, und glaube das auch noch nicht, wiewohl es etliche neue Doctores sagen." „In diesen Punkten hab ich nicht Zweifel und sind genugsam in der Schrift gegründet. Darum sollt ihr auch kein Zweifel haben und laßt Doctores Scholasticos Scholasticos sein. Sie sind allesamt nicht genug mit ihren Opinionen, daß sie eine Predigt befestigen sollten." „Ob etliche mich nu wohl einen Ketzer schelten, denen solche Wahrheit sehr schädlich ist im Kasten, so acht ich doch solch Geplärre nicht groß, sintemal das nicht thun, denn etliche finstere Gehirne, die die Bibel nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihre eigenen Lehrer nie verstanden, sondern in ihren löcherigen und zerrissenen Opinionen viel nahe verwesen. Denn hätten sie die verstanden, so wüßten sie, daß sie niemand sollten lästern unverhört und unüberwunden. Doch Gott geb ihnen und uns rechten Sinn. Amen."

Zweierlei tritt uns an dieser Schrift und den daraus angeführten Stellen entgegen: einmal die kräftige Freimüthigkeit, mit der er zwar nicht ausgesprochenermaßen gegen die römische Kirche, wohl aber gegen die „neuen Doctores" auftritt; zum andern der Grund solcher Freimüthigkeit, daß er nämlich die heilige Schrift auf seiner Seite weiß und an dieser einen festen Halt hat.

Wie Luther in dieser Schrift von dem Ablaß, in welchem „die faulen Christen" falsche Ruhe suchten, abmahnt, so weist er auch in seinen Predigten aus jener Zeit seine Zuhörer auf den Heiland der Sünder hin, in welchem der Glaube Ruhe und den Frieden findet, den unsere Werke uns zu geben nicht vermögen. Dieselbe Lehre führt auch eine erbauliche Schrift aus jener Zeit, eine Auslegung des 110. Psalms, die er auf Scheurls Bitte, etwas für seinen Nürnberger Freund Hieronymus Ebner

zu schreiben, verabfaßte, und die dann Spalatin drucken ließ. Um nur eine Stelle anzuführen, so sagt er hier zu V. 4., diese eidliche Zusage Gottes solle dienen „zu unaussprechlichem süßen Trost uns armen sündigen Menschen, daß wir desto kecklicher glauben und hoffen, daß Christus ein Priester sei. Denn leichter ist zu glauben, daß Christus ein Herr sei über alle Dinge, daß auch der Mensch sich fürchtete vor ihm um seiner großen Gewalt willen. Aber daß er ein Priester sei, ist schwerer zu glauben um unsers blöden und sündlichen Gewissens halben, das da verzagt und leichtlich erschrickt vor Gottes Gewalt und schwerlich vertraut, daß ihm seine Sünden vergeben seien. Diese blöde Verzagung richtet Gott auf und macht sie tröstlich zu seiner Barmherzigkeit in dem, daß er Christum einen Priester ausschreit, das ist einen Patron, Fürbitter, Mittler, Bezahler aller Sünde, und das mit Schwören, mit größerm Fleiß seine Barmherzigkeit verkündend, denn seine Gewalt, auf daß er mehr Zuversicht denn Furcht in dem Menschen erhebe. Darum sollte man diesen Vers mit Gold und Edelgestein belegen, daß er so tröstlich und gnädig klingt."



Ueber die zweite Reihe der Wimpinaschen Thesen hatte Tetzel disputirt, als eben ein Convent der Dominicaner an 300 seiner Ordensbrüder in Frankfurt zusammengeführt hatte, die seine Sache zu der ihrigen machten. Daß andrerseits Luthers Sätze, sowie sein Sermon von Ablaß und Gnade besonders in den Zellen der Augustiner weit und breit eifrige Leser fand, und daß in vielen Brüdern dieses Ordens der Wunsch rege ward, den kühnen Bruder Martin von Angesicht zu sehen, läßt sich leicht verstehen. Dieser Wunsch konnte nun erfüllt werden. Auf den Monat April des Jahres 1518 war nämlich ein allgemeiner Convent der deutschen Augustiner nach Heidelberg einberufen, und mit großer Befriedigung vernahm man in Heidelberg und an anderen Orten, daß auch Luther zugegen

sein werde. Dem Kurfürsten war es eigentlich nicht recht, daß sein Doctor auf Reisen gehen und vielleicht auf längere Zeit der Universität entzogen werden sollte, und er band seinem Vorgesetzten Staupitz auf die Seele, daß er für Luthers baldige Rückkehr sorge. Am 21. April zog Luther mit seinem Freund Lange, den er auf der Reise in Würzburg getroffen hatte, in Heidelberg ein und wurde von dortigen Ordensbrüdern und Studenten mit Begeisterung empfangen. Wie die große Menge der Conventsglieder sich zu Luther stellten, läßt sich einigermaßen aus dem Umstand vermuthen, daß sein Gönner Staupitz wieder zum Ordensvicar und sein intimer Freund Lange zum Distriktsvicar erwählt wurde. Wie hoch aber Luther in allgemeinem Ansehen stand, und zugleich wie berechtigt dies Ansehen war, zeigte sich, als nach Abwickelung der Geschäftsordnung des Convents im Hörsaal des Klosters eine öffentliche Disputation veranstaltet wurde, bei der Luther Thesen vertrat, die er für diese Gelegenheit gestellt hatte, und deren Grundton wir am besten mit den Worten zweier dieser Thesen angeben; sie lauten:

These 25. „Nicht der ist gerecht, welcher viel Werke thut, sondern der fest an Christum glaubt."

These 26. „Das Gesetz sagt: Thue dies, und es geschieht niemals; die Gnade sagt: Glaube an Ihn, und schon ist alles geschehen."

Groß war der Zudrang zu dieser Disputation. Die ganze Universität, Lehrer und Studenten, die Ordensleute, auch Herren vom Hof, an welchen Luther einen „köstlichen Credenzbrief" von seinem Kurfürsten hatte, waren erschienen, und die Professoren betheiligten sich bei der Disputation in einer Weise, über welche Luther seine Freude aussprach.

Unter denen, die mit Gespanntheit zuhörten, war auch ein junger Ordensbruder des Tetzel, der damals dem Dominicanerorden angehörende Baccalaureus und Klostermagister Martin Butzer, und gerade von diesem haben wir noch einen Bericht über diese Disputation, den er an demselben Tage, an welchem

Luther abreiste, an seinen Freund Beatus Rhenanus zu Basel schrieb. Darin erzählt er von Luther: „Er hat während des Convents seines Ordens hier im feierlichen Gelehrten-Turnier den Vorsitz geführt und eine Reihe von Sätzen aufgestellt und vertheidigt, die nicht allein über Aller Erwartung waren, sondern auch den meisten Theologen als ketzerisch erschienen... Wie sehr auch unsere Hauptkämpen sich anstrengten, ihn mit aller Macht ihrer spitzfindigen Einwürfe aus dem Sattel zu heben, so vermochten sie ihm doch nicht um einen Finger breit etwas abzugewinnen. Es ist zum Verwundern, mit welcher Anmuth er antwortet, mit welcher unvergleichlichen Langmuth er den Gegner anhört, und mit welchem ächt Paulinischen, nicht Duns Scotischen Scharfsinn er den Knoten der Einwürfe erfaßt und auflöst, so daß er durch seine ebenso kurzen und triftigen als rein aus dem Schatze der heiligen Schrift geschöpften Antworten beinahe alle zur Bewunderung hinriß." Der in den alten Sprachen, auch im Hebräischen bewanderte Dominicaner, der unter seinen Büchern ein griechisch-lateinisches Neues Testament und einen hebräischen Psalter hatte, war mehr als die meisten Zuhörer imstande, das Gehörte zu beurteilen. Er hatte während der Disputation eifrig nachgeschrieben, auch am folgenden Tage noch in einer langen Unterredung unter vier Augen sich über manche Punkte von Luther Belehrung verschafft und berichtet darüber eingehend an den Freund; seine Mittheilung schließt er mit folgenden Worten:

„Das ist es, mein lieber Beatus, was ich theils in der Disputation selber nachgeschrieben, theils am andern Tage von dem Autor selber aus seinen mit unglaublicher Lehrhaftigkeit und Eindringlichkeit des Geistes gegebenen Erläuterungen aufgezeichnet habe... Schließlich bitte ich dich, theuerster Freund, bitte und beschwöre ich dich, dieses Schreiben niemanden als Vertrauten weiter mitzutheilen, damit mir daraus keine Unannehmlichkeit erwachse."

Wie auf Butzer, so machte die Disputation auch auf andere, die ihr beiwohnten, einen dauernden Eindruck; so auf den neun-

zehnjährigen Johann Brenz, der damals schon als Magister den Ruf eines bedeutenden Gelehrten genoß und seit dieser Gelegenheit der Sache Luthers treu ergeben blieb; ferner auf Erhard Schnepf, aus dem ebenfalls nachher ein bedeutender lutherischer Theologe wurde.

Am 15. Mai langte Luther nach fünfwöchentlicher Abwesenheit wieder in Wittenberg an. Die Reise war seiner Gesundheit zuträglich gewesen, und mit frischer Kraft ging er jetzt wieder an die mancherlei Arbeit, die seiner wartete.



Neuntes Kapitel.

Angriffe und Abwehr.

Kurz vor Luthers Abreise nach Heidelberg war unter dem Titel „Obelisken“*) eine gegen seine 95 Thesen gerichtete Streitschrift aus der Feder des Dr. Eck von Ingolstadt durch handschriftliche Vervielfältigung in Umlauf gekommen, und mit Betrübnis hatte auch Luther eine Abschrift davon erhalten. Ein Angriff von solcher Seite schien sowohl ihm als seinen Freunden eine Abwehr zu heischen; doch der Heidelberger Convent kam dazwischen und nöthigte ihn, die Ausführung seiner Absicht zu verschieben. Ehe aber Luther von Heidelberg zurückkehrte, drängte sich sein ehrgeiziger College Carlstadt vor und veröffentlichte ohne Luthers Wissen und Zustimmung zwei Reihen, zusammen 402 Thesen gegen Eck, mit dem als mit einem würdigen Gegner sich zu messen ihn gelüstete. Eck hatte zwar, als er erfahren hatte, daß seine Thesen in Wittenberg bekannt geworden seien, einer Entgegnung vorzubeugen gesucht und Carlstadt gebeten, doch lieber die Frankfurter, Tetzel und Wimpina, anzugreifen und nicht gegen ihn, dessen Freundschaft doch auch etwas werth sei, den Kampf zu eröffnen.

---

*) Obelisken nannte man ein kleines keil- oder dolchförmiges Zeichen, welches zu verdächtigen Stellen in Büchern gesetzt wurde.

Seine Obelisken seien als eine flüchtig hingeworfene Arbeit gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen. Aber es war zu spät; und Carlstadt hätte doch nicht geschwiegen, sondern in einem Schreiben an Eck erwiderte er, jener habe ja die junge Freundschaft selber gebrochen, und er wolle lieber mit einem Löwen kämpfen als mit einem Esel wie Tetzel oder Wimpina. Luther mißbilligte Carlstadts voreiliges Einschreiten und ließ Eck bitten, er möchte seine Antwort auf des Collegen Sätze maßvoll halten. Er richtete auch selber einen freundlichen Brief an Eck und sandte ihn zur Uebermittelung an Scheurl in Nürnberg. Zugleich aber schickte er diesem in einer Abschrift eine von ihm verfaßte Entgegnung auf Ecks Obelisken, die dann im August zum Druck gelangte.

Mit Eifer machte sich Luther nach seiner Rückkehr aus Heidelberg auch wieder über die oben (S. 101) erwähnten Erläuterungen zu seinen 95 Thesen. Eine Abschrift dieser umfangreichen Arbeit, der „Resolutionen zu den Disputationen über die Kraft der Ablässe", oder die ersten gedruckten Bogen derselben schickte Luther zunächst mit einem am Sonntag Exaudi datirten Brief an seinen Vorgesetzten, den Bischof von Brandenburg, an den er sich auch vor Veröffentlichung der Thesen in dieser Angelegenheit gewendet hatte. In seinem Brief erklärt er zuerst, wie er durch die unerhörten Reden der Ablaßprediger und durch viele in Beziehung auf dieselben an ihn ergangenen Fragen getrieben eine Disputation habe veranlassen wollen. Zu diesem Zweck, nicht um endgültige Behauptungen aufzustellen, habe er seine Thesen verfaßt. Es sei ihm deshalb auch ihre weite Verbreitung keineswegs lieb gewesen, und er unterwerfe sich in allem der Kirche und ihrem Urteil. Schließlich bezeugt er nochmals, er behaupte nichts, sondern disputire nur, und zwar mit Furcht, obschon nicht mit Furcht vor den Bullen und Drohungen derer, die ohne von Furcht berührt zu sein verlangten, daß man alles, was sie erträumten, wie Evangelium glaube.

Ein Anderer, an den Luther schon vor Vollendung des Drucks eine Abschrift seiner „Resolutionen" gelangen ließ, war

kein Geringerer als der Papst. Diesem hatte er sogar die Schrift gewidmet, und er schickte sie mit einem Begleitschreiben an Leo seinem alten Gönner Staupitz, daß dieser sie übermittele. In dem Brief, den er hiebei an Staupitz richtete, wies er darauf hin, wie er zu der seinen Thesen zu Grunde liegenden Erkenntnis gelangt sei. Er, Staupitz, sei es gewesen, der ihn zuerst darauf gebracht habe, daß wahre Buße da anfange, wo andere sie aufhören ließen. Als nun die neuen Ablaßprediger angefangen hätten, ihre falschen, gottlosen Dinge vorzubringen, habe er bescheiden disputiren wollen, und damit habe er den Zorn dieser Geldschneider auf sich geladen, die nun, da sie nicht widerlegen könnten, was er gesagt habe, erdichteten, des Papstes Gewalt werde durch seine Disputationen verletzt. Darum trete er, der lieber in seinem Winkel geblieben wäre und dem Kampf der Geister zugesehen hätte, vor die Öffentlichkeit. Er bittet deshalb, seine Schrift so rasch wie möglich an „den besten Papst Leo X." zu schicken, damit sie ihm daselbst als Fürsprecherin gegen seine Feinde diene. Zwar fühlt er wohl, daß die Sache vielleicht dennoch zu seinem Nachtheil ausschlagen möchte, und er spricht deshalb seinen Staupitz von aller Verantwortlichkeit frei, tröstet sich auch mit Reuchlins Spruch, daß der Arme nichts fürchte und nichts verlieren könne, und fährt fort: „Vermögen habe ich nicht und begehre ich nicht. Um Ruhm und Ehre, wenn ich sie je gehabt habe, bringt mich jetzt fort und fort, wer da will. So bleibt also nur übrig der schwächliche und von beständigem Ungemach ermattete Leib; nehmen sie mir den mit Gewalt oder List, Gott zu Dienst, so machen sie mich vielleicht um eine oder zwei Stunden meines Lebens ärmer. Mir ist mein süßer Erlöser und Versöhner, mein Herr Jesus Christus, genug. Ihm will ich singen, so lange ich da bin. Will aber jemand nicht mit mir singen, was geht es mich an; er heule, geliebt es ihm, für sich allein." Dabei hat er aber die Zuversicht, Christus werde sich seiner Lehre annehmen und auch des Papstes Zunge wie der Könige Herzen zu einem rechten Urteil leiten.

Ein merkwürdiges Schriftstück war das Begleitschreiben an den Papst. In demselben erklärte Luther ebenfalls, wie er

durch das gottlose Treiben der Ablaßprediger, die mit unersättlicher, unerhörter Habgier dem armen Volk unter falschen Vorspiegelungen das Fleisch von den Knochen geschunden und sich selbst gemästet hätten, dazu getrieben worden sei, irgend etwas zu thun, und so habe er denn eine Vorlage zu einer Disputation herausgegeben und die Gelehrten eingeladen, mit ihm zu disputiren. Dabei beruft er sich auf sein Recht, das er als Doctor der Theologie habe, und das ihm seine Feinde vielleicht nicht gönnten. Doch bedauert er, daß die Thesen ihres ursprünglichen Zweckes wegen so dunkel gefaßt seien, daß sie schwerlich von allen verstanden würden. „Was soll ich nun machen?" schreibt er dann; „widerrufen kann ich nicht; dabei sehe ich, daß mir dieses Auftreten großen Haß einträgt. Ich komme nicht gerne an die Öffentlichkeit, ich ungelehrter, ungebildeter Mensch, dazu in unserer Zeit hoher Blüthe. Aber die Noth erheischt es, daß ich als Gans unter den Schwänen schnattere." So wolle er denn diese Erklärungen zu seinen Thesen herausgeben, und zwar unter dem Schutz des päpstlichen Namens, damit man erkenne, wie treu er dem heiligen Vater ergeben sei. „Darum", schließt er, „seligster Vater, lege ich mich mit allem, was ich bin und habe, deiner Heiligkeit zu Füßen; gieb Leben oder Tod, sage zu, sage ab, billige, verwerfe, wie dir beliebt. Deine Stimme will ich als Stimme Christi, der in dir regiert und redet, anerkennen. Wenn ich den Tod verdient habe, weigere ich mich nicht zu sterben. Die Erde ist des Herrn, und was darinnen ist; Er sei hochgelobt in Ewigkeit. Amen. Er bewahre auch dich in Ewigkeit. Amen. Am Tage der heiligen Dreieinigkeit 1518."

In der That ein merkwürdiger Brief. Auf der einen Seite diese demüthige Unterwürfigkeit, diese Bereitwilligkeit, in des Papstes Stimme Christi Stimme zu vernehmen; und doch auf der andern Seite das entschiedene Wort: „Widerrufen kann ich nicht." Beides ist ganz gewiß ehrlich und ernst gemeint. Luther traut dem Papst, so lange dieser es ihm nicht unmöglich gemacht hat, das Beste zu, obschon er sowohl Staupitz als dem Papst gegenüber die Möglichkeit setzt, sich um der Lehre willen,

die er als göttliche Wahrheit „nicht widerrufen kann", verdammt und an Leib und Leben gestraft zu sehen. Der feurige Doctor war noch ein pflichtergebener Mönch.

Hatte aber in dem Brief der Mönch vornehmlich sich hören lassen, so hat in den „Resolutionen" der Doctor das Wort. Indem er seine Thesen eine nach der andern vornimmt und erläutert und begründet, legt er die Lehre von der Gerechtigkeit aus Gnaden durch den Glauben mit großer Klarheit und Entschiedenheit dar. Der Glaube solle sich verlassen auf das Wort Gottes, auf das Wort der Absolution, das der Beichtiger an Gottes statt spreche, und nur der Gläubige werde der Gnadengüter im Wort und Sacrament theilhaftig; wiederum aber sei auch der Glaube zur Erlangung der göttlichen Gnade genügend; denn wer im Glauben Christum habe, der habe eben alles, Gerechtigkeit, Leben und Seligkeit. Darum solle man auch die Christen anleiten, daß sie Trost und Ruhe nicht in eigenen Leistungen, auch nicht in der eigenen Reue oder in der Aufzählung der Sünden in der Beichte suchen, sondern allein im Glauben an das göttliche Verzeihungswort. Darum sei auch beim Gebrauch der Sacramente der Glaube nothwendig, der sich das in denselben dargebotene Heil aneigne. Darum werde man auch des Verdienstes Christi nicht durch Ablaß theilhaftig, sondern allein durch den Glauben; und Verdienste der Heiligen, die sie durch überflüssige gute Werke erworben haben sollten, seien überhaupt nicht vorhanden; denn kein Heiliger habe Gottes Gebote erfüllt, viel weniger noch ein Übriges gethan; das stehe ihm so fest, daß er bereit sei, darüber den Feuertod zu leiden, und die für Ketzer ansehe, die anders lehrten. Nur äußerliche Leistungen seien es, die der Papst erlassen könne, und der Papst habe keine Herrschaft über die Gewissen. Zwar müsse man nach Röm. 13, 1. 2. wie jeder Obrigkeit, so auch dem Papst Ehrerbietung erweisen, selbst wo einem Unrecht geschehe, wie ja eben jetzt die Kirche, der man unendliche Lasten auflege, dieselben ruhig trage; das solle aber nicht geschehen auf Grund des Wortes: „Was ihr auf Erden bindet 2c." — denn der Papst erkläre manche als von der Kirche gebunden, die doch vor Gott

nicht gebunden seien — sondern nach dem Wort: „Sei willfärtig deinem Widersacher", und: „Wer dich schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den linken auch dar", und Röm. 12.: „Rächet euch selbst nicht." Der Papst könne keine neuen Glaubensartikel machen, sondern nur nach den schon vorhandenen urteilen; sonst würde, da der Papst im Glauben wie im Leben irren könne, die Kirche in beständiger Gefahr schweben. Ihn rühre darum auch nicht, was der Papst beschließe; denn derselbe sei ein Mensch wie andere Menschen, und es hätten viele Päpste ungeheuerliche Dinge beschlossen. Zwar sie hätten jetzt in Leo X. einen vortrefflichen Papst. Aber was vermöge derselbe in dem gegenwärtigen Durcheinander, besonders in Rom, diesem wahren Babylon, wo man auch mit den besten Päpsten Spott treibe. Die Kirche bedürfe eben einer „Reformation"; die Zeit aber solcher Reformation wisse der allein, der die Zeiten geschaffen habe. Die gegenwärtige Zeit sei so unglückselig, daß selbst hochgelehrte und heilige Männer der Kirche nicht helfen könnten. Aber es sei besser, daß von Kindern und Narren die Wahrheit gesagt werde, als daß sie ganz verschwiegen bliebe, damit die Gelehrten und Weisen muthiger würden, wenn sie hörten, daß ungebildete Leute wie er im Drange der Noth ihre Stimme erheben, nach dem Worte Christi: „Wo diese würden schweigen, so würden die Steine schreien." Doch will er noch kein Brechen mit der römischen Kirche, und er verwirft darum die von dieser Kirche ausgetretenen Böhmischen Brüder, nennt sie Ketzer und ein unseliges Volk, das an der Schande Roms seine Freude habe, wie der Pharisäer am Zöllner. „Ach", schreibt er dann, „wir kennen unsern Fall und beklagen ihn, fliehen aber nicht wie die Ketzer, gehen nicht an dem Halbtodten vorüber... Je jämmerlicher die Kirche daran ist, desto treuer stehen wir ihr bei und kommen wir ihr zu Hilfe mit Weinen, Beten, Ermahnen und Flehen. Denn so gebietet die Liebe, daß einer des andern Last trage."

An diesen letzten Worten haben wir zugleich einen Schlüssel für das Verständnis der Handlungsweise Luthers in jener Zeit. Abgesehen davon, daß er damals doch noch in anderem Sinne

als später sagen konnte: „Unser Wissen ist Stückwerk", so meinte er wirklich, es sei seine Pflicht zu stehen, wo er stand, und daselbst sein Zeugnis abzulegen. Es war jedoch die Zeit nicht fern, wo er Böhmerland selig pries und alle, die aus dem römischen Babel gegangen seien, auch erklärte, daß er es mit der römischen Kirche nicht mehr halten wolle.

Während noch die Resolutionen unter der Presse waren, erschien in zwei rasch auf einander folgenden Auflagen auch wieder eine deutsche Schrift aus Luthers rastloser Feder. Es hatte nämlich Tetzel eine Widerlegung des „Sermons von Ablaß und Gnade" ausgehen lassen, die Luther nicht wie die Frankfurter Thesen mit Stillschweigen hingehen lassen wollte. Seine Antwort trug den Titel: „Freiheit des Sermons von Ablaß und Gnade". Darin rückt er dem Tetzel die Art und Weise vor, wie er mit der heiligen Schrift umgehe. „Hie klage ich," schreibt er, „daß ein elender Jammer ist, daß man leiden muß von solchem frevelen Lästerer die Schrift also zerreißen. Ach daß er mich allein übel handelte und einen Ketzer, Abtrünnigen, Uebelreder und nach aller Lust seines Unlusts nennete, wollt ichs gern haben und ihm nimmer feind werden, ja freundlich für ihn bitten. Das ist aber in keinem Weg zu leiden, daß er die Schrift, unsern Trost, nicht anders handelt denn wie die Sau einen Habersack." — Dies weist er ihm dann im Einzelnen nach. So hatte Tetzel geschrieben: „Wer Ablaß löst, thut besser, denn wer Almosen giebt einem Armen, der nicht in der letzten Noth ist." Dazu schreibt Luther:

„Hie siehe zu und lasse dichs Gott erbarmen; das heißen Lehrer des christlichen Volks. Nun hinfürder ist nicht schrecklich zu hören, wie Türken unsere Kirche und Kreuz verunehren. Wir haben bei uns hundertmal ärgere Türken, die uns das einige Heiligtum, das Wort Gottes, das alle Dinge heiligt, so gar lästerlich zu nichte machen. Johannes, der heilige Apostel sagt: So einer siehet seinen Bruder darben oder nothleiden und schleußt sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bei ihm? Ueber diesen Text kommt dieser Lästerer und verlegt, ja verletzt und über tausend Meilen weg legt mit einer solchen

Glossen: das (darben oder nothleiden) soll verstanden werden von der letzten Noth. Ich muß hie mit Unwillen ungeduldig sein; denn kein gut Geist diese Glosse hat hergeführt." „So nun", schreibt er weiter unten, „solche Verleger die Schrift nicht wissen, Lateinisch und Deutsch nicht verstehen und darüber mich so überaus lästerlich schelten, muß mir zu Muthe sein, als wenn mich ein grober Esel anschreiet, ja fröhlich bin und sollte mir leid sein, daß mich solche Leut einen frommen Christen schälten." Und daß Tetzel, dessen loses, lustiges Leben ja bekannt war, auch groß gethan hatte, er sei bereit, über seiner Lehre Wasser und Feuer und alles zu leiden, fertigt Luther ab mit den Worten: „Für ihn selbst wäre mein treuer Rath, er erböte sich mit Bescheidenheit zum Rebenwasser und zum Feuer, das aus den gebratenen Gänsen raucht, das er baß gewohnet ist."

Hatte Tetzel mehr versteckt darauf hingewiesen, daß man für solche Leute wie Luther Feuer und Kerker habe, so hatte ein anderer Dominicaner, Jakob von Hoogstraten zu Köln, Sätze von Luther als ketzerisch bezeichnet und den Papst aufgefordert, mit Luther kurzen Proceß zu machen und mit Feuer und Schwert gegen ihn einzuschreiten. Dieser Gedanke, daß man die Wahrheit mit blutiger Gewalt unterdrücken wollte, empörte Luther aufs tiefste, und mit einem wuchtig dreinfahrenden Flugblatt schickte er den Ketzermeister heim. Der Schluß desselben lautet zu Deutsch: „Gehe also hin, du unseliger, blutiger Mörder, der du nur nach Bruderblut dürstest. Suche Roßkäfer in ihrem Mist, bis du lernest, was Sünde, Irrtum, Ketzerei und was mehr zu solcher Wissenschaft gehört, sei. Denn ich habe noch keinen dummeren Esel gesehen, als dich, zumal der damit prahlt, daß er so viele Jahre sich mit Dialektik abgegeben habe. Was ist es denn auch Wunder, daß du die besten Artikel der besten Männer als ketzerisch verdammst, weil du noch nicht weißt, was wider die Schrift, und deshalb auch nicht, was zu verdammen, was ketzerisch sei? Es freut mich sehr, daß ich von dir, einem so finsteren Hirn, verdammt bin; und ich bitte und flehe, du wollest mich ja nie einen Christen oder christgläubigen Menschen nennen, damit nicht andere

glauben, du habest gelogen oder aus Blindheit geredet; sondern wollest für und für mich als einen Ketzer ausschreien; da werden denn ja solche sein, die mich vertheidigen werden und sagen: Hoogstraten urteilt wie der Blinde von der Farbe."

„Das sei dir Blutmensch und Feind der Wahrheit gesagt. Und so dich deine Wuth triebe, daß du etwas wider mich wolltest vornehmen, so siehe zu, daß du bedächtig handelst und dir Zeit dazu nehmest. Das sage ich, dich im Voraus zu verwarnen. Gott weiß, was ich thun werde, so ich lebe. Ich hoffe zuversichtlich, vor aller Welt zu zeigen, daß in vierhundert Jahren kein schädlicherer Ketzer gelebt habe, denn eben Jakob Hoogstraten. Gehab dich wohl, lieber Leser. Am 13. Juli 1518."



Zehntes Kapitel.

Die Vorladung nach Rom.

In seiner Schrift: „Freiheit des Sermons von Ablaß und Gnade“ hatte Luther seine Gegner nochmals aufgefordert, sich ihm zur Disputation zu stellen. „Hier bin ich“, schrieb er, „zu Wittenberg, Doctor Martinus Luther, Augustiner; und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen bedunkt, den laß ich wissen, daß er hab sicher Geleit, offene Thore, freie Herberge und Kost darinnen, durch gnädige Zusagung des löblichen und christlichen Herzog Friedrichs, Kurfürsten zu Sachsen. Dabei auch die Schriftlästerer merken mögen, daß derselbe christliche Fürst nicht, wie sie in ihren letzten trunkenen Positionen gerne lügen und schmähen wollten, der sei, der christlicher Wahrheit zum Nachtheil mich oder jemand in ketzerischem Fürnehmen, auch in diesen Dingen, da Ketzerei nimmer innen sein mag, schützen wollen.“

Diesem ruhigen Aufenthalt in Wittenberg und unter dem Schutze seines Fürsten wollte man nun von Rom aus den kühnen Mönch entrücken. Denn Leo X., der sich in seinem fürstlichen Wohlleben und seinen Jagden, üppigen Schauspielen, Gastmählern und Kartenspielen nicht leicht stören ließ, hatte

zwar anfänglich die Vorgänge in Deutschland als sehr geringfügig angesehen und gemeint, die Thesen habe ein trunkener Deutscher geschrieben, der nur nüchtern zu werden brauche, um wieder anderes Sinnes zu werden. Bald aber ward ihm doch etwas unheimlich zu Muth. Mochte man das Stocken der Ablaßquelle bemerkt haben, oder mochten sonst beunruhigende Nachrichten eingelaufen sein, jedenfalls merken wir schon früh im Jahre 1518, daß man in Rom mit dem ersten Kübel Wasser, den Silvester Prierias auf den Wittenberger Brand geschüttet hatte, sich nicht beruhigte, sondern weitere Maßregeln zu ergreifen für gerathen fand. Schon im April ging ein Brief an den Kurfürsten ab, der diesen nach des Papstes Sinn bestimmen sollte. Ferner wurde in aller Form ein Proceß gegen Luther anhängig gemacht, indem der päpstliche Fiscal Mario Perusco die Anklage auf Ketzerei erhob und der Papst Richter über den Fall einsetzte, von denen einer eben jener Silvester Prierias war, der als erster Gegner Luthers im päpstlichen Lager sich gemeldet hatte. Am 7. August hielt der Verklagte schon die schriftliche Vorladung in Händen, nach welcher er sich binnen sechzig Tagen in Rom zu stellen hatte.

Das war also die Antwort auf den demüthigen Brief, welchen Luther an den Papst gerichtet und auf den er einen freundlichen Bescheid erwartet hatte. „Da ich des Segens erwartete, kam Blitz und Donner über mich", meinte er später. Jetzt konnte es ihm nicht mehr zweifelhaft sein, wie sich der Papst zu seiner Sache stellen werde. Was that er nun?

Er that zunächst etwas, das der sonst wohl auch gethan hätte: er gab seine Entgegnung auf Ecks „Obelisken" in Druck unter dem Titel: „Asterisken*) gegen Ecks Obelisken". In dieser Abfertigung blieb er seinem Gegner nichts schuldig; er rückte ihm die jämmerliche Seichtheit seiner Obelisken vor, in denen weder aus der Schrift noch aus den Kirchenvätern, sondern nur aus den Scholastikern argumentirt werde, so daß man

*) Asterisken nennt man die kleinen Sternchen, die wie das oben stehende auf Anmerkungen am Rand oder am Fuß der Seite eines Buches hinweisen.

die leichte Waare wie ein Kartenhaus wegblasen könnte. „Wenn doch unser Obeliskenschreiber so ein guter Theologe wäre, wie er ein guter (hätte fast gesagt Philosoph) Sophist ist", schreibt er, und: „Ich bitte dich, wenn du wieder einmal gegen mich schreiben willst, daß du so klug seist und dich begnügest, wenn du dich in einem Werk drei- oder viermal, nicht wie hier fast in jedem Satz, lächerlich gemacht hast... Ich will, das sage ich, damit du es weißt, keine scholastische Theologie hören, wenn sie sich nicht auf kirchliche gründet. Willst du denn, daß ich nichts thue als dich auslache, da du nichts Anderes beibringst, als was ich bezweifelte, als ich es las, und wogegen ich jetzt disputire?" Gegen eine besonders bösartige Bemerkung seines Gegners, da ihn dieser der Ausspritzung böhmischen (hussitischen) Giftes zieh, erklärt er, er folge Christi Beispiel und spreche: Ich habe keinen Teufel; er stehe an einer ausgezeichneten Universität, in einem approbirten Orden, wohne in dem hochberühmten Herzogtum Sachsen und einem ausgedehnten Bistum, und da sei alles katholisch; er werde Ecks Lügen- und Lästermaul zwingen müssen, seine Lügen zu beweisen. Den Beschluß macht er mit den Worten: „Ich schäme mich solches faden und albernen Geredes. Eck ist ein Theologe und giebt sich alle Mühe, nicht zu wissen, daß der Christen Friede der Ruhm des Gewissens ist, den kein Ablaß geben kann, sondern die Erlassung der Schuld allein aus Gnaden... Doch es sei endlich genug des Redens gegen einen unbesonnenen, unwissenden, unerfahrenen, d. i. scholastischen Theologen. Ende. 10. August 1518.

Dabei ließ es aber Luther nicht bewenden. Hatte er bisher auf des Prierias Angriff geschwiegen, so war durch die Ladung nach Rom die Frage, wie Rom sich zu ihm stelle, erledigt, und hatte Prierias seinen Dialog in drei Tagen verfaßt, so that es ihm Luther auch darin zuvor und schrieb in zwei Tagen eine bedeutend längere „Antwort auf den Dialog des Silvester Prierias". Auch diesem Gegner wirft er vor und weist er nach, daß derselbe die Schrift nicht verstehe und gar nicht oder verkehrt anwende, hingegen seine Wehr und Waffen aus den Scholastikern hole, die doch oft geirrt hätten, wie ja überhaupt kein

Mensch, auch kein Papst und kein Concil unfehlbar sei. Und da umgekehrt Prierias behauptet hatte, das Wort des Ablasses sei Gottes Wort, erklärte Luther, es sei Menschenwort und betreffe nur menschliche Auflagen; denn Gottes Wort laute ganz anders, nämlich: „Der Glaube rechtfertigt", und „das Evangelium ist eine Kraft Gottes zur Seligkeit jedem, der glaubt". Das Ablaßwort aber rechtfertige nicht, verleihe auch nichts, außer daß es der Trägheit in guten Werken Vorschub leiste. Und auf des Gegners Drohungen antwortet er: „Laß nur dein Drohen; Christus lebt, ja lebt nicht nur, sondern regiert auch, nicht nur auf Erden, sondern auch in Rom, so sehr auch Rom wüthen mag. Wenn es um der Wahrheit willen verflucht, so will ich den Herrn preisen. Es wird mich die Censur der Kirche nicht von der Kirche trennen, wenn mich die Wahrheit mit der Kirche verbindet. Ich will lieber von dir und deinesgleichen, wenn du so fortfährst, verflucht und gebannt, als mit dir gesegnet sein. Ich habe nichts zu verlieren. Ich bin des Herrn; sterbe ich, so sterbe ich dem Herrn; d. i. ich lebe. Willst du also bange machen, so suche dir dazu einen Andern." Zum Schluß schreibt er: „Siehe, ehrwürdiger Vater, dies habe ich in zwei Tagen für dich niedergeschrieben, weil, was du gegen mich gesagt hast, leichte Waare ist; darum habe ich aus dem Stegreif, wie es mir in den Mund kam, dir geantwortet. Willst du aber nochmals anbinden, so siehe zu, daß du deinen Thomas besser gerüstet ins Feld führest, damit du nicht vielleicht weniger rücksichtsvoll empfangen werdest, als du bei diesem Zusammenstoß empfangen worden bist; denn ich habe mich zurückgehalten, damit ich nicht Böses mit Bösem vergelte. Gehab dich wohl."

Ein Beweis dafür, daß diese Schrift dem Gegner empfindlich mitspielte, liegt darin, daß dieselbe nicht nur, wie Luthers sonstige Schriften, viele Leser fand, sondern daß des Prierias Ordensbrüder in Deutschland die Exemplare aufkauften, um sie zu unterdrücken. Der Verleger mochte wohl nicht viel gegen den raschen Absatz haben, und als im September die Auflage vergriffen war, veranstaltete er eben eine neue.

Ähnliche Gedanken, wie wir sie in dieser Schrift in den Worten ausgesprochen fanden: „Es wird mich die Censur der Kirche nicht von der Kirche trennen, wenn mich die Wahrheit mit der Kirche verbindet,“ hatte Luther, schon ehe er diese Schrift verfaßte, in Predigten vor der Gemeinde ausführlich dargelegt und gezeigt, daß ein rechter Bann allerdings ausspreche, daß der Gebannte von der geistlichen Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen sei, weil er eben über einen solchen verhängt werde, der sich zuvor innerlich von Christo getrennt habe; daß hingegen ein sogenannter Bann, der um einer guten Sache willen über einen verhängt werde, in Wahrheit kein Bann, sondern eine Ehre sei, die man mit Wonne tragen sollte, und wer so ungerecht um der Wahrheit willen gebannt sei, die Wahrheit um solches Bannes willen ja nicht verleugnen solle. Damit hatte Luther gewiß manchen armen Christenherzen, denen die Ablaßprediger mit Bann gedroht hatten, wenn sie dem Doctor Martinus und seiner Lehre folgten, Trost und Beruhigung gespendet und sich ihren innigen Dank verdient. Bei seinen Feinden aber war besonders die letztere dieser Predigten Fett ins Feuer gewesen, und da, was Luther gesagt hatte, vielfach in entstellter Form ausgetragen wurde, so sah sich derselbe veranlaßt, die Predigt nachträglich aus dem Gedächtnis niederzuschreiben und in Druck zu geben, damit er, wie er in einer Vorbemerkung sagt, beweise, daß er gelehrt habe, was keinen zu gereuen brauche, weder ihn, es vorgetragen zu haben, noch fromme Zuhörer, es gehört zu haben. Daß er aber gerade jetzt die Leute belehrte, was es mit dem Bann, besonders mit dem ungerechten, über Zeugen der Wahrheit verhängten Bann auf sich habe, war auch in sofern wichtig, als ja nach dem Verlauf, den die Dinge nahmen, zu erwarten stand, daß man in Rom gegen ihn mit Bann vorgehen werde, wenn andere Pläne nicht durchgingen; und für diesen Fall diente die rechte Erkenntnis im genannten Stück dazu, den Bannstrahl, wenn er kam, die beabsichtigte Wirkung auf das Volk verfehlen zu lassen. War doch eben dies ein Bedenken, das Luther damals gegen Staupitz äußerte, an den er

in einem Brief kurz nach Empfang der Vorladung nach Rom zwar schreibt: „Zweifelt nicht, mein ehrwürdiger Vater, ich werde auch künftig meine Freiheit in Erforschung und Handhabung des göttlichen Worts behaupten,“ dann aber selbst seinem Staupitz gegenüber die Äußerung thut: „Wenn ich sollte von einem Menschen in den Bann gethan werden, so fürchte ich dies eine, daß Ihr daran einen Anstoß nehmen möchtet, Ihr, dem Gott, wie ich gewiß bin, ein richtiges Urteil in diesen Dingen gegeben hat.“ So hat er denn auch diesem Brief ein Exemplar seiner „Predigt von der Kraft des Bannes“ beigefügt.

Als Antwort erhielt Luther ein überaus freundliches Schreiben von Staupitz, der sich damals in stiller Zurückgezogenheit bei dem Erzbischof von Salzburg aufhielt. Dasselbe schloß mit einer Aufforderung an Luther, Wittenberg zeitweilig zu verlassen und als ein Verlassener Christi, der ja auch verlassen worden sei, nach Salzburg zu kommen. Doch so herzlich gut diese Einladung gemeint war, konnte sie Luther nicht annehmen. Er hatte in Wittenberg sein mehrfaches Amt, dessen er warten mußte, bis Gott ihn gehen hieß. Die Universität stand in schönster Uebereinstimmung mit Luther, indem alle theologischen Lehrer mit Ausnahme eines einzigen Licentiaten auf seiner Seite standen und die Studenten mit Eifer dem Studium der heiligen Schrift oblagen. Wie die Letzteren zu Luther standen, geht schon daraus hervor, daß, als im März jenes Jahres Tetzels Thesen in die Stadt gebracht worden waren, die Studenten an 800 Exemplare derselben, die sie theils käuflich, theils mit Gewalt an sich gebracht hatten, auf dem Markt feierlich verbrannt hatten, wofür ihnen Luther ebenso feierlich von der Kanzel eine Rüge ertheilt hatte.

Gerade in den Tagen nach der Ankunft der Citation nach Rom traf auch der neue Professor der griechischen Sprache, Philipp Melanchthon, in Wittenberg ein.

Philipp Schwarzerd war am 16. Februar 1497 zu Bretten in der Unterpfalz geboren. Sein Vater, ein berühmter Waffenschmied und rechtschaffener Mann, starb, als der Sohn noch

in den Knabenschuhen stand, und der Großvater, dann nach dessen Tod die Großmutter, eine Schwester des großen Gelehrten Reuchlin, setzte die vom Vater begonnene sorgfältige Er-



Philipp Melanchthon, nach Albrecht Dürer.

ziehung des Knaben fort. Reuchlin war es auch, der dem Namen seines jungen vielversprechenden Verwandten die griechische Form Melanchthon gab. Noch nicht 13 Jahre alt

bezog Philippus die Universität Heidelberg, wo er in seinem 15. Lebensjahre mit Ehren Baccalaureus wurde. Von dort siedelte er auf die Universität Tübingen über, studirte daselbst mit großem Fleiß Philosophie und wurde 1514, also in seinem 17. Jahre, Magister. In den meisten Wissenschaften hatte er sich umgesehen, sogar in der Medicin; jetzt wandte er sich der Theologie zu. Zwar war dies eben die scholastische Theologie, die man auf den Schulen trieb, und obschon er sich auch schon mit dem Neuen Testament, das er im Grundtext las, beschäftigte, so drang er doch in Tübingen in den rechten Sinn nicht ein.

Das war der Magister Philippus, der am 25. August 1518, nachdem er schon einen Ruf nach Ingolstadt und einen andern nach Leipzig abgelehnt hatte, in Wittenberg ankam und trotz seiner unscheinbaren Gestalt sich gleich bei seiner Antrittsrede die Bewunderung sowohl seiner Collegen als der Studenten eroberte, so daß Luther schon vier Tage später an Spalatin schreiben konnte, Melanchthons Hörsaal sei gestopft voll. Daß der neue Mitarbeiter ihm nicht nur als Handlanger durch Sprachunterricht, sondern auch als Schriftausleger zur Seite treten werde, konnte Luther zu seiner hohen Freude vernehmen, als Magister Philippus gleich neben einer Vorlesung über den Homer auch eine über den Titusbrief ankündigte.

Luther hätte schon ein Staupitz sein müssen, wenn er unter solchen Verhältnissen Wittenberg freiwillig hätte verlassen mögen. Er durfte es aber auch aus Rücksicht auf den Kurfürsten nicht wagen, ohne dessen Befehl oder Erlaubnis von seinem Posten zu weichen. Kurfürst Friedrich weilte damals mit seinem Hofprediger Spalatin zu Augsburg, wo eben ein hochwichtiger Reichstag abgehalten wurde, und vergaß unter den mancherlei Geschäften, mit denen er sich befassen mußte, seines Doctors zu Wittenberg nicht.

Elftes Kapitel.

Cajetan.

Der Mann, mit welchem Friedrich der Weise zu Augsburg über Luthers Angelegenheit in Verhandlung trat, war der päpstliche Legat Cardinal Thomas Vio von Gaëta, nach diesem Ort Cajetan genannt.

Dieser hochgestellte Dominicaner, der seit einem Jahr die Cardinalswürde trug, war vom Papst mit der Leitung der päpstlichen Angelegenheiten auf dem Reichstag betraut worden. In der Überzeugung, daß ein päpstlicher Legat höher stehe als ein König, war er mit solch ausgesuchter Pracht aufgetreten, daß selbst der Ceremonienmeister, der seine Ausstaffirung zu besorgen hatte, sich dabei des Lachens nicht enthalten konnte. Sein weißes Roß war mit karmesinrothem Sammet gezäumt, und sein Zimmer mit Tapeten von derselben Farbe behängt. Mit großartigem Pomp verrichtete er am ersten August sein feierliches Hochamt, setzte er dem Mainzer Erzbischof den Cardinalshut auf, überreichte er dem Kaiser Hut und Schwert vom Papst geweiht.

Mit dieser rothen Eminenz trat nun der Kurfürst Luthers wegen in Unterhandlung. Bei dem Ansehen, welches Friedrich der Weise im Rath der Fürsten und Stände genoß, mußte es

selbst einem Cajetan gerathen erscheinen, ihn mit aller möglichen Rücksicht zu behandeln; denn der Papst hatte auf diesen Reichstag große Pläne gebaut. Die Deutschen sollten wieder gründlich geschröpft werden, und die Reichsstände zeigten hiezu durchaus keine Lust, sondern rückten, nachdem sie am 27. August das gemeinsame Gesuch des Kaisers und des Legaten um Geld „für den Türkenkrieg" abschlägig beschieden hatten, mit bitteren Klagen gegen den römischen Stuhl heraus, bis mehrere lange Register von Beschwerden über die unerträgliche Bedrückung der Deutschen durch die gewaltigen römischen Präbendenjäger und Fischer nach deutschem Gold beisammen waren. So standen denn die Sachen keineswegs glänzend für den Papst, und es wäre mehr als verwegen gewesen, gerade jetzt einen Mann wie den Kurfürsten Friedrich vor den Kopf zu stoßen. Aber auch der Kaiser hatte alle Ursache, auf den Kurfürsten Rücksicht zu üben; denn nicht nur hatten auch gegen Maximilian die Stände Klage erhoben, sondern derselbe verfolgte auch damals den Plan, seinem Enkel Karl, dem König von Spanien, die Kaiserkrone zuzuwenden, und da hatte wiederum Friedrich ein gewichtiges Wort mitzureden. Das war aber zugleich ein Grund mehr für den Papst und seinen Legaten, Friedrich für sich zu gewinnen; denn dem Papst konnte nur daran gelegen sein, wo möglich eine solche Concentration politischer Macht auf ein so vielfach gekröntes Haupt zu verhindern, und dazu brauchte er wieder Kurfürsten. Es erklärt sich also leicht sowohl das Verhalten des Papstes als des Cardinals gegen den Kurfürsten Friedrich

Vom Papst lief nämlich zunächst ein vom 23. August datirtes Schreiben an den Kurfürsten ein. In demselben führte der Papst aus, daß ein gewisser Martin Luther, „ein Kind der Bosheit und Gottesverächter", sich rühme, daß er unter des Kurfürsten Schutz stehe und daher keines Menschen Autorität noch Strafe fürchte. Da solle nun der Fürst sich hüten, daß er nicht in bösen Argwohn komme, und dazu helfen, daß genannter Martin Luther gemäß der Instruction des Legaten dem Urteil des heiligen Stuhls überantwortet werde. Bald darauf kam

auch die Nachricht von Rom, der Papst habe dem Kurfürsten als Zeichen besonderer Huld die goldene Rose zugedacht.

Schon vorher aber hatte der Kurfürst sich persönlich an den Legaten gewendet und diesem den Wunsch vorgetragen, daß Luther auf deutschem Boden verhört werden möchte. Der Cardinal ging mit großer Bereitwilligkeit auf die Sache ein und berichtete darüber nach Rom. Die Instruction, welche er ebenfalls vom 23. August in Betreff Luthers erhalten hatte, ging allerdings dahin, Martin Luther, den der päpstliche Auditor als einen hartnäckigen Ketzer erklärt habe, mit Hilfe des weltlichen Arms in seine Gewalt zu bringen und in sicherem Gewahrsam zu halten bis auf weitere Instruction, ihn vor den heiligen Stuhl zu stellen; auch sollte der Cardinal Vollmacht haben, den besagten Luther, falls er sich freiwillig und bußfertig einstelle, wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Über alle hingegen, die sich der Vollziehung dieses Befehls widersetzen oder dem Ketzer Schutz, Beistand, Obdach u. s. w. gewähren würden, sollten die schwersten Kirchenstrafen verhängt, alle Städte und Länder, wo er sich aufhalten würde, mit dem Interdict belegt werden*). Ob nun auf des Legaten Anfrage neue Instruction aus Rom kam, oder ob der Legat auf seine Generalvollmacht hin handelte, jedenfalls machte Cajetan dem Kurfürsten das Anerbieten, er wolle Luther in Augsburg verhören, und Friedrich betrachtete dies als eine Gewährung seines Gesuchs und ließ also Luther die Weisung zugehen, in Augsburg zu erscheinen.

Mancher hätte an Luthers Stelle sich lange besonnen, ob er solcher Aufforderung ohne weiteres folgen solle. Von verschiedenen Seiten wurde Luther gewarnt; so von einem Grafen von Mansfeld. Luther aber entgegnete: „Je mehr sie drohen, je mehr getrost ich bin. Mein Weib und meine Kinder sind versorgt, Acker, Haus und Vermögen ist bestellt; Ehre und Name werden schon zerrissen; es ist noch übrig der schwache, gebrech-

*) d. i. es sollten in einem solchen Gebiet alle kirchlichen Handlungen mit wenigen Ausnahmen eingestellt werden, bis man dem Papst Gehorsam leistete.

liche Leib. Die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Das Wort Christi ist mit dem Tode erkauft; mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es erhalten, durch den Tod muß es auch erhalten werden."

In Begleitung eines seiner Schüler und Klosterbrüder, Leonhard Baier, machte sich Luther der Aufforderung seines Fürsten gemäß auf den Weg nach Augsburg. Er reiste über Weimar, wo der Kurfürst weilte, zuerst nach Nürnberg. Wer ihn in seiner ärmlichen Kleidung zu Fuß dahinwandern sah, mochte schwerlich vermuthen, daß dies der Mann war, mit dem Papst und Cardinäle und Fürsten zu rechnen anfangen mußten. Das geringe Reisegeld, dessen er benöthigt war, hatte er nicht besessen; der Kurfürst hatte es ihm geschenkt. Jetzt borgte er sich in Nürnberg von seinem Freunde Link auch eine bessere Kutte, um anständig vor dem Cardinal erscheinen zu können. Unter der geborgten Kutte aber schlug ein Herz bald bänglich, bald wohlgemuth. „Mein Gedanke unterwegs", erzählt er später, „war: nun muß ich sterben, und oft sagte ich: Ach, wie eine Schande werde ich meinen lieben Eltern sein." Andrerseits aber zog er doch in getrostem Vertrauen auf seinen Gott dahin in dem Bewußtsein, daß seine Sache Gottes Sache sei. „Auch in Augsburg", schrieb er, „auch inmitten seiner Feinde herrscht Jesus Christus; Christus lebe; Martinus sterbe." Und als der Weimarsche Klosterprovisor Kestner seine Befürchtung aussprach, die Welschen möchten den lieben Doctor verbrennen, antwortete er: „Mit Nesseln ginge es hin, aber mit Feuer wäre es zu heiß. Lieber Freund, bitte unsern lieben Herrn Gott im Himmel mit einem Vater Unser für mich und sein liebes Kind Christum, des meine Sache ist, daß er dem wolle gnädig sein. Erhält er dem die Sache, so ist sie mir schon erhalten; will ers aber dem nicht erhalten, so werd ichs ihm auch nicht erhalten, so muß er die Schande tragen."

Am 7. October stieg Luther, der krankheitshalber die letzten drei Meilen zu Wagen zurückgelegt hatte, im Augustinerkloster zu Augsburg ab, nahm dann aber, weil man seinen Orden möglichst wenig als mit seiner Sache verworren erscheinen lassen

wollte, im Karmeliterkloster Quartier und wurde daselbst unter der Pflege seines Freundes Johann Frosch, eines Wittenberger Licentiaten, aufs beste bewirthet. Gleich nach seiner Ankunft ließ er dieselbe durch Link, der mit nach Augsburg gekommen war, dem Legaten melden. Nicht als ob dieser nicht sonst Kunde davon erhalten hätte; denn die ganze Stadt sprach von dem kühnen Mönch. Der Cardinal ließ auch Luther gleich zur Audienz entbieten; doch wurde diesem von entgegengesetzten Seiten gerathen, nicht sofort sich zum Verhör zu stellen. Von einer Seite wollte man nämlich den stürmischen Deutschen im Voraus friedsam stimmen, und es ließ ihm deshalb ein vornehmer italienischer Freund Cajetans, Urbanus von Serralonga, zwei Tage nach seiner Ankunft sagen, er werde ihn zu einer Unterredung aufsuchen, und Luther möge sein Erscheinen vor dem Cardinal so lange verschieben. Wirklich kam er und wollte Luthern klar machen, es handele sich ja nur um sechs Buchstaben, „revoco" („ich widerrufe!"); diese habe er auszusprechen, und damit sei die Sache abgemacht. Lächerlich war es ihm, als der Deutsche das Aussprechen dieser sechs Buchstaben von einer vorhergegangenen Ueberführung abhängig machte. Wie Jemand an den Täuschereien der Ablaßprediger, die doch so schönes Geld einbrächten, etwas aussetzen könne, war dem Italiener unerfindlich. Als er aber merkte, daß Luther die Sache so ernst nahm, that er auch ernst, wies nicht undeutlich darauf hin, daß man Gewalt gebrauchen werde, und fragte Luther, ob er denn meine, daß der Kurfürst seinetwegen zu den Waffen greifen und Land und Leute aufs Spiel setzen werde. Als ihm Luther hierauf erkärte, das wolle er gar nicht, fragte Urbanus: „Wo wollt Ihr denn bleiben?" „Unter dem Himmel", versetzte Luther, und anstatt durch solche Bearbeitung wankelmüthig zu werden, gewann er durch solche jämmerliche Vermittelung nur mehr Zuversicht für die bevorstehenden Verhandlungen mit dem Cardinal selbst, als dessen Werkzeug er den Urbanus ansah.

Andrerseits riethen von sofortigem Erscheinen vor dem Legaten die deutschen Freunde der Lutherschen Sache, an welche

der Kurfürst Luther empfohlen hatte, entschieden ab. Obschon nämlich die päpstliche Instruction an Cajetan damals noch nicht bekannt geworden war, so trauten diese Männer dem Cardinal nicht und hielten Luther an, nicht ohne kaiserlichen Geleitsbrief vor Cajetan zu erscheinen. Die Erlangung eines solchen war freilich mit einigem Zeitverlust verknüpft, indem der Kaiser wenige Tage vor Luthers Ankunft, am 28. September, die Stadt verlassen hatte. Mit trüben Ahnungen erfüllt war Maximilian krank und verdrossen davongeritten und hatte noch im Scheiden der Stadt den Abschiedsgruß zugerufen: „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchmal guten Muth in dir gehabt; nun werden wir dich niemals wiedersehen.“ Vor seiner Abreise soll er noch dem Legaten ein mildes Verfahren gegen den Wittenberger Doctor empfohlen haben. Obschon also der Geleitsbrief durch einen Boten vom Kaiser geholt werden mußte, blieben Luthers Freunde dabei, die Ankunft desselben abzuwarten, und erst nachdem am 11. October der Geleitsbrief angelangt war, begab sich Luther in Begleitung Links und eines andern Ordensbruders, sowie des Priors Frosch und zweier Karmeliter in die Wohnung des Cardinals, bei dem sie neben anderen Italienern den Urban von Serralonga und einen päpstlichen Nuntius vorfanden. Auch aus anstoßenden Gemächern drängten sich neugierig die Ausländer herzu, als es verlautete, daß der schlimme Mönch da sei. Dieser hatte sich, um nicht Anlaß zu Klagen über Mangel an Ehrerbietung zu geben, zuvor instruiren lassen, wie man bei einem so hohen geistlichen Herrn sich zu benehmen habe, und warf sich vor dem Legaten aufs Angesicht nieder, erhob sich dann, als ihn der Cardinal aufstehen hieß, auf die Kniee und trat erst nach erneuter Aufforderung auf seine Füße. Da der Cardinal zu warten schien, was er zu sagen habe, ergriff Luther das Wort, erklärte, daß er auf päpstliche Citation und Befehl seines Fürsten hier erschienen und bereit sei, sich in Betreff der Disputationssätze, die er veröffentlicht habe, unterweisen zu lassen.

So wenig diese Rede nach dem Sinn des Legaten war, so legte es derselbe offenbar darauf an, Luther die Beilegung der



Kaiser Maximilian, nach Albrecht Dürer.

Sache leicht zu machen. Als einen gehorsamen Sohn der Kirche hatte sich derselbe bezeichnet. So verwies er denn in seiner Gegenrede den lieben Sohn sofort auf den Willen des

heiligen Vaters, nach welchem derselbe drei Stücke von ihm verlange. Erstlich solle Luther widerrufen; zum andern solle er sich weiterer Äußerungen derselben Art enthalten; zum dritten überhaupt alles vermeiden, was den Frieden der Kirche stören könnte. Als dann Luther um genauere Angabe dessen bat, das er widerrufen solle, hob der Cardinal aus den Thesen und aus den Resolutionen je einen Satz heraus. Der erstere war die Behauptung der 58. These, daß der Schatz, aus welchem der Papst den Ablaß spende, nicht sei das Verdienst Christi. Mit dieser Behauptung war ja Luther in Widerspruch getreten zu der Constitutio „Unigenitus", die Papst Clemens VI. im Jahre 1343 erlassen hatte, und in welcher es hieß, Christus habe seiner Kirche einen Schatz erworben, den er Petrus und seinen Nachfolgern zur Verwaltung übertragen habe, und dieser Schatz könne wegen des unendlichen Verdienstes Christi und der überschüssigen Tugenden der Gerechten nie leer werden. Diesen Widerspruch entschuldigte nun der Legat einigermaßen damit, daß er die Ansicht aussprach, Luther werde jenen päpstlichen Ausspruch nicht gelesen haben. Da kam er aber verkehrt an. Luther erklärte nämlich, er habe die Bulle des Clemens und die gleichlautende des Papstes Sixtus IV. allerdings gelesen, erkenne dieselben aber nicht für bindend an gegenüber der h. Schrift, deren Sinn der Papst verdreht habe. Das war dem Legaten zu stark, und er behauptete, einem päpstlichen Ausspruch habe man sich einfach zu unterwerfen, und die Pariser Theologen, deren Appellation vom Papst an ein Concil ihm Luther vorhielt, würden ihre Strafe tragen müssen.

Der Satz aus den Resolutionen, den Luther widerrufen sollte, war die Behauptung, daß zu gesegnetem Genuß des heiligen Abendmahls der Glaube des Empfängers erforderlich sei. Als Luther trotz des Kicherns der anwesenden Italiener über solche in ihren Augen ungereimte Lehre auch von diesem Satz nicht weichen wollte, erklärte der Cardinal: „Du magst wollen oder nicht, so mußt du heute widerrufen, sonst werde ich schon um dieses Satzes willen alle deine Lehren verwerfen und verdammen."

Einen Widerruf hätte nun Luther auch in Wittenberg leisten können, und er hätte es dort bequemer und billiger gehabt. Er war darum von dem Ansinnen des Cardinals und dessen Ungeneigtheit, sich auf wirkliche und eingehende Besprechung der beanstandeten Stücke einzulassen, mit Recht überrascht und machte deshalb, als er sah, wie die Dinge standen, der Audienz jenes Tages durch die Bitte um einen Tag Bedenkzeit ein Ende.

Als dann des Legaten Ceremonienmeister, der schon in Cajetans Zimmer durch sein Dreinreden sich einen Verweis vom Legaten zugezogen hatte, ihm in den Hof nachlief und ihm Sophisterei vorwarf, fertigte ihn Luther ohne Ceremonien dermaßen ab, daß er genug hatte und sich zurückzog.

In seinem Quartier fand Luther seinen alten Gönner Staupitz vor, der an jenem Tage in Augsburg angekommen war, um seinem Versprechen gemäß Luther zur Seite zu stehen. Es wurde nun berathen, was weiter zu thun sei, und am nächsten Tag mochte der Cardinal wohl etwas verwundert dreinschauen, als in Luthers Gesellschaft der kaiserliche Rath Dr. Konrad Peutinger nebst zwei andern kaiserlichen Räthen, der kursächsische Rath Philipp von Feilitzsch, Staupitz und ein Notar sich bei ihm einstellten und Luther eine in aller Form abgefaßte Verwahrung verlas, in welcher er erklärte, widerrufen könne er nicht, ohne eines Irrtums überführt zu sein; doch unterwerfe er sich willig dem Erkenntnis der Kirche, erbiete sich auch, öffentlich zu Augsburg oder an einem andern Ort über seine Sätze zu disputiren oder sich privatim zu verantworten, sei auch erbötig, dem Herrn Legaten schriftlich Rede zu stehen auf alles, was derselbe gegen ihn zu sagen habe, wolle auch das Urteil der vier Universitäten Basel, Freiburg, Löwen und Paris hören, wo er irgend geirrt hätte.

Doch der Cardinal hatte für diese Erbietungen, die ihm als überflüssige Weitläufigkeiten vorkommen mochten, nur ein Lächeln und für Luther nur die erneute Aufforderung zu widerrufen und die Warnung, es werde ihm schwer werden, wider den Stachel zu löcken. Auch Luthers Bitte, daß es ihm gestattet

sein möchte, seine Vertheidigung der von dem Legaten beanstandeten Sätze diesem schriftlich einzureichen, gewährte der Cardinal, der sie zuvor kurz abgeschlagen hatte, erst als auch Staupitz dieselbe unterstützte. Dies Schriftstück konnte Luther schon am folgenden Tage dem Legaten überreichen. Mit großer Schärfe war darin die Berechtigung des ersten der angefochtenen Sätze trotz der von Cajetan citirten Bulle des Papstes Clemens dargelegt, und frischweg behauptete Luther, ein jeder Christ habe das Recht, die Lehre auch des Papstes an der heiligen Schrift zu prüfen, wobei er darauf hinweist, daß selbst Petrus einst sich habe eine Zurechtweisung gefallen lassen müssen, als er von der Wahrheit des Evangeliums abgewichen sei (Gal. 2). So prüft er denn auch unbedenklich des Legaten Einwendung gegen den Satz aus den Resolutionen und weist aus der Schrift nach, daß nur der Glaube an Christi Wort einen lebendigen, würdigen und wohl geschickten Abendmahlsgast mache, während alles Andere entweder zu Vermessenheit oder Verzweifelung führe; und da dies Lehre der heiligen Schrift sei, so könne er davon nicht weichen und müsse er Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Daß ein Cajetan eine solche Verantwortung nicht eben mit Wohlgefallen aufnahm, konnte nicht überraschen. Der Legat that aber, als ob ihn das Schriftstück weiter nicht anginge und versprach, es nach Rom zu schicken. Dagegen forderte er Luther aufs neue zum Widerruf auf. Über den Schluß der Unterredung berichtete Luther selbst noch an demselben Tage an Spalatin folgendes:

„Ich hub auch etlichemal an zu reden; aber er donnert, schnurret allewege, regnirt und herrschet allein. Endlich hub ich auch an zu schreien, und sprach: Wenn es kann gezeigt werden, daß obgenannte Extravagans*) saget, daß der Schatz des Ablaß sind die Verdienst Christi, so will ich einen Widerspruch nach Euer Hochwürden Gefallen und Willen thun. Darauf ward er ganz ungeberdig, lachet fast sehr und nahm von Stund

*) die Bulle „Unigenitus“ von Clemens VI.

an das Buch in die Hand, las berührte Extravagans sehr hitzig und keichend, bis er an den Ort kam, da geschrieben steht, daß der Herr Christus habe durch sein Leiden den Schatz erlangt rc. Da sagt ich: Hochwürdigster Vater, Euer Hochwürden wolle das Wort (er hat erlangt) betrachten und fleißig bewegen. So Christus durch sein Verdienst hat einen Schatz erlangt, so sind ja die Verdienste nicht der Schatz, sondern dies, das die Verdienste verdient haben, das ist, die Schlüssel der Kirchen. Und demnach ist meine Conclusion oder Beschluß wahr.

„Als der Legat so unversehens beschämt war, und doch unbeschämt wollte geachtet sein, fiel er mit Gewalt auf andere Meinung und stellte dies mit Willen in Vergessenheit. Aber ich sagte, doch mit gebührender Ehrerbietung getrost: Hochwürdigster Vater, Euer Hochwürden soll es dafür nicht halten, daß wir Deutschen die Gramatica nicht haben oder wissen. Es ist ein Anderes, daß etwas ein Schatz ist, und ein Anderes den Schatz erlangen.

„Da also des Legaten Vertrauen verlegt war, und nochmals schrie, ich sollt einen Widerspruch thun, und sprach: Gehe hin und komme nicht wieder zu mir, du wollest denn einen Widerspruch thun; also ging ich von dem Legaten.“

Mochte der Cardinal wirklich die Verhandlungen mit Luther abbrechen wollen oder nicht: Luther nahm ihn beim Wort. Daß er nicht widerrufen werde, stand bei ihm fest; er schrieb noch an demselben Tage an Carlstadt: „Ich will nicht zu einem Ketzer werden mit dem Widerspruch der Meinung, durch welche ich bin zu einem Christen worden; eher will ich sterben, verbrannt, vertrieben und vermaledeit werden.“*) Somit hatte er nach des Legaten letztem Wort bei diesem nichts mehr zu suchen. Wiederum hatte auch der Cardinal in der That keine Lust mehr, mit dem deutschen Mönch, der ihm so energisch und mit so schwerem Geschütz gegenübergetreten war und ihn so in die Enge getrieben hatte, weiter zu verhandeln. „Ich mag mit dieser Bestie nicht weiter reden, denn er hat tiefe

*) S. diesen Brief „Luth. Volksb.“ Bd. 7. S. 7. ff.

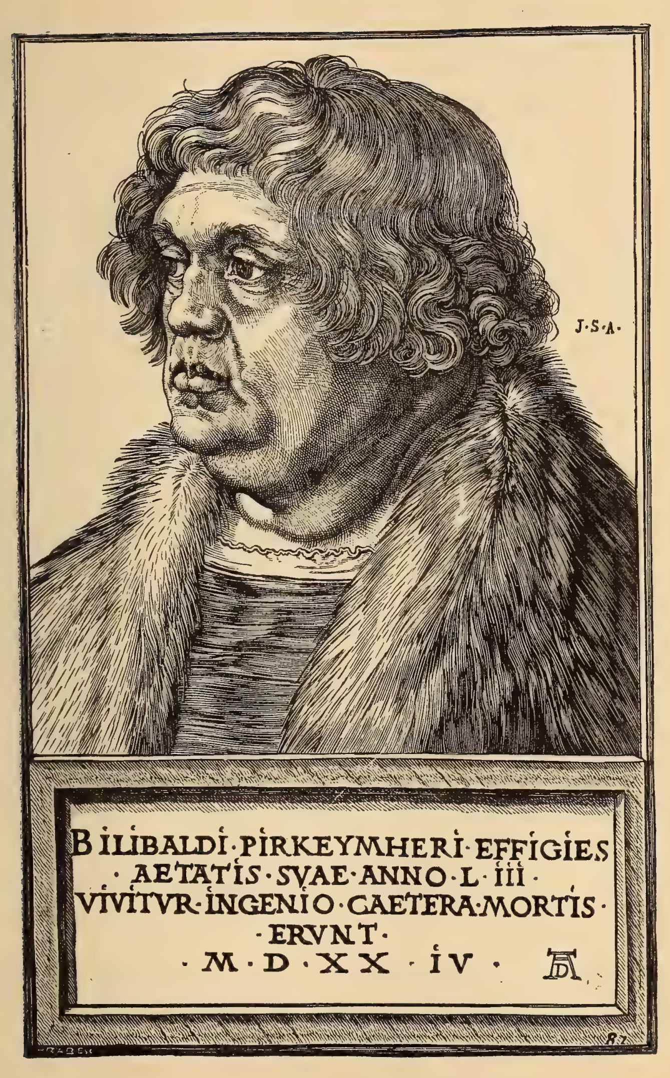
Augen und wundersame Speculationen in seinem Kopf", sagte er unmuthig zu Staupitz und Link, nachdem er an jenem Nachmittag in einer Unterredung diesen beiden Freunden Luthers zugeredet hatte, daß sie doch versuchen sollten, diesen zu einem Widerruf zu bewegen. Doch auch die Freunde sahen die Verhandlungen für geschlossen an, und obschon der Cardinal bei einer nochmaligen Unterredung mit Link diesem gegenüber erklärt hatte, Luther habe keinen besseren Freund als ihn, und er werde, anstatt Luther, wie er es nach seiner Vollmacht vermöchte, gleich in den Bann zu thun, noch weitere Instruction von Rom, wohin er Luthers schriftliche Verantwortung geschickt habe, abwarten, so trauten doch beide dem Frieden nicht und begaben sich am Samstag auf gesonderten Wegen von Augsburg nach Nürnberg. Vorher hatte noch Staupitz als Luthers Vorgesetzter diesen von der Ordensregel entbunden, damit er nicht durch die Pflicht des Gehorsams und sonstige Rücksichten auf den Orden an freier Bewegung gehindert wäre.

Luther hingegen hielt sich noch nicht für befugt, die Stadt, in welche er sich auf seines Fürsten Befehl begeben hatte, zu verlassen, so lange noch die geringste Aussicht vorhanden war, daß der Legat ihn noch einmal könnte rufen lassen. Er hoffte zwar selber von dem Cardinal nicht viel. In jenem Brief an Carlstadt hatte er über ihn geschrieben: „Er ist vielleicht ein namhaftiger Thomist*), aber ein undeutlicher, verborgener, unverständlicher Theologus oder Christ, und derhalben diese Sache zu richten, erkennen und urteilen eben so geschickt wie ein Esel zu der Harfen. Derwegen auch meine Sache in so viel mehr Gefährlichkeit stehet, daß sie solche Richter hat, welche nicht allein Feinde und ergrimmet sind, sondern auch unvermöglich, die Sache zu erkennen und zu verstehen." Um aber dem Verlangen des Cardinals, das er auch durch Link und Staupitz noch aufs neue vernommen hatte, wenigstens in etwas nachzukommen, und doch ja nichts zu verweigern, was er irgend mit gutem Gewissen leisten konnte, richtete er, als der

*) Anhänger des Thomas Aquinas.

Legat nichts von sich hören ließ, am Tage nach der Abreise der beiden Freunde ein demüthiges Schreiben an jenen, worin er zugab, daß er wohl zu heftig geschrieben habe, auch sich bereit erklärte, den Ablaßstreit ganz ruhen zu lassen, falls man nur auch denen, die ihn dazu getrieben hätten, dies Spiel anzufangen, Maß und Ziel setzte. Da aber von dem Cardinal keine Antwort kam, ließ er diesem Brief am nächsten Tag einen zweiten folgen, in welchem er dem Legaten vorhielt, daß dieser ja ihm verboten habe, ihm ohne Widerruf nochmals vor Augen zu treten, und da es ihm an Zehrung fehle, er auch den Karmelitern nicht länger zur Last liegen könne, so halte er es für nutzlos, weiter in Augsburg zu verweilen; er appellire nun an den Papst und bitte, solche seine Appellation freundlich aufzunehmen. Die Appellation, von der er hier redet, hatte er schon am Samstag als „Appellation von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst“ vor einem Notar und Zeugen niedergelegt; dieselbe enthielt die Bitte um Zurücknahme der Citation nach Rom und vor ein Gericht, vor dem er eine gerechte Beurteilung seiner Sache nicht erwarten konnte.

Als auch auf das letzte Schreiben an den Legaten dieser das tiefste Schweigen beobachtete, wurde Luthers Freunden unheimlich zu Muth. In der Nacht vom 20. auf den 21. October öffnete sich verstohlen ein kleines Pförtlein in der Stadtmauer, und zwei Männer ritten in nördlicher Richtung davon. Der Eine war ein der Wege und Stege kundiger alter Ausreiter; der andere trug eine Mönchskutte, saß ohne Hosen, Stiefel und Sporen, ohne Wehr und Waffen auf seinem harttrabenden Klepper und hieß Martinus Luther. Bruder Leonhard war in der Stadt zurückgeblieben, um dem Cardinal vor einem Notar und Zeugen die Appellationsschrift zu übermitteln. Am Abend kamen die Reiter in Monheim an, wo Luther, als er vom Pferde stieg, nicht mehr stehen konnte, sondern stracks in die Streu fiel. In Nürnberg bemühten sich die Freunde, den Doctor Martinus nach den ausgestandenen Mühen und Gefahren bestens zu pflegen, und der gelehrte Patricier Bilibald Pirkheimer beherbergte ihn. — Wir werden hören, wie der Nürn-



Bilibald Pirkheimer, nach Albrecht Dürer.

berger Humanist dafür büßen mußte. — Am Jahrestage des Anschlags der 95 Thesen las Luther in Kemberg bei Wittenberg eine Messe, und noch an demselben Tage kam er wohlbehalten und voller Freude und Friede wieder in Wittenberg an.



Es erforderte nicht viel Scharfsinn zu vermuthen, daß der Cardinal und sein Gebieter, der Papst, es bei dem, was geschehen war, nicht würden bewenden lassen. In Nürnberg war Luthern zum erstenmal die päpstliche Instruction an Cajetan, auf welche der Cardinal schon bei der letzten Unterredung mit ihm drohend sich berufen hatte, zu Gesicht gekommen. Luther hielt es kaum für möglich, daß dies Schriftstück echt sei und der Papst, wie dasselbe besagte, schon längst, ehe die Frist seiner Citation abgelaufen war, ihn als Ketzer habe verdammen lassen, und auch als er dies Breve bald darauf mit einem scharfen Nachwort versehen in Druck gab, behandelte er es noch als untergeschoben. Doch schon am 23. October hatte der Cardinal in Übereinstimmung mit diesem päpstlichen Breve ein Schreiben an den Kurfürsten gerichtet, worin er sich bitter beklagte, daß Luther sich vor seinem Erscheinen kaiserliches Geleit verschafft habe, seiner väterlichen Vermahnung ungeachtet hartnäckig geblieben sei, viel Papier zu seiner Rechtfertigung verschrieben habe, und daß schließlich sowohl Staupitz als Luther ohne sein Wissen davongereist seien und ihn betrogen hätten. Darauf bittet der Legat den Fürsten, Luther entweder nach Rom zu schicken oder aus dem Lande zu jagen. Dies Schreiben schickte der Kurfürst ohne weiteres an Luther, und dieser zerpflückte dasselbe gründlich in einer Antwort an den Fürsten, die diesen vollständig befriedigte.

Besonders wohlthuend mußte den Fürsten berühren, daß Luther immer wieder sich sorgfältig bestrebt zeigte, seinem Landesherrn, so viel irgend möglich, Ungelegenheiten seinethalben zu ersparen, wie er sich auch in diesem Schreiben bereit erklärte außer Landes ins Elend zu gehen. „Derohalben“, schrieb er,

„daß Eure Kurfürstl. Gnaden von meinetwegen nichts Böses begegne, siehe, so verlasse ich in Gottes Namen Ihrer Kurfürstl. Gnaden Lande, will ziehen, wohin mich der ewige, barmherzige Gott haben will." So machte er Ernst mit dem Wort, das er zu Urbanus in Augsburg gesprochen hatte, daß er „unter dem Himmel bleiben wolle." Andrerseits aber wollte er auch nicht, daß sein Fürst an ihm zu einem Pilatus würde, indem er ihn, der keiner Schuld überwiesen sei, nach Rom in den sicheren Tod lieferte. Wirklich gab auch der Kurfürst eine zeitlang dem Gedanken Raum, falls der Bann demnächst erfolgte, möchte Luther sich ins Ausland begeben, und dieser dachte an Frankreich, wo er an den Pariser Doctoren einen Halt zu finden hoffte. Von einer Auslieferung Luthers nach Rom wollte der Fürst nichts wissen; er schrieb vielmehr an Degenhard Pfeffinger, seinen Gesandten beim Kaiser, er solle diesen zu bewegen suchen, für Luther ein unparteiisches Verhör in Deutschland auszuwirken. Auch an den Legaten schrieb er einen Brief, in welchem er sein Befremden aussprach über die Zumuthungen, die man an Luther und an ihn selber gestellt habe, — an Luther, daß er, ohne eines Irrtums überwiesen zu sein, widerrufen solle, — an ihn, daß er Luther ohne weiteres nach Rom liefern oder aus dem Lande jagen solle. Er verlangt, daß man mit Luther ordentlich disputire oder ihm schriftlich seine angeblichen Irrtümer nachweise; wenn das geschehen, werde er sich zu verhalten wissen. Bis jetzt habe ihm niemand zeigen können, daß Luthers Lehre gottlos sei, obschon es einige, denen seine Lehre im Geldkasten Abbruch gethan, versucht hätten. Eine Abschrift der Heimleuchtung, die Luther jenem Beschwerdebrief des Cardinals an den Fürsten hatte angedeihen lassen, legte dieser seinem Schreiben bei.

Als Luther diesen Brief zu sehen bekam, hatte er eine solche Freude daran, daß er ihn immer wieder las; war doch dies die erste Äußerung, aus welcher er mit einiger Bestimmtheit ersehen konnte, wie sein Landesherr seiner Sache und den Absichten des Papstes gegenüber gesonnen war, und konnte er doch damit wohl zufrieden sein.

Indes war auch Luther nicht unthätig. Zunächst veröffentlichte er einen lateinischen Bericht über die Begebenheiten in Augsburg nebst der schriftlichen Verantwortung vom 14. October in Betreff der beiden Stücke, deren Widerruf der Legat verlangt hatte. In einem Nachwort an den Leser aber tritt er mit einer Entschiedenheit gegen die päpstliche Autorität auf, wie wir ihn bisher noch nicht gehört haben. Er liefert nämlich nicht nur den Nachweis, daß in päpstlichen Decretalien die Schrift vergewaltigt und gemißbraucht worden sei, sondern er wählt zu solchem Nachweis gerade einen Fall, wo solcher Mißbrauch eines Schriftwortes in der Absicht geübt war, eine Beweisstelle für die geistliche Oberherrschaft des Papstes zu gewinnen. So bestreitet denn Luther zuerst die Richtigkeit der päpstlichen Auslegung des Spruchs und zum andern die Sache, die der Spruch beweisen soll. Er verwirft als Thorheit die Ansicht derer, die meinen, wer nicht unter dem römischen Papst lebe, könne kein Christ sein. Er wies darauf hin, daß noch zu Gregors des Großen Zeiten der Bischof von Rom nicht den Titel eines allgemeinen Bischofs getragen, Gregor vielmehr denselben verworfen habe, daß es ja große Theile der Christenheit gebe, die nie unter dem Papst gestanden, daß auch vor Alters andere Bischöfe den Bischof von Rom einfach als Bruder angeredet hätten. Er wolle, sagt er, die Herrschaft des Papstes nicht in Abrede stellen; man werde sie aber, wenn sie sich beweisen lasse, nur beweisen können etwa aus Röm. 13: „Es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet.“ Er streite gegen die, welche den Christen unter dem Namen der römischen Kirche ein Babylon aufrichten wollten.



So sehen wir, wie Luther durch die Angriffe seiner Gegner immer mehr in die feste Schanze des Wortes Gottes hineingetrieben und wiederum veranlaßt wurde, immer schwerere Stücke aus seiner festen Stellung gegen das päpstliche Bollwerk zu schleudern.

Nur in Übereinstimmung mit seiner zunehmenden Erkenntnis und mit Grundsätzen wie den oben von ihm ausgesprochenen handelte Luther, wenn er nun auch von dem besser zu unterrichtenden Papst, an den er jüngst noch appellirt hatte, an ein freies christliches Concil appellirte. Mit dieser Appellation, die er wiederum in aller Form vor Zeugen niederlegte, brach er dem erwarteten Bannstrahl die Spitze ab, indem er nun die Anerkennung der Berechtigung solches Bannes eben von der Entscheidung des Concils abhängig machte, nachdem er schon in seinem Sermon von der Kraft des Bannes gezeigt hatte, daß ein Bann um der Wahrheit willen für den so Gebannten eine Ehre sei. Ja als er seinem Link über seine Appellation, die übrigens der Drucker gegen seinen Willen jetzt schon in die Öffentlichkeit brachte, Kunde gab, ließ er die merkwürdigen Worte einfließen: „Meine Feder trägt sich schon mit viel größeren Dingen; ich weiß nicht, woher mir diese Gedanken kommen; die Sache hat meines Bedünkens noch nicht einmal recht angefangen, geschweige denn, daß meine großen Herren zu Rom hoffen dürften, sie wäre schon zu Ende. Ich will dir meine Einfälle schicken; so magst du sehen, ob ich nicht recht ahne, daß der rechte Antichrist, von welchem Paulus redet, am römischen Hofe herrsche; daß derselbe schlimmer ist als der Türke, glaube ich beweisen zu können."

Doch unter all diesen Kämpfen trieb der merkwürdige Mann mit Lust und Liebe auch die Werke des Friedens. Eine Auslegung des Vater Unser, die nach seinen im Jahre 1517 gehaltenen Predigten seine „guten Freunde" herausgegeben hatten, arbeitete er jetzt um und ließ sie in erweiterter Gestalt unter dem Titel: „Auslegung deutsch des Vater Unser, für die einfältigen Laien, Doctoris Martini Lutheri, nicht für die Gelehrten", neu ausgehen. Schlicht und kräftig redet Luther hier mit dem Volk von dem, was man wissen muß, um selig zu werden. „Der ist gerecht vor Gott," schreibt er u. A., „der seinen Ungehorsam und Sünde, auch verdiente Urteil demüthiglich bekennt und darüber herzlich Gnade bittet, auch nicht daran zweifelt, sie werde ihm gegeben. Also lehret der Apostel, daß

ein gerechter Mensch nirgend von andern denn von seinem Glauben und Vertrauen in Gott bestehen möge, und also nicht seine Werke, sondern die bloße Barmherzigkeit Gottes sein Trost und Zuversicht ist.“ — „Christum lehren und erkennen ist, wenn du verstehst, das der Apostel 1. Cor. 1. sagt: Christus ist uns von Gott gegeben, daß er soll sein uns eine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit, Erlösung. Das verstehst du dann, wenn du erkennest, daß alle deine Weisheit eine verdammliche Thorheit, deine Gerechtigkeit eine verdammliche Ungerechtigkeit, deine Erlösung eine elende Verdammung ist, und also empfindest, daß du vor Gott und allen Creaturen ein Narr, Sünder, Unreiner, verdammter Mensch billig seiest, und das nicht mit Worten, sondern aus ganzem Herzen, auch mit Werken zeigest, daß dir kein Trost und Heil bleibe, denn daß Christus dir gegeben ist von Gott, an welchen du glauben und also sein genießen sollst, daß seine Gerechtigkeit alleine dich behalte.“ — „Dieser Brief mit Christi Wunden selbst versiegelt und durch seinen Tod bestätigt ist gar nahend verblichen und verwesen durch die großen Platzregen des römischen Ablasses.“

Großartig war der Absatz, den alles fand, was Luther schrieb; besonders fanden die Druckereien hin und her in Deutschland bei der Vervielfältigung der deutschen Schriften aus seiner Feder ihre Rechnung. Ja aus der berühmten, vornehmen Druckerei des Johann Froben in Basel ging im Herbst dieses Jahres in lateinischer Sprache die erste Sammlung fast aller bisher erschienenen Schriften Luthers hervor. Der Drucker war nicht genannt; auch der damalige Baseler Stiftsprediger Capito, der das Vorwort schrieb, verschwieg seinen Namen. In diesem Vorwort hieß es u. A.: „Hier habt ihr die theologischen Schriften des ehrwürdigen Vaters Martin Luther, von dem die meisten halten, daß er von Christo, welcher endlich ein Auge des Erbarmens auf uns gerichtet, wie ein zweiter Daniel gesandt sei, um Mißbräuche an den Tag zu bringen, die in der Kirche entstanden sind, während die Theologen die evangelische und paulinische Theologie vernachlässigen... Darum, meine Brüder, ist es an der Zeit, daß wir aufstehen vom Schlaf.“ —

Froben übersandte Luthern ein Exemplar dieser Ausgabe als Ehrengeschenk mit einem Begleitschreiben, und Capito schrieb ihm, die ganze große Ausgabe sei in anderthalb Monaten nach Italien, Frankreich, Spanien und England abgesetzt worden; auch wurde ihm berichtet, daß selbst viele Pariser Doctoren Gefallen an seinen Schriften fänden.

Während so Luthers Stimme durch seine Schriften in immer weiteren Kreisen hörbar wurde, war er auch daheim auf der Kanzel und dem Katheder thätig. Dabei stand er aber immer auf dem Sprung, nöthigenfalls Stadt und Land schleunigst zu verlassen. Der Gemeinde sagte er für den Fall, daß er einmal plötzlich weg sein sollte und nicht wiederkäme, lebewohl, und mit seinen Freunden soll er einmal schon einen Abschiedsschmaus gehalten und, während desselben noch zur Eile gemahnt, ausgerufen haben: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.“ Und ein Unterkommen für Luther hätte sich bald gefunden. Noch im folgenden Februar schrieb ihm Capito: „Als der Cardinal v. Sitten, der Graf v. Geroldseck und ein ehrwürdiger gelehrter Bischof und dazu mehrere andere von den Unsrigen erfahren hatten, daß du in Gefahr schwebtest, haben sie sich alsbald bereitwillig gezeigt, nicht allein mit Geld dir die Flucht zu ermöglichen, sondern auch sicher Gewahrsam zu verschaffen, wo du dich entweder verborgen halten oder frei öffentlich deines Gefallens leben könntest. Sodann, als das Gerücht sich verbreitete, du seist gesonnen ins Elend zu gehen, haben sich viele erboten, dir durch mich eine reichliche Steuer zu schicken.“

In Rom konnte man sich indes nicht darein finden, daß sich die Zeiten so sollten geändert haben und man nicht wie früher durch päpstliche Machtsprüche alle Widersprüche, die gegen das Thun und Lehren des römischen Hofs erhoben würden, sollte niederschlagen können. So kam denn auch ganz nach hergebrachter Manier eine vom 9. November datirte päpstliche Bulle den Ablaß betreffend über die Alpen nordwärts gezogen, in der die Irrtümer, welche jüngst gewisse Mönche auf die Bahn gebracht hätten, feierlich verdammt wurden, und durch welche

das, was Luther angefochten hatte, besonders die Lehre von der Austheilung des Schatzes der Kirche im Ablaß, als überlieferte Lehre der römischen Kirche bezeichnet und jeder anders Lehrende mit dem Bann bedroht wurde. Aber gerade an dieser Bulle, in der übrigens Luthers Name nicht genannt war, wurde es wieder offenbar, daß allerdings ein gewaltiger Umschwung im Vollzug sei; sie wurde kaum beachtet, auch nachdem sie durch Cajetan veröffentlicht worden war, und als später ein deutscher Bischof auf Grund dieser Bulle eine Fortsetzung des Kampfes über den Ablaß, als über eine nun endgültig entschiedene Sache, verhindern wollte, konnten die Behörden einer noch streng papistischen deutschen Universitätsstadt es wagen, die Bulle, welche der Bischof mit seinem Einhaltsbefehl hatte öffentlich anschlagen lassen, samt jenem Befehl herabzureißen und den, der sie im Dienst des Bischofs angeschlagen hatte, einzustecken.

Luther vernahm auch bald, daß man wieder mit Maßregeln gegen ihn umgehe. Doch war er getrost und fröhlich dabei und meldete Spalatin, was er vernommen hatte, mit dem Bemerken: „Je mehr jene wüthen und auf Gewaltthat sinnen, desto weniger erschrecke ich; nur um so freier werde ich gegen jene römischen Schlangen werden. Ich habe mich auf alles gefaßt gemacht und harre auf Gottes Rath."



Zwölftes Kapitel.

Miltitz.

Nicht ohne Grund hatte Urbanus von Serralonga in Augsburg den Versuch gemacht, Luther zu bewegen, daß er, ohne das kaiserliche Geleit abzuwarten, sich in des Cardinals Wohnung begebe, und nicht umsonst hatte sich nachher Cajetan darüber beklagt, daß man ihm nicht getraut habe. Denn durch die Einholung des kaiserlichen Geleits wurde, wie ein katholischer Geschichtschreiber gesteht, dem Legaten „sein ganzer Plan verrückt", der eben darauf angelegt gewesen war, den unbequemen Mönch dingfest zu machen und nach Rom zu liefern, das er dann gewiß nicht wieder verlassen hätte. Rom und sein Legat, die sonst Königen und Fürsten Furcht eingejagt hatten, hatten in Augsburg dem Bettelmönch gegenüber eine Niederlage erlitten und wußten es. Der Cardinal scheint des Eindrucks, den Luther mit seiner Bibeltheologie auf ihn gemacht hatte, nicht wieder losgeworden zu sein; wenigstens verlegte er sich von nun an mit Eifer auf das Studium der Schrift und erlernte sogar noch in seinen alten Tagen die Grundsprache des Neuen Testaments. Der Papst aber zog, als das Lied so nicht gehen wollte, neue Saiten auf. Luther saß nach wie vor in

Wittenberg und arbeitete unablässig, und der Kurfürst ließ ihn gewähren, ja wir haben gehört, daß er den Legaten, der ihn zur Austreibung des „Mönchleins" aufforderte, kühl ablaufen ließ. Während aber Luther und seine Freunde täglich Gewaltmaßregeln von Rom aus erwarteten, hatte man sich dort, noch ehe man von dem Ausgang der Verhandlungen in Augsburg Kunde haben konnte, vielleicht aber auf die Nachricht von den vielen Empfehlungen, mit welchen Luther nach Augsburg gekommen war, und von der Einholung des kaiserlichen Geleitsbriefs, zu neuen Maßregeln entschlossen.

Mit einer Anzahl päpstlicher Erlasse vom 24. October ausgerüstet erschien nämlich, während Cajetan in Österreich des Kaisers Nähe suchte, in Deutschland ein neuer Abgesandter des Papstes in der Person seines Kammerherrn Karl von Miltitz, eines vielfachen Würdenträgers aus sächsischem Adelsgeschlecht, eines klugen, gewandten Hofmannes mit glatter Zunge. Diesem gegenüber hatte der Kurfürst im Jahre 1515 einmal den Wunsch geäußert nach dem Besitz der geweihten Rose, die der Papst jährlich am Sonntag Lätare zu weihen und darauf als besonderes Zeichen päpstlicher Anerkennung hohen um die Kirche wohlverdienten Personen feierlich zu übersenden pflegte. Diese Auszeichnung sollte nun dem Kurfürsten zu theil werden, und Miltitz war zum Überbringer des „hochwerthen und geheimnisvollen Geschenks" ausersehen. Mit dem Duft dieser Blume, durch welche die höchste Freude über die Erlösung des menschlichen Geschlechts und der kostbare Leib des Erlösers abgebildet sei, sollte das Herz des lieben Sohnes Friedrich willig und geneigt gemacht werden, dem, was Miltitz in Übereinstimmung mit einem päpstlichen Breve ihm vorlegen werde, nachzukommen, nämlich das räudige Schaf Martin Luther von der frommen Heerde der kurfürstlichen Unterthanen abzusondern und den genannten Sohn des Verderbens dem Gericht des päpstlichen Nuntius zu überlassen. Daß es hiebei auf eine Gefangennahme Luthers in Wittenberg abgesehen war, läßt sich noch besonders daraus abnehmen, daß auch der Magistrat von Wittenberg in einem besonderen Breve aufgefordert wurde, dem

Verfahren des Miltitz gegen den vom Teufel angestachelten Ketzer Luther freien Lauf zu lassen. Für den Fall, daß er Luther wirklich in seine Gewalt bekäme, hatte dann Miltitz noch ähnliche päpstliche Erlasse an andere deutsche Städte, die ihm freien Durchzug mit seinem Gefangenen gewähren sollten. Luther täuschte sich also nicht, wenn er in jener Zeit schrieb, des Papstes Nuntius komme, um ihn festzunehmen und nach Rom zu liefern.

Neben den angegebenen Instructionen scheint aber Miltitz noch Vollmachten anderer Art gehabt zu haben, nach denen er den Verhältnissen, die er vorfand, oder die während der Ausführung seiner Sendung eintraten, entsprechend handeln konnte. Zweierlei konnte nun der Nuntius, wenn er es noch nicht wußte, auf seiner Reise nach Sachsen in Erfahrung bringen: einmal, daß des Papstes Credit in Deutschland schlecht war, und zum andern, daß der Freunde Luthers viele waren. Diese Stimmung kannte auch derjenige, welcher Luthern Veranlassung gegeben hatte loszuschlagen, und durch dessen Geldgier und loses Maul der Papst und sein Ablaß im Ansehen beim Volk noch mehr gesunken war: Johann Tetzel, der, als ihn Miltitz vorlud, um ihm den Kopf zu waschen, von seinem Leipziger Kloster aus einen kläglichen Brief schrieb und betheuerte, er könne sich ohne Lebensgefahr nicht hervorwagen. Als dann später Miltitz nach Leipzig kam und dem Tetzel sein Treiben vorrückte, brach dieser gänzlich zusammen, und am 4. Juli des folgenden Jahres starb er im Kloster, nachdem ihm Luther noch in einem Brief Trost zugesprochen hatte.

Außer dieser Stimmung, welcher Rechnung zu tragen der kluge Miltitz für geboten hielt, traten, während die Unterhandlungen im Gange waren, noch weitere Umstände ein, die alle erdenkliche Rücksichtnahme auf den Kurfürsten empfahlen. Den Kaiser hatten nämlich die düstern Ahnungen, denen er bei seinem Abschied von Augsburg Ausdruck verliehen hatte, nicht getäuscht. Noch ehe er seine Kaiserstadt erreichen konnte, verschlimmerte sich sein Zustand, den er durch Zerstreuung und Bewegung auf der Jagd sowie durch Hausmittelchen vergebens

zu bessern versuchte, dergestalt, daß auch die Ärzte, die ihm aus Wien entgegeneilen mußten, wenig Hoffnung hegen konnten. Am 20. December machte er sein Testament, und als das neue Jahr anbrach, stand Maximilians Ende nahe bevor. Starb aber der Kaiser jetzt, so fiel die Reichsverweserschaft für Norddeutschland bis zur Vollendung der Kaiserwahl Luthers Kurfürsten zu; des Letzteren Wort mußte bei der Kaiserwahl schwer ins Gewicht fallen; ja, wenn sich der weise Friedrich dazu hergab, konnte wohl gar der nächste Kaiser Friedrich IV. heißen.

Alle diese Umstände lassen das Verhalten des Miltitz in dem ganzen Handel einigermaßen verstehen. Am 27. December kam der Nuntius nach Altenburg, wo sich der Kurfürst aufhielt. Die geweihte Rose hatte er noch nicht mitgebracht; dieselbe war zu Augsburg dem Hause Fugger zu sicherer Aufbewahrung übergeben, wohl damit sie nicht voreilig dem Fürsten, auf den doch ihr Duft wirken sollte, eingehändigt werden möchte. Doch führte die Unterredung mit dem Kurfürsten schnell zu einem vorläufigen Resultat: es wurde eine Zusammenkunft Luthers mit Miltitz zu Altenburg verabredet, und schon in der ersten Woche des neuen Jahres stand der Wittenberger Doctor dem Befehl seines Fürsten gehorsam dem päpstlichen Nuntius Auge in Auge gegenüber, verhandelte mit ihm, speiste mit ihm an seinem Tisch und wurde mit einem Abschiedskusse entlassen.

Das lautet allerdings anders, als was wir über die Verabschiedung Luthers von Cajetan zu berichten hatten. Nicht mit Cajetanscher Kälte und Verschlossenheit, sondern warm und mit einer gewissen Offenheit empfing Miltitz den Doctor Martinus. „Lieber Martine“, redete er ihn an, „ich gedachte, Ihr wäret nur ein alter verlebter Theologus, der hinterm Ofen säße und also mit sich disputirte; aber ich sehe, daß Ihr noch ein frischer, junger, starker Mann seid. Wenn ich gleich eine Armee von 25,000 Mann bei mir hätte, getraute ich mich noch nicht, Euch aus Deutschland zu bringen. Denn ich habe auf dieser Reise hin und wieder geforscht, wie die Leute gesinnt wären, und was sie von Euch hielten; da vermerkte ich so viel: wo einer auf des Papstes Seite steht, da stehen wohl drei auf Eurer Seite

und wider den Papst." Auch gestand Miltitz, daß seit hundert Jahren keine Angelegenheit den Herren in Rom so viel Kopfzerbrechens gemacht habe wie diese, und daß man wohl zehntausend Dukaten geben würde, wenn damit die Sache abgethan sein könnte. Er ließ Luther sich ruhig aussprechen, gestand auch willig zu, daß Tetzel durch sein verwerfliches Auftreten schweren Anstoß gegeben habe. Auch die Forderung eines Widerrufs, die er anfänglich erhoben hatte, hielt er nicht hartnäckig aufrecht, sondern verstand sich dazu, daß die Sache einem deutschen Bischof, etwa dem Erzbischof von Salzburg oder dem von Trier, zur Begutachtung übergeben würde. Luther wiederum ließ sich bereit finden, die Sache ruhig sich selbst zu Tode bluten zu lassen und zu schweigen, wenn beiden Parteien untersagt würde, weiter darüber zu predigen und zu schreiben, und auch die Gegner sich demgemäß hielten. Miltitz sollte dem Papst über den nunmehrigen Stand der Dinge Mittheilung machen und ihn zum Eingehen auf die vereinbarten Maßregeln veranlassen. Daneben sollte auch Luther ein Schreiben an den Papst richten und dem deutschen Volk in einem Flugblatt die Ehrerbietung und Treue gegen die römische Kirche anempfehlen. Daß sie in diesen Punkten übereingekommen seien, meldete Luther eigenhändig seinem Kurfürsten in einem Brief*), den er aber mit dem kurzen, entschiedenen Satz abschloß: „Aus der Revocation**) wird nichts."

Sieht man dies Resultat oberflächlich an, so kann man den Eindruck gewinnen, als hätte der gewandte Miltitz doch bedeutende Erfolge erzielt. Sieht man aber näher zu, so hatte er eine Reihe schöner Nullen gezeichnet, vor denen die Zahl fehlte. Dessen waren sich freilich weder die Hauptpersonen Luther und Miltitz, noch die anwesenden Freunde Spalatin und der Rath Fabian von Feilitzsch recht bewußt. Luther kam auch seinerseits seinen Versprechungen gewissenhaft nach. Für das Volk ließ er eine kurze Schrift ausgehen unter dem Titel: „Doctor Martinus Luther Unterricht auf etliche Artikel, so ihm von

*) „L. V." Bd. 7. 8., S. 11 ff.
**) „Widerruf"

seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden." Dieser „Brief" ist uns in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Wir ersehen nämlich einerseits aus demselben, wie Luther damals in manchen Stücken christlicher Lehre, die heutzutage Gott Lob jeder aufmerksame, recht lutherisch unterwiesene Confirmand richtig nach der Schrift beurteilen kann, noch in papistischem Irrtum befangen war, aus welchem er später Tausende herausgeführt hat. So schreibt er in diesem Brief: „Von der lieben Heiligen Fürbitte sage ich und halte fest mit der ganzen Christenheit, daß man die lieben Heiligen ehren und anrufen soll." Ferner: „Vom Fegfeuer soll man fest glauben, und ich weiß, daß wahr ist, daß die armen Seelen unselige Pein leiden und man ihnen zu helfen schuldig ist mit Beten, Fasten, Almosen und was man vermag. Was aber die Pein von Art sei, und ob sie allein zur Genugthuung, oder auch zur Besserung diene, weiß ich nicht und sage noch, daß das niemand genugsam weiß."

Andrerseits aber sehen wir, wie Luther, indem er sein zu Altenburg gegebenes Wort einlöste, von der Wahrheit, so weit er sie damals erkannt hatte, auch nicht das Geringste preisgab, wie er vielmehr gerade die Stücke der von ihm bekannten Wahrheit, die den Feinden ein Dorn im Auge waren, wieder frank und frei bekannte. So schreibt er vom Ablaß: „So jemand einem armen Menschen nicht giebt, oder seinem Nächsten nicht hilft, und doch meinet Ablaß zu lösen, thut nicht anders, denn daß er Gott und sich selbst spottet; er thut das nicht, das Gott geboten hat, und thut, das ihm niemand geboten hat." Von den Geboten der Kirche schreibt er: „Gottes Gebot soll man über der Kirchen Gebot achten wie das Gold und Edelgestein über das Holz und Stroh." „Von guten Werken", schreibt er, „hab ich gesagt und sage noch, daß niemand kann fromm sein und wohlthun, es mache ihn denn Gottes Gnade zuvor fromm, und durch Werke niemand fromm wird, sondern gute Werke geschehen allein durch den, der fromm ist... Gott will, daß wir an uns sollen verzweifeln und an allem unserem Leben und Werken, auf daß wir erkennen, daß wir mit allen

unsern besten Werken vor seinen Augen nicht mögen bestehen, sondern allein auf seine grundlose Gnade und Barmherzigkeit uns vertrösten."

Auch daß er versprochen hatte, die Christen zur Treue gegen die römische Kirche anzuhalten, hielt er in einer Weise, die den Römlingen nicht genügen konnte. So schrieb er u. A.: „Ob es nun leider zu Rom also stehet, daß wohl besser taugte, so ist doch die und kein Ursach so groß, noch werden mag, daß man sich von derselben Kirche reißen oder scheiden soll." Daß er später hierüber bei fortgeschrittener Erkenntnis noch anders geurteilt hat, ist oben schon kurz angegeben und werden wir weiter unten noch ausführlicher hören. Auch vermochte Luther in dieser Schrift noch zu sagen, man solle „bei Leibe nicht widerstreben päpstlichen Geboten"; damit räumte er aber dem Papst keine geistliche Gewalt ein, sondern wollte den Papst nur angesehen und geachtet wissen wie jede weltliche Obrigkeit. Er schreibt nämlich in demselben Abschnitt: „Was aber die Gewalt und Oberkeit römisches Stuhls vermag, und wie ferne sich dieselbe strecket, laß die Gelehrten ausfechten; denn daran der Seelen Seligkeit gar nichts gelegen, und Christus seine Kirche nicht auf die äußerliche, scheinbare Gewalt und Oberkeit, oder einige zeitliche Ding, die der Welt und Weltlichen gelassen ist, .. gegründet hat. Darum die Gewalt sei wie sie sei, groß oder klein, ganz überall oder eines Theils, soll sie uns gefallen, und wir zufrieden sind, wie sie Gott austheilet, gleichwie wir zufrieden sein sollen, wie er andere zeitliche Güter, Ehre, Reichtum, Gunst, Kunst ꝛc. austheilt." Das war aber nicht, was der Papst wollte, sondern nach seiner Ansicht sollte der päpstliche Stuhl es sein, worauf die Kirche gegründet wäre, und sollte seine Anerkennung als des geistlichen Oberhaupts der Kirche allerdings der Seelen Seligkeit berühren.

Auch das versprochene Schreiben an den Papst unterließ Luther nicht. Am 3. März 1519 richtete er einen äußerst demüthigen und doch wieder festen und freimüthigen Brief an Leo, in welchem er sich als Auswurf der Menschen und Staub der Erde und als ein blökendes Schäflein des seligsten Vaters

bezeichnet und es tief beklagt, daß, was er zur Ehrenrettung der römischen Kirche unternommen habe, ihm als Unehrerbietigkeit ausgelegt worden sei. Doch einen Widerspruch weist er nach wie vor entschieden zurück, erklärt auch, ein solcher würde gar nichts helfen; seine Schriften seien schon weiter verbreitet, als er je gehofft hätte, und säßen zu fest in den Herzen vieler, als daß sie widerrufen werden könnten, und bei der in Deutschland vorhandenen hohen Geistesbildung würde er durch einen Widerruf nur Schmach auf die römische Kirche häufen und sie der Anklage aller aussetzen. Und wenn er betheuert, er habe nie die römische Kirche oder des Papstes Gewalt antasten wollen, sondern er bekenne, daß die Gewalt, dieser Kirche höher stehe als alles, nur Christum ausgenommen, so hat er eben durch diese Ausnahme sich das Recht vorbehalten, auf Grund des Wortes Christi auch über die Lehren und Anordnungen der römischen Kirche zu urteilen. Doch erklärt er sich dem Abkommen mit Miltitz gemäß bereit, über den Ablaß zu schweigen, wenn auch seine Gegner schwiegen, und das oben erörterte Schreiben an das Volk zu richten, auch wo möglich noch mehr zu thun.

Auch Miltitz strebte auf der in Altenburg eingeschlagenen Bahn weiter. Ihm lag es daran, Luthers Sache möglichst bald vor einen Schiedsrichter gebracht zu sehen, und obschon er von Rom aus keinerlei Genehmigung dieser Maßregel vernommen hatte, ja ehe eine solche erfolgt sein konnte, richtete er an den Erzbischof Richard von Trier die Aufforderung, das Richteramt zu übernehmen und einen Termin für das Verhör zu bestimmen.

An demselben Tage aber, an welchem Miltitz solches schrieb, starb Kaiser Maximilian, und der Trierer Erzbischof, der zugleich Kurfürst war, hatte für die nächste Zeit Kopf und Hände voll von der Kaiserwahl, die diesmal besonders viel zu rechnen gab. Um mit Vermeidung einer langwierigen Correspondenz seinen Zweck schneller und sicherer zu erreichen, reiste Miltitz nun selbst in das Triersche Gebiet, traf in Koblenz mit Cajetan zusammen, und bald konnte er dem Kurfürsten und

Luthern mittheilen, der Erzbischof sei bereit, das Verhör vorzunehmen; der Legat habe alles vergessen, und Luther solle nur kommen. Ähnlich schrieb auch der Erzbischof selber.

Wenn aber die Herren glaubten, Luther, der in Altenburg sich so fügsam gezeigt hatte, werde ohne weiteres seinen Hut nehmen und anrücken, hatten sie sich verrechnet. Luther schrieb vielmehr, er müßte ein Narr sein, wenn er aus Wittenberg, wo er ruhig und sicher saß, so aufs Ungewisse weithin nach Koblenz zöge; er habe auch gar kein Reisegeld, und weder vom Papst noch vom Erzbischof habe er eine Vorladung vor des Letzteren Richterstuhl.

Nun hatte der Erzbischof allerdings Luther schriftlich zu sich entboten und diese Vorladung dem Kurfürsten Friedrich zur Übermittelung zugeschickt; dieser hatte aber das Schreiben zurückgehalten und war zum Reichstag nach Frankfurt abgereist, wo er die Sache, die überhaupt nicht recht nach seinem Sinn war, mit dem Erzbischof weiter erörtern wollte. Man konnte es den beiden Fürsten nicht verdenken, daß sie in jenen Tagen für Miltitz nicht eben viel Zeit übrig hatten und seine Angelegenheit fürs erste liegen ließen. Sie sollten dieselbe jedoch nach beendigter Kaiserwahl nicht mehr da vorfinden, wo sie sie gelassen hatten.

Trotz der Berichte von großen Erfolgen, die Miltitz nach Rom geschickt haben muß, war an der Lage der Dinge im Grunde nichts geändert. Luther und der Papst, zwischen denen der Handel doch eigentlich lag, waren ganz und gar dieselben geblieben. An Luther haben wir dies genugsam gesehen. War auch sein Versprechen, den Kampf ruhen zu lassen, in vollem Ernste gegeben, so hatte er doch an der Sache, um die es sich handelte, nichts nachgelassen. Diese Sache aber war es ja eben, die dem Papst als ein Pfahl im Fleisch saß; und daß auch der Papst derselbe geblieben war und im Grunde nichts nachließ, geht aus einem Schreiben hervor, das später ans Licht kam, und das Leo auf des Miltitz Mittheilungen hin an Luther gerichtet hat. In demselben hält nämlich der Papst,

obschon er Luther wieder als seinen lieben Sohn anredet, die Forderung aufrecht, daß der „liebe Sohn“ sich sofort in Rom einstellen und Widerruf leisten solle.

Dazu kam aber, daß noch andere Leute vorhanden waren, die dieselben geblieben waren, und die auch Luthers Versprechen zu schweigen der Bedingung wegen, an die es geknüpft war, für den klugen Miltitz werthlos und seine schönen Pläne zu Wasser oder gar zu Essig werden ließen.



Dreizehntes Kapitel.

Die Leipziger Disputation.

Wir erinnern uns, daß Luthers College Carlstadt während des Ersteren Abwesenheit in Heidelberg den damals in Umlauf gekommenen „Obelisken" des Ingolstadter Doctors einige hundert Thesen gegenüber stellte. In der Mitte des Sommers 1518 hatte Eck eine Erwiderung auf diese Thesen erscheinen lassen, worin er die Lehre von der Buße, von der Sünde und von der Freiheit des menschlichen Willens besprach. Carlstadt hatte sich sofort wieder die Feder gespitzt und eine Vertheidigung gegen Eck geschrieben, worin er sich erbot, seine Schrift dem Urteil des römischen Stuhls, den Universitäten zu Rom, Paris, Köln, ja aller, welche die älteren Kirchenväter studirt hätten, zu unterwerfen, dabei aber sich auf die heilige Schrift als oberste Richterin berief. Gegen Ende des Jahres hatte dann Carlstadt dieser Vertheidigung noch eine kleine halb satirische Schrift gegen Eck folgen lassen. In diesen Streitschriften hatten aber die beiden Gegner auch schon eine mündliche Auseinandersetzung angebahnt, indem Eck eine Disputation auf einer zu verabredenden Universität vorgeschlagen und Carlstadt in seiner Erwiderung sich bereit erklärt hatte, vorausgesetzt, daß die Kosten

und gehörige Sicherheit verbürgt und die Reden und Gegenreden von Notaren aufgezeichnet würden. Während der für Luther so wichtigen Tage von Augsburg war es dann zwischen ihm und dem ebenfalls zu Augsburg anwesenden Eck zu einer äußerlich freundlichen Unterredung über diese Angelegenheit gekommen; Luther hatte den Eck nach Wittenberg eingeladen, Eck aber dies abgelehnt und Köln, Paris, selbst Rom als Ort der Disputation mit Carlstadt vorgeschlagen. Darauf war wiederum Luther nicht eingegangen, und schließlich hatte er Leipzig und Erfurt in Vorschlag gebracht. Von diesen beiden Universitäten wählte Eck, dem Carlstadt die Wahl überließ, die erstere, die ihm geistig viel näher stand als Erfurt, und wo man zudem aus Eifersucht den Wittenbergern nicht gewogen war, also Eck jedenfalls das Vorurteil zu seinen Gunsten hatte.

Die Leipziger Theologen jedoch zeigten durchaus keine Lust, den ausgebrochenen Streit auf ihre Universität verschleppen zu lassen, und verweigerten ihre Zustimmung. Indessen hatte Eck die Antwort der Leipziger gar nicht abgewartet, sondern noch vor seiner Abreise von Augsburg im December 1518 zwölf Thesen für die Disputation nebst einer Ankündigung derselben drucken lassen und dabei Leipzig als Ort der Disputation angegeben. Seine Thesen hatte er auch an Luther geschickt; dieser aber hatte sie vor seiner Abreise nach Altenburg noch nicht erhalten; hingegen gab er noch in einem Brief vom 7. Januar 1519 Eck Nachricht von der abschlägigen Antwort der Leipziger. Von einer Theilnahme Luthers an der Disputation war bisher nicht die Rede gewesen, und bei den Leipzigern hatte man um Erlaubnis nachgesucht zu einer Disputation zwischen Eck und Carlstadt.

So lagen die Dinge, als Luther in Altenburg unter der Bedingung, daß auch die Gegner schweigen würden, sich zum Schweigen verstand. Wie erstaunte er deshalb, als er von Altenburg zurückgekehrt Ecks Thesen zu Gesicht bekam! Das waren ja eigentlich gar nicht Thesen gegen Carlstadt, sondern gegen Luther. Schon die ersten elf Thesen wandten sich gerade gegen Behauptungen, die Luther in seinen verschiedenen Schrif-

ten aufgestellt hatte, und erst später wurde noch eine direct gegen Carlstadt gerichtete These, die Eck in der Eile vergessen zu haben behauptete, als siebente in der Reihe eingefügt. Und nun vollends die letzte These! Mit dieser stimmte ja Carlstadt damals noch völlig überein, und nur Luther hatte in seinen Resolutionen und in der Nachschrift zu seinem Bericht über die Verhandlungen mit Cajetan abweichendes behauptet. In dieser These war nämlich gesagt: „Wir geben nicht zu, daß die römische Kirche vor den Zeiten Silvesters nicht über den andern Kirchen gestanden habe; wir haben vielmehr den, der auf dem Stuhl Petri saß, allezeit für den Nachfolger Petri und Statthalter Christi erkannt." Luther hingegen hatte in den Resolutionen darauf hingewiesen, daß bis zum siebenten Jahrhundert große Theile der Kirche die Oberhoheit Roms nicht anerkannt hätten; und in den Augsburger Acten hatte er behauptet, die morgenländischen und africanischen Christen der ersten acht Jahrhunderte, die nie unter dem Papst gestanden hätten, dürfe man nicht aus der Kirche ausstoßen, und selbst Gregor der Große habe den Titel eines allgemeinen Bischofs zu wiederholten Malen verworfen.

Daß aber Eck seinen Angriff vornehmlich auf Luther gemünzt hatte, trat noch deutlicher zu Tage, als in einem Brief an Luther vom 19. Februar Eck ganz rückhaltlos aussprach, Luther werde ja wohl gemerkt haben, daß er seine Thesen weniger gegen Carlstadt als gegen ihn gerichtet habe. Es war ja auch leicht erklärlich, daß Eck mehr daran gelegen war, gegen Luther, als gegen Carlstadt zu kämpfen. Leuten vom Schlag des Letzteren hatte der Klopffechter von Ingolstadt schon oft gegenüber gestanden; einem Luther noch nie. Ehre in weiten Kreisen, in die Luthers Name schon gedrungen war, und hohe Belohnung aus Rom, als dessen Vertheidiger er auftrat, erwartete und suchte Eck als Früchte eines Sieges über den Mann, der einem Cardinal zu stark gewesen war.

Luther war bald mit sich im Reinen, was er hier zu thun habe. Noch im Februar 1519 ließ er einen offenen Brief an Carlstadt ausgehen, in welchem er seine Absicht, sich an der

Disputation zu betheiligen, kundthat. An seinen Kurfürsten aber schrieb er unter dem 13. März:

„Durchlauchtigster Fürst!

Es ist mir zugeschickt durch Euer Kurfürstl. Gnaden Kapellan, Herrn Magister Spalatin, etliche Punkt, so der ehrwürdige Herr Carolus v. Miltitz an E. K. G. mich belangend hat gesonnen, nämlich daß ich hinfürder stille stehen sollte und nichts Neues anfahen, wie wir denn zu Altenburg beschlossen. Nun weiß Gott, daß mein ganzer Ernst gewesen und froh war, daß das Spiel also sollte ein Ende haben, als viel an mir gelegen, und ich mich desselben Pacts so steif gehalten, daß ich Herrn Silvester Prieriatis Replicam*) habe lassen fahren, wiewohl ich darin große Ursache, dazu vieler meiner Widersacher trotzigen Spott verachtet, auch wider meiner Freunde Rath geschwiegen habe; so doch unser Beschluß, wie Herr Carolus wohl weiß, also gestanden ist, daß ich schweigen wollte, so ferne mein Widerpart auch schwiege. Nun aber Doctor Eck unverwarnter Sache mich also angreift, daß er nicht mein, sondern der ganzen E. K. G. Universität Wittenberg Schand und Unehre zu suchen vermerkt wird, und viel tapfere Leute achten, er sei zu der Sache erkauft, hat mir solche wetterwendische, hinterlistige Griffe nicht wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in solchem Spott stecken zu lassen. Denn sollte man mir das Maul zubinden und einem jeglichen Andern aufthun, kann E. K. G. wohl ermessen, daß dann auch der wohl an mich fallen würde, der sonst vielleicht mich nicht ansehen dürfte. Nun bin ich noch von Herzen geneigt, E. K. G. treuem Rath gehorsamlich zu folgen und allerweg still zu stehen, so sie auch stille stehen; denn ich wohl mehr zu schaffen habe, und meine Lust darin nicht gesucht wird. Wo aber nicht, bitte ich E. K. G. gar unterthäniglich, wollte mirs nicht verungnaden, denn ichs auch im Gewissen nicht weiß zu tragen, die Wahrheit zu lassen."

Der Kurfürst gab denn auch seine Einwilligung zu Luthers Betheiligung bei der Disputation. Damit war aber die Sache

---

*) eine Antwort, die Prierias auf Luthers Schrift gegen ihn hatte erscheinen lassen.

keineswegs abgemacht. Die Leipziger Theologen hatten zwar, obschon sich im Verein mit ihnen auch der Kanzler der Leipziger Universität, Bischof Adolf von Merseburg, gegen die Abhaltung der Disputation gesträubt hatte, dem Willen des Herzogs Georg, der schließlich grob und anzüglich geworden war, gehorsamt und ihre Einwilligung zu einer Disputation zwischen Eck und Carlstadt gegeben. Als sie aber aus Luthers offenem Brief an Carlstadt ersahen, daß jener auch disputiren wolle, sprachen sie ihm sofort in einem Schreiben ihr Befremden darüber aus, daß auch er gesonnen sei, sich bei der Disputation zu betheiligen, da ihn doch weder die Universität noch der Herzog dazu eingeladen habe. Als sich dann Luther an den Herzog wandte, wies ihn dieser an Eck und machte seine Zulassung von einem Gesuch Ecks abhängig, und Eck, dem es Freude machte, Luthern eine Verlegenheit zu bereiten, ließ diesen vergeblich auf eine Beantwortung seines infolge des herzoglichen Bescheides an ihn gerichteten Briefes warten. Doch sprach Eck noch in einer Antwort vom 14. März auf Luthers offenen Brief wiederum offen aus, daß es ihm daran liege, mit Luther zu disputiren, mit dem er allerdings früher einmal auf Empfehlung seitens des gemeinsamen Freundes Scheurl Freundschaft geschlossen habe, dessen Freund er aber nicht mehr sein könne, da jener längst überwundene Ketzereien erneuert und alte Aschenhaufen zu neuem Brande angefacht habe. Damit wollte er andeuten, was er nachher offen aussprach, Luther habe sich hussitischer Ketzerei schuldig gemacht. Auf diesen boshaften Brief, dem Eck seine Thesen, deren jetzt dreizehn waren, beigefügt hatte, blieb Luther die Antwort nicht schuldig. Er schrieb, es solle nun niemand mehr Geduld von ihm erwarten; die Milde müsse jetzt ein Ende haben, und er verlange nunmehr stark zu sein und die Cajetane und Ecke zu beißen und zu verschlingen. Den Vorwurf hussitischer Ketzerei weist er als eine Verdächtigung zurück; doch scheut er sich nicht, da er den Eckschen 13 Thesen eben so viele eigene entgegensetzt, in der letzten These zu behaupten, die Lehre von der Oberhoheit der römischen Kirche gründe sich nur auf die päpstlichen Decrete der letzten vier Jahrhunderte, denen

das Zeugnis der Geschichte von elf Jahrhunderten, der heiligen Schrift und der nicänischen Kirchenversammlung gegenüberstehe.

Das war allerdings ein Satz, der das Papsttum heruntersteigen hieß von seiner angemaßten Höhe, von der herab es die Völker samt ihren Kaisern und Königen beherrscht und nicht nur den Kassen, sondern auch den Gewissen unsägliche Lasten aufgelegt hatte. Luther wußte auch sehr wohl, daß die Behandlung der Frage, auf welche ihn Eck jetzt gedrängt hatte, von weittragender Bedeutung sei. „Es wird“, schrieb er an Staupitz, „diese Disputation, so Christus will, übel ausschlagen für die römischen Rechte und Herkommen, die Stecken, auf welche Eck sich stützt.“ Mit großem Fleiß bereitete er sich auf den Kampf vor. „Ich lese“, schrieb er an Spalatin, „jetzt viel in den Decreten der Päpste für meine Disputation und (ich sage dir's ins Ohr) ich bin nur ungewiß, ob der Papst der Antichrist selbst ist oder ein Apostel desselben; so jämmerlich wird Christus, d. i. die Wahrheit, von ihm in den Decreten gekreuzigt.“ Immer klarer wurde Luther bei diesen Studien sich bewußt, was die Kirche sei und wie der Papst sie bisher geknechtet habe, und seine Entrüstung wuchs mit seiner Erkenntnis. Er konnte es nicht lassen, schon vor der Disputation noch ausführliche „Resolutionen“ zu seiner letzten These ans Licht zu stellen, worin er die wahrhaft Gläubigen überall, wo Wort und Sacrament im Brauch stehe, auch außerhalb der päpstlichen Kirche, als die wahre christliche Kirche bezeichnete, von der im apostolischen Glaubensbekenntnis die Rede sei. Ja er bestritt jetzt auch die Ansprüche der Bischöfe, insofern diese eine von Gott geordnete Machtstellung über den anderen Hirten und Lehrern der Gemeinde sich beimaßen.

Den Freunden des muthigen Mannes bangte um ihn wie um einen, den man ein Mauergewölbe über seinem Haupt zertrümmern sieht. Er hingegen fuhr fort, den Herzog Georg flehentlich um Erlaubnis zur Theilnahme an der Disputation zu bitten. Nun hatte aber, wie oben gemeldet, der Herzog die Entscheidung hierüber Eck anheimgestellt, und da dieser auf die An=

frage keine directe Antwort gab, sondern nur in öffentlichen Schriften Luther herausforderte, so konnte der Herzog, dem es offenbar doch ein lockender Gedanke war, den Luther auf seiner Universität besiegt zu sehen, dessen Gesuch ebenfalls nur indirect bewilligen, indem er den Geleitsbrief für Carlstadt zugleich auf alle die ausstellte, „welche dieser mitbringen werde.“ So konnte nun Luther in Leipzig erscheinen oder davon bleiben; er that das Erstere und begab sich so unter Carlstadts Fittige, bis nachher in Leipzig Eck von seinem Rechte Gebrauch machte und ausdrücklich um Luthers Zulassung beim Herzog anhielt, worauf dieser auch für Luther persönlich das Geleit bewilligte.

Als die Zeit nahe rückte, welche der Herzog für die Disputation angesetzt hatte, traf man in Leipzig ausgedehnte Vorkehrungen, die im Namen des Fürsten der herzogliche Rath Cäsar Pflug überwachen mußte. Eine Menge Gäste aus allen Ständen stellte sich ein, und da die Universität keinen Hörsaal hatte, der genügenden Raum bot, so ließ der Herzog auf seinem Schloß, der Pleißenburg, einen großen Saal einräumen und für die Disputation herrichten. Es geschah somit doch, was Luther vorgeschlagen, Eck aber entschieden abgelehnt hatte: die Disputation wurde in einem weltlichen Local gehalten. Quartier für die Gäste besorgte der Stadtrath, und die Bürger übernahmen den Wachdienst.

Von denen, welchen man so in Leipzig den Kampfplatz bereitet hatte; war Eck zuerst an Ort und Stelle. Nur von einem Diener begleitet kam er an, und am Frohnleichnamsfest zog er im Meßgewand mit der Procession. Daß er andrerseits zu Leipzig auch eine eingehende Untersuchung über die Güte des sächsischen Biers im Vergleich mit dem bairischen angestellt, auch Bekanntschaft mit den Sünderinnen der Stadt gemacht habe, geht aus seinen eigenen Briefen hervor.

Am 24sten Juni kamen die Wittenberger an, Carlstadt, Luther, Melanchthon, Freund Lange, Nikolaus Amsdorf, drei Doctores Juris, dazu an 200 Magister und Studenten. „Sie fuhren zum Grimmischen Thore ein, und ihre Studenten liefen neben den Wagen daher mit Spießen und Hellebarden und ge-

leiteten alſo ihre Herren; und Dr. Carlſtadt fuhr voran, darnach Dr. Martinus und Philippus (Melanchthon) auch in einem Rollwagen, und hatten alle keinen behangenen oder bedeckten Wagen." Groß war der Zulauf des Volks, als es hieß:



Dr. Johann Eck, nach einem alten Holzſchnitt.

die Wittenberger kommen! Da mußte dem Carlſtadt das Unglück paſſiren, daß ſein Wagen zuſammenbrach und er ſelber vor aller Augen in den Straßenkoth fiel, während Luther an ihm vorbeifuhr; daher das Volk gleich dieſem den Sieg, jenem die Niederlage vorausſagte. Den Augenblick aber, da die allgemeine Aufmerkſamkeit den einziehenden Wittenbergern zuge-

wendet war, benutzte ein Abgefertigter des Bischofs von Merseburg um an die Kirchenthüren ein Verbot der Disputation anzuschlagen, dazu eine Abschrift der Bulle über den Ablaß, die der Papst neulich hatte ausgehen lassen, um die sich aber niemand viel gekümmert hatte. Auch jetzt ließ man sie nicht lange an den Kirchenthüren prangen, sondern sie wurde samt des Bischofs Zettel abgerissen, und der sie angeschlagen hatte, wurde eingesteckt.

So lebhaft war es in Leipzig lange nicht hergegangen. Auf den Straßen und in den Häusern war die bevorstehende Disputation in aller Mund. In den Herbergen kam es zu hitzigen Reden und Gegenreden, ja schier zu schlagenden Argumenten zwischen Leipziger und Wittenberger Studenten, und ein früherer Geschäftsgehilfe Tetzels, der Magister Baumgärtner, wurde bei einem solchen Streit so erbost, daß er vor Ingrimm starb. Die Leipziger Studenten wurden noch besonders aufgereizt durch Hieronymus Emser, der ebenfalls früher mit einem Ablaßprediger, dem Cardinallegaten Raimund, umhergezogen war, und der jetzt eigens um für Eck zu agitiren nach Leipzig kam.

Während die Erwartungen aufs höchste gespannt waren, schien es plötzlich, als sollten alle getroffenen Vorkehrungen umsonst sein und die schon aufgefahrenen Geschütze, ohne einen Schuß gethan zu haben, vor den Augen derer, die dem Kampf zusehen wollten, wieder davonrollen. Während nämlich Eck früher dem Vorschlag der Wittenberger beigestimmt hatte, daß Reden und Gegenreden bei der Disputation zuverlässigen Notaren in die Feder dictirt werden sollten, hatte er, dessen Fechterkunststück eben darin bestand, daß er den Gegner mit einer brausenden und donnernden Fluth wirr zusammengehäufter Stellen aus den alten Kirchenlehrern überschüttete, sich anders besonnen, und auf sein Anregen nahmen am Sonntag vor der Disputation die Leipziger Doctoren und die Festordner Carlstadt beiseite und versuchten, ihm die Forderung des Protokollirens auszureden. Als dann Carlstadt in diesem Punkt nicht nachgab, wußten sie ihn wenigstens zu dem Zuge-

ständnis zu bringen, daß das Protokoll nicht veröffentlicht werden solle, bis es von Richtern begutachtet wäre. Als man aber am Montag noch vor Eröffnung der Disputation sich auch an Luther machte, erklärte dieser, er wolle von derlei Bedingungen nichts wissen, und wenn man die Disputation nicht frei sein lassen wolle, so verzichte er auf Theilnahme an derselben. Diese Wendung der Dinge war vielleicht Eck gar nicht unerwünscht; es mochte ihn nachträglich gereut haben, daß er einen so gefährlichen Gegner in den Kampf verwickelt hatte, und die ganzen Verhandlungen über die Vorbedingungen der Disputation sehen darnach aus, daß man Luthern dieselbe von vorne herein gründlich verleiden wollte, oder ihn zwingen, sich der Ungunst feindlich gesinnter Richter preiszugeben. Denn von wem sollte Luther, über dessen Sätze selbst seine Freunde bedenklich die Köpfe schüttelten, ein billiges Urteil über die Disputation erwarten?

Doch Carlstadt hatte ja die Bedingung angenommen, und die Disputation zwischen ihm und Eck konnte also vor sich gehen. Mit einer Begrüßungsrede des Leipziger Professors der Rechte Simon Pistoris wurde dieselbe am Morgen des 27. Juni in dem großen Hörsaal der Universität eröffnet. Von hier ging es in festlichem Zug, wobei die Leipziger und die Wittenberger sich paarweise zusammenthaten, in die Thomaskirche zur Messe, die der Kantor und Buchdrucker Georg Rau mit einem neuen zwölfstimmigen Chorgesang verherrlichte. Dann zog man mit noch größerem Gepränge auf das Schloß, wo eine bewaffnete Bürgerschaar Wache hielt. Hier trug der geistreiche junge Gelehrte Peter Schade, von seiner Geburtsgegend Mosellanus genannt, eine zweistündige lateinische Rede über die rechte Weise zu disputiren vor, und die ganze Versammlung hörte auf den Knieen liegend dem dreimaligen Vortrag des alten lateinischen Gesangs „Komm Gott Schöpfer Heiliger Geist" mit ehrerbietigem Schweigen zu. Darauf ging man zu Tisch, und um zwei Uhr Nachmittags versammelte man sich wieder in dem reich geschmückten Saal. In demselben waren außer vielen Sitzen für die Zuhörer und Tischen für die

protokollirenden Notare zwei Katheder einander gegenüber aufgestellt. Das eine, das mit dem Bildnis des heiligen Georg geschmückt war, betrat jetzt Eck; das andere, an welchem das Bild des heiligen Martin, ebenfalls eines kriegerischen Heiligen, angebracht war, nahm Carlstadt ein, und die eigentliche Disputation begann.

Was Eck und Carlstadt einander zu sagen hatten, werden wir hier nicht ins Einzelne verfolgen. An den ersten beiden Tagen machte Carlstadt seinem Gegner viel zu schaffen; dieser wußte am Dienstag Vormittag einer drohenden Niederlage nur dadurch auszuweichen, daß er die zugemessene Zeit für verstrichen erklären ließ. Am Nachmittag wußte er einen anderen Umstand zu seinem Vortheil auszubeuten. Während nämlich ihm selbst ein vortreffliches Gedächtnis zu Gebote stand und es ihm nebenbei auch nicht darauf ankam, ob die Kirchenlehrer das gerade gesagt hatten, was er sie sagen ließ, war Carlstadts Gedächtnis mangelhaft, so daß es ihm Bedürfnis war, Bücher und Zettel bei der Hand zu haben. Auf welcher Seite die Kampfrichter waren, wußte Eck ebenfalls — er hatte ja nicht umsonst Leipzig gewählt — und ehe der zweite Tag zu Ende war, hatte er es durchgesetzt, daß dem Gegner der Gebrauch von Büchern und Zetteln durch die Kampfrichter untersagt wurde.

An den beiden folgenden Tagen, als an kirchlichen Feiertagen, ruhte der Kampf auf den Kathedern; doch siehe, es entspann sich ein neuer auf den Kanzeln. Einer Aufforderung des anwesenden Rectors der Universität Wittenberg, des Herzogs Barnim von Pommern, zufolge sollte nämlich Luther auf dem Schlosse predigen, und da das Gerücht hievon eine große Zuhörermenge herbeigelockt hatte, mußte Luther seine Predigt anstatt in der Schloßkapelle in dem geräumigeren Disputationssaale halten. Er predigte auf Veranlassung der Festperikope Matth. 16, 13—19. über die beiden Hauptpunkte der Disputation, von der Gnade Gottes und dem Unvermögen des Menschen in geistlichen Dingen, und von dem Primat Petri und des Papstes. Er zeigte erstens, daß Fleisch und Blut zur Seligkeit

nichts vermöge, daß Christum niemand erkennen und annehmen könne, wo nicht der himmlische Vater solches wirke, wie er es bei St. Petro gethan. Er zeigte zum andern, daß die Schlüssel dem heiligen Petrus nicht für seine Person, sondern in ihm der Kirche verliehen seien zum Trost der armen betrübten Gewissen, die sich in festem Glauben an das Wort der Absolution halten, nicht aber viel über die Gewalt des Papstes disputiren sollten. Durch diese Predigt erregte er aber so sehr das Mißfallen der anwesenden Leipziger Doctoren, daß sie Eck veranlaßten, viermal in verschiedenen Kirchen gegen Luther zu predigen, während man hingegen dem Wittenberger trotz des Verlangens vieler aus der Hörerschaft den Gebrauch einer Kirche zur Ablegung eines Gegenzeugnisses hartnäckig verweigerte. Auch der Rath Cäsar Pflug machte seinem Unwillen in den Worten Luft: „Ich wollt, Dr. Martinus hätte sein Predigt gen Wittenberg gespart.“

Am 1. Juli wurde die Disputation zwischen Carlstadt und Eck fortgesetzt. Während aber der Erstere seinem Gegner am Vormittag noch so scharf zu Leibe ging, daß derselbe sich durch freches Leugnen dessen, was er gesagt hatte, helfen mußte, wurde er hingegen des Nachmittags in die Enge getrieben, und als, nachdem man am Samstag Mariä Heimsuchung gefeiert hatte, am Sonntag die Disputation fortgesetzt wurde, gelang es Eck, die an den ersten Tagen erhaltene Scharte auszuwetzen.

Indes hatte man Luthern seine Weigerung, den gestellten Bedingungen beizutreten, und seine Verzichtleistung auf Theilnahme an der Disputation gar übel gedeutet, als fürchte er sich zu disputiren, und als auch seine Freunde in ihn drangen, sich zu fügen, gab er endlich in sofern nach, als er sich zu einer Verweisung des Protokolls an ein Schiedsgericht verstand; am 4. Juli, dem Tage, an welchem in dem nahen Kloster Johann Tetzel verschied, unterzeichnete er die Bedingungen, wobei er jedoch ausdrücklich Rom von der Schiedsrichterschaft ausschloß und sich das Recht der Appellation vorbehielt.

Mit einem Blumensträußchen in der Hand betrat Luther am genannten Tage das Katheder. Wer die beiden Gegner, den großen, vierschrötigen, breitspurigen, wohlgenährten Schreier Eck, der beim Disputiren auf und ab ging, und den kleineren, von Sorgen und Arbeiten abgezehrten Augustinerbruder von Wittenberg, so einander gegenübertreten sah, der mochte wohl eines ungleichen Kampfes gewärtig sein. Bald aber zeigte es sich, daß, wenn der Kampf ungleich war, die tiefere Gelehrsamkeit, besonders die eingehendere Schriftkenntnis und die größere Kraft und Kühnheit des Geistes, überhaupt die besseren Streitkräfte auf Seiten des Wittenbergers waren.

Mit wohltönender, klarer Stimme ergriff Luther das Wort und erklärte zunächst, er würde aus Ehrerbietung gegen den Papst und die römische Kirche den gegenwärtigen Kampf vermieden haben, wenn sein Gegner ihm denselben nicht aufgedrungen hätte. Nach einer Gegenerklärung Ecks trat man sofort in die eigentliche Disputation ein, der die oben angeführten Thesen Ecks und Luthers über die Gewalt des Papstes zu Grunde lagen. Was Luther angriff, war nicht die Gewalt des Papstes überhaupt; nur das göttliche Recht der päpstlichen Oberherrschaft in der Kirche focht er an, und wie dem Petrus vor den übrigen Aposteln so gestand er auch den Päpsten vor den übrigen Bischöfen einen Vorrang zwar nicht an geistlicher Gewalt, wohl aber an Ehre zu. Er hat sich später selber gewundert, wie er in Leipzig dem Papst noch so viel habe zugestehen können. „Nun siehe," schreibt er, „und lerne doch, christlicher Leser, an meinem Fall, wie schwer es sei, aus solchen Irrtümern sich zu wickeln oder zu erretten, welche die ganze Welt mit ihrem Exempel bestätigt und durch langwierige Gewohnheit gleich als in die Natur verwandelt sind. Ich hatte damals die heilige Schrift nun in das siebente Jahr daheim mit großem Fleiß gelesen und öffentlich gelehret, also daß ich fast alles auswendig konnte, hatte auch über dies Alles die Erstlinge der Erkenntnis und des Glaubens meines Herrn Christi, nämlich daß wir nicht durch unsere Werke, sondern durch den Glauben an den Herrn Christum gerecht und selig

werden, ja ich vertheidigte auch dies öffentlich, davon ich jetzund rede, daß der Papst von göttlichem Recht nicht wäre das Haupt der christlichen Kirchen. Noch gleichwohl konnte ich noch nicht ersehen, was aus diesem ferner folgt, daß nämlich nothwendig und gewißlich der Papst aus dem Teufel sein müsse." Aber schon was Luther an jenem 4. Juli sagte, war genügend, um ihn als in Widerspruch mit der römischen Lehre vom Pasttum stehend erscheinen zu lassen. Während z. B. Eck frischweg behauptete, wer dem Papst nicht gehorche, könne nicht selig werden, bestritt dies Luther und behauptete, auch unter solchen, die sich förmlich von der römischen Kirche getrennt hätten, wie in der griechischen Kirche, bestehe die wahre Kirche, die Gemeinde der Heiligen, fort, und die Kirche bedürfe keines irdischen Oberhauptes, sondern Christus sei das einige Haupt seiner Kirche und habe verheißen, daß er bei ihr sein wolle bis an das Ende der Tage.

Damit hatte Luther Sätze ausgesprochen, die nicht hier in Leipzig, wo e r sie aufstellte, zum erstenmal Widerspruch erfuhren, sondern die schon in Costnitz, wo sie Johannes Hus vertreten hatte, von einer Kirchenversammlung waren verdammt worden. Dies wußte denn Eck ausgiebig zu benutzen, und er rückte es am folgenden Tage mit giftigen Bemerkungen Luthern vor. Zum Entsetzen der Anwesenden blieb aber Luther nicht nur bei seinen Behauptungen, sondern scheute sich auch nicht, offen zu erklären, es sei ihm gleichgiltig, ob Hus oder sonst jemand diese Sätze vertreten hätte; wahr seien sie doch, und es fänden sich überhaupt unter Hussens und der Böhmen Sätzen manche sehr christliche und evangelische, die man nicht verwerfen dürfe.

Etwas in den Augen der Versammelten Ungeheuerliches hatte sich ereignet. Im Schatten einer Universität, die im Gegensatz zum Hussitentum gegründet war, und die nicht fern von der böhmischen Grenze in einem Gebiete lag, das die Schrecken des Hussitenkriegs heimgesucht hatten, und in Gegenwart hoher Fürsten und Herren, deren Vorfahren in jenen Kämpfen ihr

Blut verspritzt hatten, hatte Luther es gewagt, Sätze, die eine große, im ganzen Abendlande anerkannte Synode an jenem darauf als Ketzer verbrannten Menschen verworfen und verdammt hatte, als sehr christlich und evangelisch zu rühmen. Empört richtete sich Herzog Georg in die Höhe und machte die Arme in die Seite stemmend und den Kopf schüttelnd seinen Gefühlen Luft, indem er mit lauter Stimme, so daß man es durch den ganzen Saal hörte, das Fluchwort ausstieß: „Das walt' die Sucht!"

Was Eck angestrebt hatte, war ihm gelungen: er hatte Luther zu Äußerungen getrieben, die es als sehr gefährlich erscheinen lassen mußten, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, und sobald er wieder zu Wort kam, zog er aus Luthers Worten solche Folgerungen, daß ihm Luther in die Rede fuhr und ihm freche Lügen vorwarf. Doch Luther blieb bei dem, was er gesagt hatte, und kam auch an den folgenden Tagen immer wieder darauf zurück, auch Concilien könnten irren, und unfehlbar sei die heilige Schrift allein; was diese nicht zu glauben gebiete, das dürfe niemand den Christen als Glaubensartikel aufdringen. Ja auch als man später über das Fegefeuer, den Ablaß und die Buße disputirte, machte Luther diesen Standpunkt geltend. So wollte Eck, da Luther erklärt hatte, das Fegefeuer lasse sich aus der Schrift nicht nachweisen, seine Sache mit einer Beweisstelle aus dem zweiten Buch der Makkabäer stützen; Luther aber entgegnete einfach, diese Stelle schlage ihn nicht, denn sie sei einem unkanonischen Buch entnommen, und wenn auch die römische Kirche dasselbe anerkenne, so zwinge ihn das nicht; auch die Kirche könne einem Buch keine größere Autorität verleihen, als es an sich selbst besitze. Auch in Betreff der drei genannten Lehrstücke ließ er sich mit Concilbeschlüssen nicht binden. Daß hingegen Eck mit der Schrift nicht umgehen könne, gab er ihm noch in seiner letzten Rede am 14. Juli als Valetspruch mit, indem er mit den Worten schloß: „Es thut mir leid, daß der Herr Doctor so tief in die Schrift eindringt, wie die Wasserspinne ins Wasser, ja ihr Antlitz zu fliehen scheint, wie der Teufel das Kreuz. Darum ziehe ich, unbeschadet

der Ehrerbietung gegen die Väter, die Autorität der Schrift vor; das gebe ich meinen zukünftigen Richtern zu bedenken.“

So kam um 8 Uhr am Morgen des 14. Juli die Disputation zwischen den beiden deutschen Bauernsöhnen zu Ende. Während Eck sich sofort wieder gegen Carlstadt wandte und sich mit ihm noch an diesem und dem folgenden Tage auch nicht eben glänzend schlug, scheint Luther sofort von Leipzig abgereist zu sein. Was sollte ihn auch noch weiter in dieser ungastlichen Stadt halten? Hatte man doch die Wittenberger überhaupt und ihn besonders so schnöde behandelt, daß man ihnen selbst die gewöhnlichste Höflichkeit versagte, während man hingegen Eck auf alle Weise gefeiert und mit Ehrenbezeigungen überschüttet hatte. Zwar hatte der Herzog auch die Wittenberger wiederholt zur Tafel geladen, dabei jedoch in gehässiger Weise Luther über seine Bücher vernommen, ihm sogar über seine Auslegung des Vater Unser seine alberne Meinung ausgesprochen, wenn man nach Luthers Anweisung beten wollte, so brächte man kaum in vier Tagen ein Vater Unser fertig. Nur wenige Leipziger Doctoren hatten, und zwar ängstlich in der Stille, Umgang mit den Wittenbergern gepflogen. „Summa Summarum“, schreibt Luther, „ich habe zuweilen Neid und Haß erfahren, aber keinen unverschämteren und gröberen Neid nie.“ Aus alledem war ja klar genug, wie man in Leipzig die Disputation ansah, nämlich als eine Veranstaltung, bei der Eck, des Papstes Klopffechter, glänzen sollte. Weiter hatten auch viele der Leipziger Doctoren und Magister der Sache durchaus kein Interesse abgewinnen können, hatten bei der Disputation geschlafen und sich wecken lassen, wenn es Zeit zum Essen war. Von denen aber, welche die Disputation überwachten, schreibt Amsdorf an Spalatin: „Kürzlich und in Summa: alles, das dem Ecken geliebt hat, ist recht gewesen und sobald vollzogen worden; aber was die Unsern gebeten und gesucht haben, ist für unbillig und unziemlich verworfen. Demnach sind wir gewest am allerungelegensten und gefährlichsten Ort und bei und unter den ärgsten Feinden.“ So war es. Eck hatte Luthern als Ketzer und Patron der Ketzer und als einen Heiden und Zöllner verlästern dürfen, ohne daß

man ihn zur Ordnung wies; die Wittenberger hingegen hatte man immer prompt auf das Eck gegebene Geleit hingewiesen. Eck hatte immer das letzte Wort haben und über die festgesetzte Zeit hinaus rasaunen dürfen, während man die Wittenberger stets streng an die Uhr gehalten hatte. Noch bei der Bestimmung der Schiedsrichter über das Protokoll hatte man Luther, der die Universitäten Freiburg und Basel in Vorschlag brachte, ablaufen lassen und Paris und Erfurt gewählt, dabei aber die Erfurter Augustiner ausgeschlossen, worauf dann freilich Luther auch die Ausschließung der Franciscaner und Dominicaner durchgesetzt hatte. Eine weitere Forderung Luthers aber, daß nicht bloß die Theologen, sondern die sämtlichen Facultäten das Urteil fällen sollten, schlug der Herzog, dem die Entscheidung überlassen wurde, ebenfalls Eck zu Gefallen ab. Weitere Folgen haben alle diese Abmachungen übrigens nicht gehabt, indem keine der erkorenen Universitäten sich der ihr gestellten Aufgabe unterzogen hat.

Am 15. Juli fand, da das Schloß zum Empfang eines höheren Gastes, des Kurfürsten von Brandenburg, in Bereitschaft gesetzt werden sollte, die Disputation mit einer Rede des Leipziger Professors Lange einen raschen Abschluß.



Vierzehntes Kapitel.

Nachwirkungen der Leipziger Disputation. Neue Kämpfe.

Welche Früchte erwuchsen nun aus dem Kampf, den sie auf der Pleißenburg zu Leipzig gekämpft hatten? Wer den Sieg davongetragen, mochten gerade diejenigen, welchen man das Urteil anheimgegeben hatte, die Doctoren von Paris und Erfurt, nicht entscheiden. Daß Eck sich selbst die Palme zuerkannte, versteht sich von Eck; in einem Schreiben an den päpstlichen Hof sang er das Lob seines Sieges über Carlstadt und Luther. Gleich nach der Disputation, ehe noch die Wittenberger an den Kurfürsten berichtet hatten, richtete er ein Schreiben an diesen und hielt ihm vor, wie schlimme Dinge Luther vorgebracht hätte: daß er die Autorität der Väter nicht wolle gelten lassen, daß er selbst Irrtümer des Ketzers Hus dem Kostnitzer Concil gegenüber vertrete und die Einsetzung des Primats Petri durch Christum leugne; ja in einer Nachschrift ermahnt er den Kurfürsten, was Luther über den Primat Petri geschrieben habe, auf einem Haufen zu verbrennen. Auf dieses Schreiben, das der Fürst den Wittenbergern zustellte, antwortete Carlstadt,

Ecks Ärger komme daher, daß man ihm Fälschungen im Citiren der Väter nachgewiesen und ihn damit zu Schanden gemacht habe, und er empfinde keine Lust, mit einem solchen Prahlhans und Schreier weiter zu disputiren. Daß zwar auch Carlstadts Leistungen von seinen eigenen Wittenberger Collegen nicht sehr hoch angeschlagen wurden, geht aus einem Brief Melanchthons hervor, in welchem dieser sagt, er habe an Carlstadt und Eck zum erstenmal erfahren, was es heiße, Sophisterei treiben. Doch meldet auch Luther dem Kurfürsten, Eck habe offenbar Carlstadts Sätzen der Hauptsache nach beipflichten und seinen früheren Standpunkt verlassen müssen.

Für Luther selbst aber war die Leipziger Disputation von den allerwichtigsten Folgen, so gering er auch selbst das durch dieselbe Bezweckte veranschlagte. Zunächst hatte er sich durch sein Auftreten wenn auch nicht den Beifall, doch die Achtung vieler erworben, die ihn zuvor verachtet oder nicht gekannt hatten. Das wurmte nicht nur Eck, sondern leider auch Carlstadt, den auch die Eifersucht plagte, und der durch das höhere Lob, welches dem Collegen von Freund und Feind gezollt wurde, sich diesem entfremden ließ, so daß Luther schon im Verlauf des nun folgenden heftigen Federkriegs zwischen Eck und Carlstadt klagen mußte, dieser nehme von ihm keinen Rath an.

Weit wichtiger aber als die gewonnene Anerkennung war für Luther und das Werk, welches er in Gottes Namen begonnen hatte, eine andere Folge der Disputation. Wenige Jahre vor seinem Tode hat er sich einmal so ausgesprochen: „Wir wissen nicht, wie gut es uns ist, daß wir Widersacher haben, und daß sich Ketzer empören und wider uns legen... Also, da ich anfing wider den Ablaß und den Papst zu schreiben, da legte sich Doctor Eck wider mich, der hat mich munter gemacht und aufgeweckt. Ich wollte demselbigen Mann von Herzen wünschen, daß er sich bekehrte und wieder zurecht kommen möchte; ich wollte die Faust drum geben, daß er sich bekehrte. Aber wenn er je also sollte bleiben, so wünschte ich ihm, daß er möchte Papst werden; denn er hätte es ja wohl verdient.. Er hat mir

die ersten Gedanken gemacht wider den Papst und mich dahin gebracht, da ich sonst nimmermehr hinkommen wäre." So war es. Schon in Leipzig hatte Luther von Eck gedrängt mit wachsender Klarheit und Entschiedenheit die Majestät des Wortes Gottes gegenüber allem Menschenwort verfochten. Da man aber in der Disputation nicht so gründlich, wie er es gewünscht hätte, auf die streitigen Gegenstände eingegangen war, so gab er, nach Wittenberg zurückgekehrt, Erläuterungen zu seinen Leipziger Thesen heraus, in denen er mehrere Stücke weiter ausführte, von dem aber, was er dort mündlich gesagt hatte, nichts preisgab, sondern noch entschiedener und stärker die alleinige Autorität der Schrift in Glaubenssachen behauptete.

Doch auch Eck trat nach der Disputation nicht in den Ruhestand. Sowohl das, was er in Leipzig erreicht hatte, als auch was er nicht erreicht hatte, trieb ihn zu weiteren Feindseligkeiten gegen Luther. Schon vor der Leipziger Disputation hatte ein Convent der Franciscaner zu Jüterbock sich an Luther gerieben und eine Klage beim Bischof von Brandenburg gegen ihn anhängig gemacht. Luther hatte ihnen darauf gedroht, er werde, falls sie nicht widerriefen, sie zu Schanden machen. Jetzt fanden sie an Eck einen Patron, der für sie eintrat und eine Anzahl Sätze, die in entstellender Fassung Luthern zugeschrieben und zum Grund der Anklage gemacht waren, mit Erläuterungen versehen dem Bischof zustellte. Da dieser die Schrift ohne weiteres herausgab, machte sich Luther sofort an eine kräftige Beleuchtung derselben, und daß er darin weder die Franciscaner noch Eck schonen würde, ließ sich im Voraus erwarten. Der Ordensvorgesetzte, der seinem Orden eine Demüthigung ersparen wollte, hielt es deshalb für der Mühe werth, durch eine Gesandtschaft die Bitte an Luther zu richten, er möchte seine Antwort zurückhalten. Luther war auch bereit dazu, falls sie des Verlegers Unkosten decken würden; aber es war zu spät, und die Schrift erschien doch.

Als auf Luthers Erläuterungen zu seinen Leipziger Thesen, in deren Zuschrift an Spalatin Luther sich über Ecks Verhalten bei und nach der Disputation ausgesprochen hatte, Eck eine

„Reinigungsschrift“ voll Lästerungen gegen Luther veröffentlichte, gab ihm dieser in einer Entgegnung förmlich den Abschied als einem verlogenen Menschen, mit dem er sich schon allzuviel abgegeben habe. Er überließ es jetzt anderen, den unverschämten Bramarbas in Behandlung zu nehmen, und es fanden sich Leute, die das in einer Weise besorgten, die den hochmüthigen Eck aufs empfindlichste traf. Als nämlich Eck doch noch eine Schrift gegen Luther losließ und in einer Zuschrift behauptete, Luthers Anhang bestehe nur aus einigen ungelehrten Stiftsherrn, sagte ihm ein Ungenannter Bescheid in einer Schrift unter dem Titel: „Antwort der hochgelehrten ungelehrten Stiftsherrn“,*) und eine Spottschrift, „Der abgehobelte Eck“ betitelt, die den uns schon bekannten Bilibald Pirkheimer zum Hauptverfasser hatte und im Tone der Dunkelmännerbriefe gehalten war, gab den „Abgehobelten“ in einer Weise der Lächerlichkeit preis, über die selbst Luther sein Mißfallen äußerte. Eck maischte Zorn und braute Rache. Nur durch Reuchlins Dazwischentreten wurde er verhindert, das neue Jahr 1520 mit einer feierlichen Verbrennung der Schriften Luthers in Ingolstadt einzuleiten. Jetzt trieb ihn sein Ingrimm im Verein mit seiner Habgier nach Rom.

Mit der Lanze, durch welche Ökolampad zu dem erwähnten Angriff auf Eck gereizt wurde, war Letzterer einem Spießgesellen zu Hilfe geeilt, der ihn an Niederträchtigkeit noch übertraf. Wir haben diesen Menschen schon in Leipzig als Wühlhuber unter den Studenten thätig gesehen; er hieß Hieronymus Emser. Derselbe hatte bald nach der Leipziger Disputation folgenden hinterlistigen Streich gegen Luther ausgeführt. Er hatte an den Administrator Johannes Zack zu Prag einen offenen Brief gerichtet, in welchem er scheinbar Luther in Schutz nahm für den Fall, daß die böhmischen Ketzer meinen sollten, sie hätten an dem gelehrten Luther einen Patron gefunden, während doch dieser zu Leipzig jede Gemeinschaft mit den

*) Als Verfasser bekannte sich nachher der damalige Prediger an der Hauptkirche zu Augsburg Johann Ökolampad.

Böhmen entrüstet von sich gewiesen und ihre Trennung von der römischen Kirche entschieden verdammt habe, auch ohne Zweifel das, worin er mit den Hussiten zu stimmen scheine, nicht hartnäckig festhalten werde. Eine schlau angelegte Doppelfalle war es, die Emser unserm Luther hier gestellt hatte. Schwieg Luther, so mußte es scheinen, als hätte er seine Lehre preisgegeben; wies er hingegen das Lob, das ihm Emser hier spendete, ab, so stand er erst recht da als einer, der sich zu den verhaßten Böhmen bekannt hatte. Mit Recht verglich deshalb Luther in der scharfen Schrift, die er jetzt gegen Emser ausgehen ließ, dessen Brief mit der That Joabs an Abner und mit einem Judaskuß. Dabei hielt er aber seine Sätze aufrecht und erklärte frisch, er nehme dieselben nicht zurück, weil sie den Böhmen gefielen, ja er freue sich, daß sie ihnen gefielen, und wünsche nur, sie möchten auch den Juden und Türken, ja auch Eck und Emser gefallen. Mit Bezugnahme auf Emsers Wappen, das auf dessen Brief abgedruckt war und einen Steinbock enthielt, betitelte er seine Schrift: „Antwort an den Emserschen Steinbock", und verglich sich mit einem Jäger, der seine Hunde auf den Bock loslasse; die Heftigkeit aber, mit der er gegen Emser herausfährt, erklärt sich aus dem tiefen Widerwillen, den Luther gegen alles hinterlistige Wesen hegte. Emser antwortete auf diese Abfertigung in einer giftigen Gegenschrift, worin er Luther einen hündischen Theologen nannte und dessen Haß gegen den Papst als aus Neid gegen die Ablaßprediger und deren Geldgewinn herfließend hinstellte. Und für diesen Gesellen trat Eck in die Schranken in seiner oben erwähnten Schrift, der er den Titel gab: „Wider Luthers unvernünftige Jagd", und die noch dadurch merkwürdig ist, daß in derselben Luthers Anhänger zuerst „Lutheraner" genannt werden.



Noch von anderer Seite wurde der Vorwurf hussitischer Ketzerei, den Eck mit kluger Berechnung auf die Tagesordnung gebracht und Emser mit schlauer Bosheit weiter befördert hatte,

gegen Luther erhoben anläßlich einer Schrift, die zu Ende des Jahres 1519 unter dem Titel: „Ein Sermon vom hochwürdigen Sacrament des heiligen wahren Leichnams Christi" die Presse verließ. In dieser Schrift hatte Luther u. A. gesagt, es wäre ziemlich und fein, wenn ein Concil verordnete, daß im heiligen Abendmahl der Einsetzung Christi gemäß nicht allein den Priestern, sondern allen Communicanten beide Elemente ausgetheilt würden. Zwar ist er in dieser Schrift noch nicht so weit, daß er, wie er das später gethan hat, die römische Weise, nach der den Laien der Kelch entzogen wurde, als eine sündliche Verstümmelung des Sacraments erkannt und erklärt hätte. Vielmehr konnte er hier noch schreiben, er empfehle die Austheilung unter beiderlei Gestalt, „nicht darum, daß eine Gestalt nicht genug sei." Aber schon diese Empfehlung erregte sofort neuen Widerspruch. Herzog Georg hatte das Büchlein kaum in die Hände bekommen, als er auch einen Brief an den Kurfürsten richtete, worin er diesen auf das Gefährliche dieser Schrift, die „fast pragisch" sei und noch dazu in deutscher Sprache unter das arme Volk komme, aufmerksam machte, auch zur Begründung seiner Mahnung erwähnte, wie er vernommen habe, daß infolge dieses Sermons schon über sechstausend Menschen in Böhmen „unter beider Gestalt" mehr geworden seien. Eine Bestätigung der Hinneigung Luthers zur böhmischen Ketzerei sollte in den zweien Monstranzen liegen, die der Drucker als Verzierung auf dem Sermon angebracht hatte. Der Kurfürst antwortete ausweichend, er unterstehe sich nicht, über das Büchlein zu urteilen; doch höre er, „daß bisher desselben Martinus Lehren bei vielen Gelehrten und Verständigen für christlich geachtet und gehalten worden" seien. Doch vernahm Luther, daß seine Schrift auch sonst große Erbitterung erregt habe, und daß geäußert worden sei, es wäre keine Sünde mehr, wenn man ihn umbrächte. Ja so sehr wurde er jetzt als hussitischer Ketzer verschrieen, daß seine Stellung mit einem richtigen Sachsen unverträglich erschien und man sich alles Ernstes erzählte, Luther sei in Prag geboren und von Hussiten erzogen worden; sein eigener Vater habe das bekannt.

Durch alles dies sah sich Luther veranlaßt, in einer kleinen Schrift unter dem Titel: „Erklärung Doctoris Martini Lutheri etlicher Artikel in seinem Sermon von dem hochwürdigen Sacrament des heiligen wahren Leichnams Christi“ sich über die angefochtenen Punkte weiter auszusprechen. In Betreff der Austheilung des Kelchs an die Laien geht er hier nicht weiter als in der vorigen Schrift. „Darum“, schreibt er, „gebe ich den Böhmen Unrecht, daß sie nicht dem Haufen gefolgt, der Gewalt gehorchet, ihnen begnügen lassen an einer Gestalt.“ Während er aber in diesem Stück noch nicht die richtige Erkenntnis hatte, erkannte und erklärte er doch wiederum: „daß beider Gestalt nießen für Ketzerei achten langet zur Schmach Christi und ist eine Lästerung des heiligen Evangelii und desselben Sacraments; denn Christus hats selbst in beider Gestalt eingesetzt und die ganze Kirche in aller Welt viel hundert Jahre lang also gebraucht, das niemand leugnen mag.“ Daß aber hieraus selbst die römische Kirche nicht den Vorwurf der Ketzerei gegen ihn ableiten könne, macht er geltend, wenn er schreibt: „Das ist aber nicht die Sache, darum die Böhmen werden Ketzer gescholten, daß sie beider Gestalt genießen; es hats auch die römische Kirche noch nie für Ketzerei gehalten, und wollten gerne hören und fröhlich ansehen, der anders sagen dürfte, er sei wie tief und hoch, breit und lang gelehrt er wolle. Denn die Kirche hat dasselbe vorzeiten, wie wissentlich ist, den Böhmen zugelassen. Was aber mag zugelassen werden, das ist nicht und wird nimmermehr Ketzerei sein mögen, man wollte denn der römischen Kirche die Lästerung anhängen, als habe sie Ketzerei zu halten verordnet und erlaubt.“ Sehr fein rückt er deshalb seinen Verlästerern ihre Unwissenheit in ihrer eigenen Theologie vor, indem er sagt: „Ich achte auch, daß solches eine Ketzerei gescholten sei von etlichen Ungelehrten, die mit den Böhmen zu fechten in der Schrift zu schwach gewesen, sich also mit Scheltworten haben gerochen.“

Ganz köstlich ist die Art und Weise, wie er auf das Gerede eingeht, nach welchem er ein geborener Böhme sein sollte. Er schreibt: „Nach dem suchen mich meine Freunde so genau, daß

sie ausschreien, ich sei in Böhmen geboren, zu Prag erzogen, in Wiclefs*) Büchern unterweiset, und solches habe mein Vater bekannt. Und daß sie ja nichts nachlassen, haben sie meinen Namen Luther auf Böhmisch ausgelegt, dazu die zwei Monstranzen, auf den Sermon gedruckt, dahin gezogen, als hab ichs den Böhmen zum Zeichen gethan, beider Gestalt zu erhalten. Ueber das, so überaus scharfsichtig, da sie zwo Gänse auf der einen Monstranz ersehen haben, darum, daß Johannes Hus heiße auf Böhmisch Johannes Gans.

„Wie könnten mir hübschere Fastnachtslarven begegnen, denn solche hochsinnige, tiefsichtige Propheten? . . Doch weil sie das so fast treiben, daß auch bei hohen Ständen für Wahrheit wird ausgegeben, muß ich mich ihrer erbarmen und meine Geburt erzählen.

Dr. Mart. Luther, zu Eisleben geboren in der Grafschaft Mansfeld.

Es ist eine edle, berühmte Grafschaft im Bistum zu Halberstadt und Fürstentum zu Sachsen gelegen, die heißt Mansfeld; und kennen meinen Vater und mich persönlich fast alle meine gnädigen Herren, Graf Günther, Ernst, Hoyer, Gebhard und Albrecht. So bin ich zu Eisleben geboren, zu Mansfeld erzogen, zu Magdeburg und Eisenach gelehret, zu Erfurt Magister und Augustiner worden, und nun Doctor zu Wittenberg, und bin Böhmerland zu Dresden am nächsten gewesen mein Lebtag. Solchen Unterricht habe ich meinen lieben Propheten, den Monstranzdeutern und Gänsguckern, guter Meinung nicht wollen bergen auf dies neue Jahr.

„Daß aber zwo Monstranzen gedruckt sind, bitte ich meine hochsinnigen dieselben Lieben, daß sie mir gnädig wollten sein; denn ich fürwahr die Zeit nicht hab, daß ich möge sehen, was der Drucker für Bild, Buchstaben, Tinten und Papier nimmt,

*) Johann Wiclif war ein englischer Theologe des vierzehnten Jahrhunderts, der die Bibel ins Englische übersetzt hat und mit seinem Kampf gegen päpstliche Irrtümer und Mißbräuche ein Vorläufer der Reformation geworden ist. Seinen Schriften hatte Hus viel verdankt.

und ist mir vor nie geschehen, hab michs auch nicht versehen, daß man von mir solches begehren würde.

„Sie schreiben auch, wie Böhmen bei mir gewesen und Schrift zu mir gethan. Es ist mir aber im Herzen Leid, daß die Böhmen nicht getrost zu mir kommen und schreiben; ich wollt sie fröhlich und freundlich empfahen. Dasselbe wollt ich auch Juden, Türken und Heiden, ja auch ihnen selbst, meinen Feinden, thun. Ich hoffte, daß ich wohl daran thäte, und wollte mich ihre vergiftige Argwohn nicht um ein Haar lassen anfechten."

Ziemlich zu gleicher Zeit mit dieser Schutzschrift für den angefochtenen Sermon erschien aber ein neuer Angriff auf denselben, und zwar ein solcher, der von um so größerer Bedeutung war, als in demselben die erste in aller Form abgegebene amtliche Erklärung eines deutschen Bischofs gegen Luther durch amtlichen Anschlag veröffentlicht wurde. Es war dies ein in der bischöflichen Residenz zu Stolpen ausgefertigtes und mit dem Amtssiegel des geistlichen Gerichts versehenes Decret des Bischofs von Meißen, in welchem Luthers Empfehlung der Austheilung des Sacraments unter beiderlei Gestalt als im Widerspruch mit den Beschlüssen der jüngsten Kirchenversammlung stehend bezeichnet und die Beschlagnahme des Tractats angeordnet war. Was sollte Luther hierauf antworten? Sollte er gegen den Bischof vorgehen und ihn mit seinem Namen an der Stirn an den Pranger stellen? Oder sollte er lieber die Person des Bischofs aus dem Spiele lassen und nur das Schriftstück angreifen? Er wählte das Letztere und erließ eine kleine deutsche Schrift unter dem Titel: „Doctor Martini Luthers Antwort auf die Zettel, so unter des Officials zu Stolpen Siegel ist ausgegangen." Darin hieb er auf das Decret ein, daß die Späne flogen, erklärte, wenn er ein Böhme wäre und man legte ihm „solche faule und unbehende Fratzen" vor, so würde er sich nicht enthalten können zu denken, „die Deutschen wären trunken"; er halte auch dafür, „daß solcher Zettel sonderlich zu Rom und bei aller Vernunft mehr „tölpisch" den „stölpisch" werde angesehen. „Zum ersten," schreibt

er weiter, „bekennet der hochgelehrte Meister dieser Zettel, und muß bekennen, daß ich nicht gelehrt hab, man soll beide Gestalt reichen, ob michs wohl gut dünkt; denn ich hab mein Dünken niemand zur Regel oder Lehre gesetzt, sondern mit ausgedrückten Worten fürgezogen ein gemein christlich Concilium; wo dasselbe würde solches verordnen, daß also denn beide Gestalt würde nach desselben Concilii Ordnung gehorsamlich gereicht. Dieweil denn dieser Zettelmeister auch selbst keinen andern Grund seiner Meinung in diesem Falle hat, denn die Ordnung eines Concilii, wollt ich gerne von seiner grundlosen Weisheit Unterricht empfahen, warum seines Concilii Ordnung besserlich und meines Concilii Ordnung ärgerlicher sei... Auch ist das nicht eine kleine Verminderung seines eigenen Vornehmens, ja ein großer Abbruch römischer Oberkeit und Stärke böhmischer Zwiespältigkeit, daß der arme, bloße, nackte Zettler zu seinem Grund nichts anderes aufbringt denn das letzte römische Concilium, das noch nicht zehn Jahre alt, von vielen zu Rom selbst für nichts gehalten, auch in deutschen und allen Landen wenig Ehre erlangt hat... Darnach führt er daher den Spruch der Schrift, es sei besser Gehorsam denn Opfer... Eben denselben Spruch führen die Böhmen auch wider uns an, und stärker denn wir, und schelten uns ungehorsame dem Evangelio, darin beide Gestalt von Christo geordnet sind. Aber ich merk, dieser Meister will uns lehren also fechten, daß wir den Böhmen das Schwert in die Hände geben und mit bloßen Köpfen die Streiche versetzen. Ich hab auch wider die Böhmen geschrieben und bin noch zu schreiben willens; es fällt mir aber der feine Zettler ins Werk und verzettelt mirs mit einander." Übrigens, meint er, sei es am Ende keine Kunst, seine Schriften niederzuschlagen und zu verbrennen; aber sie zu widerlegen, erfordere Hirn, und daran fehle es bei dem Zettelmeister. „Also verbrenne nur", schließt er, „so bist du schon der allerachtbarste, hochgelehrteste Doctor und hast alle Argumente aufgelöst mit kurzer Mühe. Hiemit fahre hin, lieber Neidhard, und so viel du purrest und schnurrest, so gedenk, es sind etliche, die geben nichts darum."

Auch eine lateinische Erwiderung auf das zuvor auf deutsch zerpflückte Decret ließ Luther ausgehen, und wie um seinen Feinden einen neuen Schrecken einzujagen, wirft er hier, indem er sich darüber aufhält, daß jenes Decret ihm seinen Wunsch schon zum Verbrechen mache, den Gedanken hin, man könne ja auch vielleicht den Wunsch haben, daß ein Concil den Pfarrern wieder gestatte, Weiber zu nehmen, wie solches den griechischen Pfarrern gestattet sei.

Mit Angst und Bangen sahen Luthers Freunde den kühnen Mann sein Geschütz auch gegen ein amtliches Decret eines hohen Kirchenfürsten richten und losbrennen. Als ihn aber Spalatin ernstlich auf die Gefahr aufmerksam machte, in die er sich stürze, gab ihm Luther zur Antwort, die Feinde stünden in größerer Gefahr als er; das Wort Gottes sei ein Schwert, aus dem lasse sich keine Flaumfeder machen. Er suche nichts; aber es sei Einer, der etwas suche. Er möge nun stehen oder fallen, so gewinne und verliere er nichts; es sei nicht seine, sondern des Evangeliums Sache, die er führe.

Was unter anderen Umständen der Meißner Bischof auf Luthers Entgegnung unternommen haben würde, steht dahin. Nun traf es sich aber, daß er, als ihn die deutsche Antwort auf seinen Zettel erreichte, gerade mit Miltitz nach dem Abendessen „ganz leichtsinnig beim Trunk“ saß, und Miltitz, der dies selber berichtet, wußte, während der Bischof gewaltig fluchte, die Sache weidlich zu belachen. Als dann am folgenden Tage Miltitz im Auftrag des Bischofs das Büchlein dem Herzog Georg brachte, las dieser es ganz durch und lachte ebenfalls „über die Maßen“ darüber. Dies mag den Bischof so gestimmt haben, daß er weitere Schritte gegen das Schriftchen unterließ. Wäre hingegen anstatt eines Miltitz, der behende Wasser auf die Glut goß, etwa ein Eck bei der Hand gewesen, der hineingeblasen und Stroh darauf geworfen hätte, so wäre es wohl anders abgelaufen.

Zur Ruhe kommen sollte jedoch Luther deshalb nicht. Einige Wochen später kamen ihm nämlich die amtlichen Verdammungsurteile in die Hände, welche zwei Universitäten, die

Kölner und die Löwener, über die in Basel erschienene Sammlung seiner Schriften gefällt und veröffentlicht hatten, und in denen die Forderung gestellt war, seine Schriften sollten verbrannt und er zum Widerruf gezwungen werden. Eine Billigung dieses Urteils von der Hand des Cardinals Hadrian von Tortosa war beigedruckt. Auch ihnen blieb Luther die Antwort nicht schuldig. In einer Gegenschrift deckte er die Erbärmlichkeit seiner vorlauten, unberufenen Richter auf und bewies sie ihnen, indem er, wie er sagt, ein Übriges thue; denn sie hätten bloß verdammt und nichts bewiesen, und wenn er es machen wollte wie sie, so gäbe es einen Streit wie bei den Weibern, wo es heiße: „Nein!" „Doch!" „Ist nicht wahr!" „Ist doch wahr!" — Zum Schluß schreibt er: „Es war gar nicht nöthig, daß sie mit nackten Worten sagten, meine Sachen gefielen ihnen nicht und sie hielten sie für irrig. Das wußte ich so schon, und darum habe ich sie eben ausgehen lassen. Auch habe ich nicht darum nachgesucht, daß sie mich an ihre Autoren wiesen, als wären mir dieselben unbekannt, sondern sie sollen mich mit der Schrift und kräftigen Beweisen überführen, daß was sie sagen, wahr, und was ich sage, falsch sei."

Kaum war Luther mit den „Löwener und Kölner Eseln" fertig, als er aufs neue zur Wehr greifen mußte. Im Mai kam ihm nämlich eine Schrift seines alten Feindes Silvester Prierias zu Gesicht, worin derselbe sein altes Lied von der Majestät des römischen Papstes nur in noch höherer Tonart weiter leierte. Es war eigentlich nur der Abriß einer beabsichtigten größeren Schrift, die aber nie ans Tageslicht gekommen ist. Luther stellte dies Machwerk in einer neuen Ausgabe mit Vor- und Nachwort und Randglossen an den Pranger.

So wie in diesen Beigaben zu der Schrift Silvesters hatte er mit Rom noch nicht geredet. „Hält und lehrt man", schrieb er, „dermaßen zu Rom mit Wissen des Papstes und der Cardinäle — als ich nicht hoffe —, so sage und bezeuge ich frei mit dieser Schrift, daß der wahre Antichrist im Tempel Gottes sitze und regiere in jener Babel, die bekleidet ist mit Scharlacken und Rosinfarbe, und daß der römische Hof des Satans Synagoge sei..

„Aber was soll ich viel widerlegen diese so offenbare rasende Unsinnigkeit des lästerlichen Satans? Die beste Widerlegung wird diese sein, daß ich sein Büchlein, wie er es geschrieben und ausgehen hat lassen, bloß an den Tag gebe; es hat eine stärkere Widerlegung seiner selbst in sich, als ich nur hätte wünschen können.

„So lies nun, lieber Leser, und seufze, daß die Herrlichkeit der römischen Kirche so tief gefallen ist, daß sie solch ketzerisch, lästerlich, teuflisch und höllisch Gift nicht allein in sich empfängt und nährt, sondern auch in alle Welt ausbreitet. Es gehe nun hin und rühme, wer da will, daß die römische Kirche niemals mit Ketzerei befleckt sei gewesen. Dieser einzige Silvester thut es weit zuvor dem Arius, Manichäus, Pelagius und allen andern Ketzern.

„Ist das Roms Glaube, o selig ist Griechenland, selig ist Böhmerland, selig sind alle, die sich von ihr abgesondert haben und aus dieser Babel gegangen sind, verdammt aber alle, die mit ihr Gemeinschaft haben. Und auch ich für meine Person will, wenn der Papst und die Cardinäle dies Lästermaul des Satans nicht stopfen und zum Widerruf bringen, hiermit bezeugt haben, daß ich es mit der römischen Kirche nicht halte und sie verleugne samt Papst und Cardinälen als den Greuel der Verwüstung, der da stehet an der heiligen Stätte..

„Nun fahre hin, du unseliges, verdammtes und lästerliches Rom; der Zorn Gottes ist endlich über dich gekommen, wie du verdient hast, weil du durch so viele Gebete, die für dich geschehen, nur von Tag zu Tag ärger zu werden trachtest. Wir haben Babel heilen wollen, aber sie hat sich nicht helfen lassen. Mag sie denn hinfahren, daß sie sei eine Behausung der Drachen, der unreinen Geister, der Kobolde und Unholde und wie ihr Name ist, ein ewiges Wirrsal voll bis an den Rand von Götzen der Habsucht, Meineidigen, Abtrünnigen, Sodomitern, Priapisten, Strauchdieben, Simonisten und unzähligen andern Ungeheuern, ein neues Pantheon der Gottlosigkeit. Gehab dich wohl, lieber Leser; halte meinem Schmerz etwas zu gut und versage nicht dein Mitleid."

Und das Nachwort schließt er mit dem Satz:

„Ich bin entschuldigt und sage den Worten Christi und Petri gemäß: Wenn der Fürst, die Bischöfe und jeder gläubige Christ den Papst, wo er irrt, in welchem Stück es auch sei, nicht ermahnen, strafen, anklagen und als einen Heiden halten, so sind sie alle Lästerer des Wegs der Wahrheit und Verleugner Christi, die werth sind, daß sie samt dem Papst ewig verdammt werden. Ich bin fertig."



Fünfzehntes Kapitel.

Rom vor dem Gericht des christlichen „Laienstandes".

—

Die Frage, auf welche Luther besonders durch Dr. Eck gedrängt worden war, die Frage, wo die rechte Kirche sei und was es mit der Gewalt des Papstes auf sich habe, hatte Luther zunächst vor den Gelehrten erörtert. Wohin ihn der Streit geführt hatte, hat uns der Schluß des vorigen Kapitels gezeigt.

Sollte aber, wie er in jenem Nachwort zu des Prierias Schrift fordert, „jeder gläubige Christ" den Papst ermahnen und strafen und, wo er sich nicht besserte, ihn „als einen Heiden halten", so mußte auch das christliche Volk über diese Sache unterrichtet werden, und Luther sorgte dafür, daß dies geschah. Veranlassung zu solchem Unterricht gaben ihm aber wieder die Feinde.

Auf sehr hohem Pferd, mit großem Geprassel und „sieben Schwertern" war nämlich im Mai 1520 ein neuer Gegner, der Leipziger Franciscaner Augustin von Alveld, in einer lateinischen Schrift „vom apostolischen Stuhl" gegen Luther einhergesprengt. Luther hielt es zwar erst nicht für der Mühe werth, sich ihm zu stellen, sondern übergab ihn einem seiner Schüler,

daß er ihn abthäte. Als aber der „Alvelder Esel" seine Schrift auch ins Deutsche übersetzte, ließ er ihm eine ebenfalls deutsche Antwort zukommen unter dem Titel: „Vom Papsttum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig", worin er die Frage, welche jener in seiner Schrift behandelt hatte, nun auch vor das Volk brachte.

„Es ist abermal," sagt er in der Vorrede, „etwas Neues auf den Plan kommen, nachdem es dies Jahr wohl geregnet und viel neuer Zeit erwachsen. Viel haben mich mit Schmachworten und herrlichen Lügen angetastet, welchen es nicht fast gelungen. Nun thun sich allererst die tapferen Helden herfür zu Leipzig auf dem Markt, die sich nicht allein wollen lassen ansehen, sondern auch jedermann im Streit bestehen. Sie sind fast wohl gerüstet, daß mir dergleichen nicht sind fürkommen: die Eisenhüte haben sie an den Füßen, das Schwert auf dem Kopf, Schild und Krebs hangen auf dem Rücken, die Spieß halten sie bei der Schneide, und stehet ihnen der ganze Harnisch gar fein reiterisch an auf die neue Manier... Es wäre je billig, daß man sich vor ihnen fürchtete, wer es thun könnte, daß sie die Mühe und gute Meinung nicht vergebens hätten. Hat Leipzig solche Riesen getragen, muß das Land einen reichen Boden haben.

„Daß du aber verstehest, was ich meine, so merke darauf: Silvester, Cajetanus, Eck, Emser, und nun Cöln und Löwen haben ihre ritterliche That redlich an mir erzeigt, Ehre und Ruhm, wie sie verdienet, erlangt, des Papstes und Ablaß Sache wider mich also beschützt, daß sie wollten, es wäre ihnen besser gerathen. Zuletzt haben sich etliche lassen dünken das Beste sein, mich anzugreifen wie die Pharisäer Christum, haben einen aufgeworfen und gedacht: Gewinnt der, so haben wir alle gewonnen; wird er überwunden, so ist er allein verloren, und achtet der hochgelahrte, fürsichtige Neidhard, ich sollt es nicht merken. Nun wohlan, daß ihnen nicht alle Dinge mißlingen, will ich mich eben stellen, als verstünde ich das Spiel gar nicht, bitte, sie wollten wiederum, so ich auf den Sack werde schlagen, nicht merken, daß ich den Esel hab wollt treffen."

Er bittet dann, daß man, wenn er nun dem Romanisten und denen, die hinter ihm stecken, mit Spott begegne, doch verstehen möge, daß es ihm ein heiliger Ernst sei, und daß er solchen Lästerern nur begegne, wie sie es verdienen.

Dann kommt er zur Sache. „Nämlich ist dies die Sach," schreibt er, „ob das Papsttum zu Rom, wie es in betrügiger Besitzung der Gewalt ist, über die ganze Christenheit, wie sie sagen, herkommen sei von göttlicher oder menschlicher Ordnung, und wo dem so wäre, ob man christlich sagen möge, daß alle anderen Christen in der ganzen Welt Ketzer und Abtrünnige seien, ob sie gleich dieselbe Taufe, Sacrament, Evangelium und alle Artikel des Glaubens mit uns einträchtiglich halten, ausgenommen daß sie ihre Priester und Bischöfe nicht von Rom bestätigen lassen oder, wie jetzt, mit Geld kaufen und wie die Deutschen sich äffen und narren lassen... Und hab ich gehalten und halte noch, daß dieselbigen nicht Ketzer noch Abtrünnige sind und vielleicht bessere Christen denn wir." Er hält dann seinen Deutschen vor, was sie sich vom Papst gefallen lassen. „Das Mainzer Bistum hat bei Menschengedenken fast acht Bischofsmäntel aus Rom gekauft, deren ein jeglicher bei dreißigtausend Gulden gesteht, ich schweige der unzählichen Bistümer, Prälaturen und Lehen. Also soll man uns deutschen Narren die Nase schneuzen und darnach sagen, es sei göttliche Ordnung, keinen Bischof ohne römische Gewalt zu haben. Mich wundert, daß Deutschland, das je die Hälfte, so nicht mehr, geistlich ist, noch einen Pfennig hat vor den unaussprechlichen, unzählichen, untreulichen römischen Dieben, Buben und Räubern... Diese lästerliche Büberei wehret der Papst nicht, sehen alle durch die Finger; ja sie halten über solchen Hauptweltbuben höher, denn über dem heiligen Evangelio Gottes, und geben vor, als wären wir zu Tod Narren, es sei göttliche Ordnung, daß der Papst in allem Sod seine Hand habe, mache mit jedermann, was er will, als wäre er ein Gott auf Erden."

Dann geht er auf Alvelds Schrift näher ein. „Ich befinde drei starke Gründe," schreibt er, „aus welchen mich angreift

das fruchtbar edle Büchlein des Romanisten zu Leipzig. Der erste und allerstärkste, daß er mich schilt einen Ketzer, unsinnigen, blinden Narren, Besessenen, Schlange, vergifteten Wurm, und derselben Namen viel mehr, nicht einmal, sondern fast durchs ganze Büchlein auf allen Blättern... Dieweil denn dieser Romanist auch selbst schreibt, daß die Juden mit solchem Grund Christum selbst am Kreuz überwunden haben, muß ich mich auch gefangen geben und bekennen, daß, so viel schelten, vermaledeien, schmähen und lästern gilt, hat der Romanist Doctor Luthern gewißlich überwunden, und muß ihm diesen Grund lassen bleiben.“

Den zweiten Grund, sagt er weiter, nehme der Romanist aus der natürlichen Vernunft, indem er behaupte, da jede Gemeinschaft auf Erden ein leibliches Haupt haben müsse, so müsse auch die Christenheit ein solches haben. Da zeigt er denn zunächst, welche Thorheit es sei, aus der Vernunft beweisen zu wollen, daß etwas göttlicher Ordnung sei. Dann aber weist er in vernichtender Weise nach, daß seines Gegners Vernunftgrund selbst vor der Vernunft nicht bestehen könne. Er zeigt, wie der Romanist den großen Fehler begehe, daß er von leiblichen Gemeinschaften auf die Kirche schließe. „Ich sehe wohl,“ schreibt er, „daß der arme Träumer meint in seinem Sinn, christlich Gemein sei gleich einer andern, weltlichen Gemeine, damit er öffentlich an den Tag giebt, daß er noch nie gelernt hat, was die Christenheit oder christliche Gemeine heiße... Darum muß ich zuvor erklären diesem groben Hirn und anderen, so durch ihn verführet, was doch heiße die Christenheit und ein Haupt der Christenheit.“ Darauf führt er aus, daß die Christenheit eine geistliche Gemeinde sei, die Gemeine der Heiligen, die durch den einen Glauben verbunden sei, wie auch Christus sage, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, auch nicht in äußerlicher Weise komme, sondern inwendig in den Seinen sei. „Darum wer da sagt, daß eine äußerliche Versammlung oder Einigkeit mache eine Christenheit, der redet das Seine mit Gewalt, und wer die Schrift darauf zieht, der führt die göttliche Wahrheit auf seine Lügen und macht Gott zu

einem falschen Zeugen, wie dieser elende Romanist thut, der alles, was von der Christenheit geschrieben steht, zieht auf die äußerliche Pracht römischer Gewalt, so er doch nicht leugnen mag, daß das mehrere Theile dieses Haufens, und sonderlich zu Rom selbst, nicht sind in der geistlichen Einigkeit, das ist, in der wahren Christenheit, um ihres Unglaubens und bösen Lebens willen... Daraus folget, und muß folgen, daß gleich wie unter der römischen Einigkeit sein nicht Christen macht, also muß außer derselben Einigkeit sein nicht Ketzer noch Unchristen machen.. Darum muß auch nicht wahr sein, daß es göttliche Ordnung sei, unter der römischen Gemeine zu sein."

Nachdem er gezeigt hat, was die Christenheit sei, zeigt er auch, wer ihr Haupt sei. Ein leibliches Haupt, sagt er, könne die Christenheit, eine geistliche Gemeine, nicht haben. Das Haupt der Kirche sei vielmehr Christus, und Christus allein. Das sage der Apostel klar Epheser 4, 15. 16. Frage man aber, was die Prälaten und Bischöfe seien, so könne das der Laie beantworten und mit dem Apostel sagen: Botschafter sind sie und Diener. Und da stehe keiner über dem Andern, wie denn Christus die Apostel alle mit gleicher Gewalt ausgesandt habe. „Daß aber der Papst alle Boten Gottes ihm selbst unterwirft, ist eben, als wenn eines Fürsten Bote die andern alle aufhielte und sie nach seinem Willen sendete, und er selbst nirgendshin liefe. Würde das dem Fürsten gefallen?" Er würde es wohl innen (erfahren)."

Was er gesagt hat, weist er auch nach aus dem apostolischen Symbolum. Er schreibt: „Das wird alles bestätigt durch den Artikel: Ich glaube in den Heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, eine Gemeine der Heiligen. Niemand spricht also: Ich glaube in den Heiligen Geist, eine heilige römische Kirche, eine Gemeinschaft der Römer, auf daß es klar sei, die heilige Kirche ist nicht an Rom gebunden, sondern so weit die Welt ist, in einem Glauben versammelt, geistlich und nicht leiblich. Denn was man glaubt, ist nicht leiblich noch sichtiglich.. Die Zeichen, dabei man äußerlich merken kann, wo dieselbe Kirche in der Welt ist, sind die Taufe, Sacrament und das

Evangelium, und nicht Rom, dieser oder der Ort. Denn wo die Taufe und Evangelium ist, da soll niemand zweifeln, es seien Heilige da, und solltens gleich lauter Kinder in der Wiege sein.. Darum rathe ich diesem Romanisten, daß er noch ein Jahr in die Schule gehe und lerne, was doch heiße eine Christenheit oder ein Haupt der Christenheit, ehe er die armen Ketzer mit solchen hohen, tiefen, breiten und langen Schriften vertreibt."

Der dritte Grund, den der Leipziger „Buchstaber" vorgebracht hatte, war der, daß das alte Testament ein Vorbild des neuen gewesen sei, und da jenes einen leiblichen obersten Priester gehabt habe, so müsse dieses auch einen Solchen haben, da doch Christus sage, es solle nicht ein Tüttel unerfüllt bleiben. Darüber nimmt ihn Luther auch noch vor und zeigt, daß, wenn die leiblichen Vorbilder des alten Testaments leiblich erfüllt werden sollten, und zwar bis ins Kleinste, dann müsse der Papst, wenn in ihm das Vorbild des alttestamentlichen Hohepriesters sich erfülle, auch eine Jungfrau zum Weibe nehmen, sein Haar unbeschoren lassen, kein Land haben, dem Könige gehorchen, und sich beschneiden lassen, wie jener, während doch der Papst die Ehe verachte und verbiete, eine Platte trage, Land, Städte und Fürstentümer geraubt habe und König aller Könige sein wolle. Wo bleibe da die Erfüllung? Daneben aber zeigt er, wie die äußerlichen Vorbilder nicht wiederum äußerlich und leiblich, sondern geistlich erfüllt werden mußten, und wie man das Verständnis solcher Erfüllung aus der Schrift und nicht aus der Vernunft gewinnen müsse. Die Schrift aber wisse ein Anderes zu sagen als der Romanist, daß nämlich der alttestamentliche Hohepriester ein Vorbild gewesen sei nicht des Papstes, sondern Christi, des rechten, geistlichen, himmlischen Hohepriesters. „Was sagst du hiezu, du hochgelahrter Romanist?" redet er diesen an. „Paulus spricht, Christus sei durch den Hohenpriester bedeutet; du sagst, St. Peter. Paulus spricht. daß Christus sei nicht in ein zeitlich Gebäu gangen; du sagst, er sei im zeitlichen Gebäu zu Rom. Paulus spricht, er sei einmal eingangen und hat ewiglich Erlösung erfunden, macht die

Figur ganz geistlich und himmlisch, die du irdisch und leiblich machst. Was willst du nun thun? Ich will dir einen Rath geben: Nimm die Faust und schlage ihn ins Maul und sage, er habe gelogen, er sei ein Ketzer, ein Vergifter, wie du mir thust... Möchtest du aber sagen, es wäre neben Christo auch St. Peter figurirt durch Aaron. Sag ich: Willst du es nicht lassen, magst du sagen, es sei der Türke durch Aaron figurirt; wer kann dirs wehren, weil du so gerne unnütz plauderst? Aber du hast dich versprochen, mit Schrift zu fechten; das thue und laß deinen Traum daheim."

Daß aber die Papisten sich beriefen auf den Spruch Matth. 16, 19., wo der Herr zu Petro sagt: „Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; alles was du auf Erden binden wirst, u. s. w.", widerlegt Luther, indem er darauf hinweist, daß nach Matth. 18, 18. der Herr dieselbe Gewalt allen Aposteln, ja der ganzen Gemeine gegeben habe, und auch nach Joh. 20, 23. allen Jüngern, der ganzen Gemeine die Schlüsselgewalt, die Macht, auf Erden Sünden zu vergeben und zu behalten, verliehen sei. Im Lichte dieser Stellen müsse man die erste dahin auslegen, daß wie Petrus im Namen aller Jünger sein Bekenntnis gethan habe auf die Frage: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?", so auch in Petro alle angeredet seien. Ja er beweist ausführlich, daß dieser Spruch mit Einschluß des vorhergehenden Verses (Matth. 16, 18: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine u. s. w."), sowie die Stelle Joh. 21, 15—17., welche die Päpste auch zur Rechtfertigung ihrer Ansprüche benutzten, „stärker wider das Papsttum sind, denn kein anderer."

Wie sollte nun ein Christ dem Papst gegenüber sich stellen und verhalten? Hören wir, welchen Bescheid hierauf Luther damals zu geben hatte.

„So ist meine Meinung von dem Papsttum also gethan: Dieweil wir sehen, daß der Papst über alle unsere Bischöfe in voller Gewalt, dahin er ohne göttlichen Rath nicht ist kommen (wiewohl ichs nicht acht, daß er aus gnädigem, sondern mehr aus zornigem Rath Gottes dazu kommen sei, der zu der Plage

der Welt zulässet, daß sich Menschen erheben und andere unterdrücken), so will ich nicht, daß jemand dem Papst widerstrebe, sondern göttlichen Rath fürchte, dieselbe Gewalt in Ehren habe und trage mit aller Geduld, gleich als wenn der Türk über uns wäre; so kann sie ohn Schaden sein. Ich streite aber nur um zwei Dinge:

„Das erste: ich wills nicht leiden, daß Menschen sollen neue Artikel des Glaubens setzen und alle anderen Christen in der ganzen Welt schelten, lästern und urteilen für Ketzer, Abtrünnige, Ungläubige, allein daß sie nicht unter dem Papst sind. Ist nicht noth, daß um seinetwillen werden verlästert Gott und seine Heiligen auf Erden.

„Das andere: alles was der Papst setzt, macht und thut, will ich also aufnehmen, daß ich es zuvor nach der heiligen Schrift urteile. Er soll mir unter Christo bleiben und sich lassen richten durch die heilige Schrift.

„. . . Wo mir diese Zwei bleiben, will ich den Papst lassen, ja helfen so hoch machen, als man immer will. Wo nicht, so soll er mir weder Papst noch Christen sein. Wer es nicht lassen will, mache einen Abgott daraus; ich will ihn aber nicht anbeten.

„Aber das möcht ich wohl leiden, daß Könige, Fürsten und aller Adel dazu griffe, daß dem Buben von Rom die Straße nieder würde gelegt, die Bischofsmäntel und Lehen heraußen blieben. . .

„Es ist zu erbarmen, daß Könige und Fürsten so schlechte Andacht haben zu Christo und seine Ehre sie so wenig bewegt, daß sie solche greuliche Schande der Christenheit lassen überhand nehmen, und sehen doch, daß sie zu Rom nicht gedenken, denn nur für und für unsinnig zu werden und allen Jammer zu mehren, daß keine Hoffnung nicht mehr ist auf Erden, denn bei der weltlichen Gewalt. Davon, so der Romanist wieder kommt, ich mehr sagen will. Jetzt sei es zum Anheben genug gewesen. Gott helfe uns, daß wir die Augen einmal aufthun. Amen."

Dreierlei sehen wir aus diesen Worten: erstlich, daß Luther die Gewissen frei haben wollte von des Papstes Herrschaft und in Sachen des Glaubens und der Lehre ihm keine Autorität zugestand. Zum andern, daß er die äußere Ordnung der Dinge, wie sie im damaligen Kirchenwesen vorlag, vom Volk respectirt wissen wollte, wie er sie selbst respectirte, als ein Kreuz, das unter Gottes Zulassung über die abendländische Christenheit gekommen sei und getragen werden müsse, so lange die Landesobrigkeit nicht einschritt. Zum dritten aber, daß er es für eine Pflicht der Fürsten ansah, dem Unfug, zu dem sie bisher die Hand geboten hatten, ein Ende zu machen.

Und dies war nicht etwa nur ein so augenblicklich hingeworfener Gedanke. Schon in den zuletzt angeführten Worten ist die Andeutung vernehmbar, daß er in dieser Richtung mehr im Sinne habe. Und so war es. Während er die eben ihrer großen Wichtigkeit wegen so ausführlich behandelte Schrift für das Volk unter der Feder hatte, um diesem etliche Lichter aufzustecken über „das Papsttum zu Rom", beschäftigten sich seine Gedanken, wie er seinem Spalatin mittheilte, auch mit einer Schrift an den ganzen deutschen Adel, der auch noch im Dunkeln mit den Sporen klirrte.

An die „Laien" also, das Volk und den Adel, sehen wir jetzt Luther sich wenden. Daß von der Klerisei, den Päpsten und Bischöfen oben an, für eine Reformation nichts zu hoffen war, hatten die verfehlten Reformbestrebungen des vorigen Jahrhunderts sattsam erwiesen, hatte auch Luther bisher zum Überfluß erfahren, und so lange diese die armen Gewissen knechteten, fielen die Fesseln nicht, in welche die Christenheit geschmiedet war. Wie wenig die hohe Geistlichkeit bereit und geneigt war, dem Geist Gottes, der sich durch Luther so laut vernehmen ließ, Gehör zu geben, und wie sie zugleich bei Luthers Trompetenstößen mit Angst und Besorgnis des „gemeinen Mannes" gedachten, hatte Luther noch in jüngster Zeit erfahren müssen. Als er nämlich auf Spalatins Rath sich brieflich an die Bischöfe von Mainz und Merseburg gewendet hatte, erhielt er von diesen zwar höfliche Antworten, aus denen aber hervorging, daß

die hohen Herren noch wenig Zeit gefunden hatten, sich um Luthers Schriften zu kümmern, und daß sie nur fürchteten, das Volk möchte sie lesen und darüber unruhig werden. Den Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg, den höchstgestellten Kirchenfürsten Deutschlands, beschäftigten seine beständig die großartigen Einkünfte übersteigenden Schulden und die Befriedigung seiner Lüste jedenfalls viel mehr als die Fragen, welche Luthern Tag und Nacht geschäftig hielten, die aber der hohe Herr in seinem Brief als geringfügiger Natur hinstellte.

Da versteht es sich wohl, daß Luther in Gottes Namen sich von dem „geistlichen Stand", der „gar unachtsam geworden" sei, an „den Laienstand" wandte, ob Gott durch den möchte seiner Kirche helfen. —

Und doch, wenn man diese „Laien" betrachtet, muß man wiederum sagen, auch sie konnten, wie sie da waren, keineswegs den Eindruck machen, als wären sie so recht die Leute, mit denen sich eine frische und fröhliche Reformation in Aussicht nehmen ließe. Das große Volk in seiner entsetzlichen Unwissenheit und Roheit und geistlichen Verkommenheit mußte so zu sagen die Sprache Kanaans erst lernen, in der ein Reformator zu ihm hätte reden können, und ein unverständiger Eiferer, der die armen Leute so, wie sie waren, aufgerufen hätte, das schmachvolle Joch der römischen Knechtschaft abzuschütteln, hätte nur die grauenhafteste Verwirrung angerichtet und ein beklagenswerthes Geschlecht geistlich heimatloser Unmündiger entstehen lassen, die entweder elend zu Grunde gegangen oder schließlich froh gewesen wären, wieder unter den Papst zu kommen. Wir werden solche unberufene Unglücksreformatoren noch kennen lernen.

Da ging Luther anders zu Werke. Wir haben schon gehört, wie er in Wittenberg mit erstaunlichem Fleiß von seiner Kanzel aus an der geistlichen Erbauung der Gemeinde arbeitete, und diese Arbeit setzte er auch in der Zeit, von der wir eben handeln, in ihrer ganzen Ausdehnung fort. In Sonntags- und Wochenpredigten trug er den Alten und den Jungen die wich-

tigsten Heilswahrheiten in schlichter und doch gründlicher Weise vor. Er predigte sowohl über die hergebrachten Sonn- und Feiertagstexte, als auch fortlaufend über ganze biblische Bücher des Alten und Neuen Testaments, legte auch den jungen Christen noch besonders die Zehn Gebote und das Vater Unser aus. In schlichter, einfältiger, kräftiger Sprache spendete er so seinen zahlreichen Zuhörern das Wort des Lebens, das die Gewissen frei machen sollte und die Herzen gründete auf den einigen Grund, der gelegt ist, Jesum Christum, und sie abzog von der eitlen Werkerei, zu der man sie im Papsttum erzogen hatte. Und alle diese Arbeit, die allein schon einen Mann hätte vollauf beschäftigen können, that er neben seinen vielen anderen Arbeiten unentgeltlich; nur hie und da legte der Magistrat durch kleine Geschenke seine Erkenntlichkeit an den Tag.

Doch auch in weiteren Kreisen wirkte Luther eifrig dahin, das Volk geistlich mündig zu machen. Dies that er durch immer zahlreicher seiner flinken, fleißigen Feder entfließende kleinere Lehrschriften für das einfache Volk. Da handelte er schlicht und erbaulich von den Zehn Geboten, von den Artikeln des Glaubens, vom Vater Unser, von der Buße, von der Beichte, von der heiligen Taufe, vom heiligen Abendmahl, von guten Werken, von der rechten Bereitung zum Sterben; und obschon er wußte, daß vielen seine deutschen Tractätlein für die Einfältigen verächtlich vorkamen, so ließ er sich dadurch nicht irre machen. Daß er auch gelehrte Bücher schreiben konnte, und bessere als seine Verächter, hatte er genugsam bewiesen und bewies er fort und fort, während hingegen seine Feinde solche Tractätlein den seinen nicht gegenüberstellen konnten. Und diese kleinen Schriften, von denen man allein aus dem Jahre 1520 über hundert Drucke zählte, wurden in unzähligen Exemplaren verbreitet, zum Theil durch Colporteure, die, um die Aufmerksamkeit des Volkes nicht zu zersplittern, gar keine anderen Bücher feil boten. Es bildeten sich Lesevereine, welche die Büchlein gemeinsam anschafften und dann umgehen ließen, sowie auch Tractatvereine, die neue Auflagen besorgten und durch Colporteure hin und her im Lande verbreiteten. Wer

nicht selber lesen konnte, ließ sie sich von andern vorlesen, wobei sich besonders die fahrenden Schüler, die auf ihren Wegen in die Häuser der Bürger und Bauern einkehrten, nützlich machten. Mit dem Genuß wuchs der Geschmack und Appetit, und Luther, der, wie er sagte, zufrieden sein wollte, wenn er nur einem der damals so verachteten Laien zur Besserung gedient hätte, wurde vielen Tausenden durch diese Schriften ein Führer zur Erkenntnis des Heils und zum Leben aus Gott, das die Papisten so lange hatten verkümmern und ersterben lassen. Zugleich aber wurde auf diese Weise der Wittenberger Doctor, der, selbst ein Mann aus dem Volk, ein so warmes Herz hatte für das Volk und in der Sprache des Volkes so schöne Büchlein schreiben konnte, dem Volke bekannt und theuer und werth.

Wie aber einst St. Paulus in Timotheus und Titus und anderen sich Gehilfen bei dem ihm anvertrauten Werk zur Seite erzog, so wirkte auch Luther mit großem Fleiß dahin, daß auch andere ausgerüstet werden möchten, das aus tausendjährigem Staube wieder ans Licht gebrachte Evangelium unter die Leute zu bringen. Dies that er zunächst durch die Ausübung seines Lehramts an der Universität. Hier unterwies er etwa vierhundert Studenten, die sich damals zu seinem Lehrstuhl schaarten, in der heiligen Schrift und schöpfte vor ihnen aus diesem reichen Born Wasser des Lebens, eine gesunde, kräftige Theologie. Schon seit dem Jahre 1516 legte er seinen Studenten den Galaterbrief aus. Dann nahm er in seinen Vorlesungen auch den Psalter wieder vor. Um sich selber immer mehr zu gründlicher Schriftauslegung zu befähigen, lag er mit großem Eifer dem Studium der Ursprachen der heiligen Schrift, besonders des Griechischen ob, wozu ihm sein College Melanchthon vortreffliche Anleitung geben konnte. Und wie er für sich selber der Kenntnis dieser Sprachen großen Werth beimaß und in der Erlernung derselben Fleiß anwendete, so sah er auch darauf, daß die Studenten in den Sprachen wohl geschult wurden. Damit es nicht an den auf der Universität gebrauchten Büchern fehle, sorgte Luther auch dafür, daß sich ein tüchtiger Buchdrucker, der Sohn des Leipziger Buchdruckers Lotter, in Witten-

berg niederließ und seine Druckerei mit deutschen, lateinischen und griechischen Lettern ausrüstete.

Um aber auch solchen Gelehrten, die seine mündlichen Vorträge nicht hören konnten, dienstlich zu sein, gab er im Jahre 1519 eine lateinische Auslegung des Galaterbriefes und eine Bearbeitung einer Anzahl Psalmen heraus. Auch diese Schriften fanden weite Verbreitung; der Commentar über den Galaterbrief wurde sofort auch in der Ferne ins Spanische übersetzt.

Diese Thätigkeit Luthers begann auch schon auf anderen Universitäten sich geltend zu machen, wie z. B. damals zu Erfurt das jüngere Geschlecht der „Poeten" anfing, das Neue Testament zu lesen und auszulegen. Schon stand auch Luther in seiner gelehrt-theologischen Arbeit im Dienst der Reformation nicht mehr ganz allein. Besonders leistete ihm Melanchthon an der Universität werthvollen Beistand, den Luther selbst höher als irgend jemand sonst anschlug; neben seinem griechischen Sprachunterricht, der ja auch in den Dienst der Theologie trat, hielt er im Jahre 1519 auf Luthers Antrieb zum erstenmal Vorlesungen über den Brief Pauli an die Römer, und aus eben diesen Vorlesungen erwuchs der lutherischen Kirche das erste zusammenhängende Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre, Melanchthons „Loci". Fast gegen seinen Willen ertheilte man Magister Philippus auch den theologischen Grad eines biblischen Baccalaureus, mit dem er sich dann sein Lebenlang begnügt hat. Auch in kleinen lateinischen Schriften trat er an Luthers Seite, und dieser rühmte ihn als den gewaltigsten Feind des Satans und der Scholastiker, der so viel leisten werde, wie viele Martine zusammen; ihn selbst, sagte er, übertreffe der kleine Grieche auch in der Theologie.

Aber nicht nur in Wittenberg hatte Luther schon seinen Timotheus neben sich. Allbereits begannen hie und da Prediger von ihren Kanzeln die evangelische Wahrheit vorzutragen, daß ihre Pfarrkinder verwundert dreinschauten ob des ungewohnten Klangs.

So hatte denn die neue Aussaat der evangelischen Lehre im deutschen Volk einen fröhlichen Anfang genommen, und so

wurde auch dafür gesorgt, daß sie einen kräftigen Fortgang von der Hand zahlreicher Säeleute sollte nehmen können. Wenn diese Saat Wurzel schlug und zur Reife gedieh, so reifte damit eben die Reformation gedeihlich einher.

Ein wichtiger Bestandtheil des deutschen Laienstandes, vor dessen Gericht jetzt Luther das stolze Rom stellte, und den er zur Ausübung seines Richteramts in der eben beschriebenen Weise heranbildete, war aber besonders angesichts der damaligen Verhältnisse der deutsche Adel, und an diesen richtete, wie oben kurz erwähnt ist, Luther eine besondere reformatorische Schrift, in welcher er ausführlicher und mehr ins Einzelne gehend als je zuvor die Schäden der Papstkirche bloßlegte und Unterricht ertheilte über das, was geschehen sollte zur Durchführung einer Reformation.



Sechzehntes Kapitel.

Luther und der deutsche Adel.

Schon längst hatten die Söhne der deutschen Ritterschaft, die auf den Höhen ihrer Burgen hinter dicken Mauern und breiten Burggräben in stolzer Abgeschlossenheit hausten, mit tiefem Groll dem Treiben der römischen Klerisei zugesehen, durch deren Habgier die alten edlen Geschlechter verarmten, während die hohen und niederen Plattenträger sich von dem Fett des Landes mästeten, eine Flur nach der anderen an sich zogen und einen Rebenberg an den andern reihten. Doch immer dichter und fester schlossen sich die Windungen der welschen Schlange. Wiederholt hatten die weltlichen Stände des Reichs ihre Beschwerden gegen Rom vorgebracht, aber immer vergebens. Da hatte Luther seine Stimme erhoben, nicht von den Zinnen einer Felsenburg an den Ufern des deutschen Rheins, sondern von der Burg des Wortes Gottes, die auch den deutschen Rittern gar wenig bekannt war. Es währte deshalb auch geraume Zeit, bis sie dahinter kamen, daß Luthers Auftreten mehr bedeute als ein Mönchsgezänk, wofür man es auch in Rom anfänglich gehalten hatte. Aber die Schriften des Wittenberger Doctors thaten ihr Werk nicht nur in den Häusern der Bürger und Bauern, sondern auch auf den trotzigen Burgen der Ritterschaft,

und als nach der Leipziger Disputation es wieder für Luther den Anschein gewann, als sollte seines Bleibens in Wittenberg nicht länger sein, da bot das edle Haupt der deutschen Ritterschaft ihm eine Zufluchtsstätte an auf seiner festen Burg, von wo aus er sollte seiner Feinde getrost spotten können. Und der war nicht der einzige, der es sich zur Ehre gerechnet haben würde, Luther unter seinen Schutz zu nehmen.

Für ein Entweichen aus Wittenberg war jedoch für Luther damals noch keine Nothwendigung vorhanden. Obschon man sowohl durch Schmeichelei als durch Drohungen von Rom aus versucht hatte, eine Entfremdung des Kurfürsten von seinem Doctor Martinus herbeizuführen, so scheiterten alle solche Versuche an dem herzlichen Wohlwollen, das der Kurfürst in der Stille für Luthern hegte, und an der Gewissenhaftigkeit, womit sich der weise Friedrich hütete, etwas gegen die Wahrheit zu unternehmen. Dazu konnte es dem Fürsten nicht verborgen sein, und wenn es ihm ja sonst verborgen geblieben wäre, so sagten es ihm Männer wie Spalatin, daß Luthers Lehre in den Herzen des Volkes schon tiefe Wurzel geschlagen hatte. So schrieb er an Valentin Teutleben, der ihn von Rom aus wieder darauf aufmerksam gemacht hatte, daß Luthers Händel ihm Verlegenheit bereiten könnten, Luthers Lehre sei in vieler Herzen in Deutschland tief eingewurzelt, und man solle sich ja hüten, anstatt mit guten Gründen, mit Gewalt gegen ihn einzuschreiten, sonst werde es ohne böse Unruhen und Empörung in Deutschland nicht abgehen. Zwar wollte der Kurfürst keine eigene Verantwortlichkeit für Luthers Lehre übernehmen; immer wieder erklärte er, er unterstehe sich nicht, über solche Dinge zu urteilen. Aber er wollte, daß Luthern Gelegenheit geboten werde, seine Lehre zu vertreten, und daß ohne persönliche Gefahr für diesen seine Sache competenten Richtern vorgelegt werde. So war er, als er bei Gelegenheit der Kaiserwahl in Frankfurt mit dem Erzbischof von Trier, den Miltitz als Luthers Richter ersehen hatte, zusammengetroffen war, mit diesem übereingekommen, er wolle Luther auf den nächsten Reichstag mitbringen, um ihn dort vernehmen zu lassen. Als

dann Miltitz doch seine Pläne noch nicht fallen ließ, sondern aufs neue sich an den Kurfürsten machte, ließ dieser sich zwar durch die geweihte Rose, die nun wirklich überreicht werden sollte, nicht bestechen, sondern nahm im Gegentheil jenes Geschenk sehr kühl auf und ließ es gar nicht zu einer feierlichen Überreichung kommen, sondern gestattete nur, daß die Rose seinen Räthen eingehändigt wurde; doch gab er, als Miltitz nochmals um eine Zusammenkunft mit Luther nachsuchte, seine Einwilligung und empfahl dem Doctor, bei der Unterredung, die dann in Liebwerda zu Stande kam, aufs neue seine Bereitwilligkeit, sich dem Erzbischof von Trier zu stellen, auszusprechen. Dies that Luther. Als aber nachher Miltitz behauptete, Luther habe ihm versprochen, mit ihm nach Trier zu reisen, und Anstrengungen machte, auch den Befehl zu dieser Reise beim Kurfürsten zu erwirken, ließ dieser die Erklärung abgeben, daraus werde nichts; ohne die nöthige Sicherheit für seine Person dürfe Luther nicht aus Sachsen weggezogen werden; Miltitz hätte lieber den erneuten Angriffen Ecks und anderer, durch welche Luther gezwungen worden sei, den Kampf fortzusetzen, wehren sollen. So hatte es denn, obschon Luther bereit gewesen wäre, auf seines Landesherrn Befehl sich auch den Gefahren einer Reise nach Trier auszusetzen, sein Bewenden bei dem, was der Erzbischof und der Kurfürst zu Frankfurt verabredet hatten.

Allerdings ließ es der Fürst auch an Mahnungen zur Mäßigung, die er Luthern durch Spalatin angedeihen ließ, nicht fehlen, und Luther trug solchen Ermahnungen auch, so viel er konnte, Rechnung. So war es auf Betreiben des Kurfürsten geschehen, daß Luther jene Briefe an den Erzbischof von Mainz und Magdeburg und an den Bischof von Merseburg richtete. Doch war Luther wiederum freimüthig genug, dem Kurfürsten die Grenzen anzugeben, über die er mit seiner Mäßigung nicht hinausgehen dürfe. So antwortete er, als ihm der Kurfürst jene Mahnbriefe aus Rom zustellte, er, der so schon genug mit Sünden beladen sei, dürfe sich nicht noch durch unzeitiges Stillschweigen einer Verletzung seiner Amts-

pflicht und einer Verleugnung der Wahrheit zur Schädigung vieler tausend Seelen schuldig machen; er suche weder Geld noch Ehre, und wenn man ihn nicht reden lassen wolle, so möge man ihm sein Amt nehmen und ihn in einem einsamen Winkel leben und sterben lassen; solle er aber in seinem Amte bleiben, so wolle er auch in der Ausübung desselben frei sein. Dabei zollte er dem Verhalten seines Kurfürsten, obschon derselbe ja entschiedener für die Wahrheit hätte eintreten können, die vollste Anerkennung und stattete ihm dafür auch privatim und öffentlich seinen Dank ab. So schrieb er in dem an den Fürsten gerichteten Widmungsschreiben zu seinen Ausarbeitungen über die Psalmen im Jahre 1519 u. A. folgendes: „Wie große Sorgen und Umstände und Unkosten und Gefahren sind doch Eurer Hoheit aus dem Ungetüm erwachsen, das mir aus Anlaß des Ablaßhandels geboren ist! Euer ganzes Land weiß, daß der Fürst viel mehr um mich besorgt gewesen ist als ich selbst. Ich habe in meiner Verwegenheit den Würfel geworfen, immer bereit, es aufs Äußerste ankommen zu lassen, und des Schlimmsten gewärtig. So, hoffte ich, würde es dahin kommen, daß ich der Aufgabe, andere zu lehren, überhoben, einen Winkel finden und von der mir verhaßten Öffentlichkeit abtreten würde. Da trat Eure Hoheit für mich ein, und während ich bereit war zu leiden, was jene mir zuzufügen begierig waren, gab ihnen Eure Hoheit nicht zu, was sie begehrten." So hatte er sich schon früher in seinem Schreiben an den Papst vom Trinitatisfest 1518 auf den Kurfürsten berufen mit den Worten: „Wenn ich ein solcher Mensch wäre, wie mich jene erscheinen zu lassen bestrebt sind, .. so hätte es nicht geschehen können, daß der hocherlauchte Fürst Friedrich, Herzog von Sachsen und Kurfürst des Reichs 2c., eine solche Pest in seiner Universität geduldet hätte, da doch gerade er der eifrigste Liebhaber der katholischen und apostolischen Wahrheit ist."

Obschon also Luther zunächst keinen genügenden Grund hatte, den an ihn ergangenen Einladungen Folge zu leisten, und gewiß wohl daran that, daß er in Wittenberg standhaft auf seinem Posten verharrte, so waren doch die in jener Zeit

an ihn gerichteten Kundgebungen der Theilnahme von seiten solcher Männer für ihn von nicht geringem Werth. Der Mann, welchen wir oben das Haupt der deutschen Ritterschaft genannt haben, war Franz von Sickingen, ein ritterlicher Held, der im Jahre 1481 auf der Ebernburg das Licht der Welt erblickt hatte. In mancherlei Fehden der verwegensten Art an der Spitze seiner zahlreichen ritterlichen Waffenbrüder und der Landsknechte, die seine Werbetrommeln zu Tausenden unter seine Fahnen führten, hatte er sich den Ruf glänzender Tapferkeit und den Respect selbst der Größten des Reichs erworben, und im Rath der deutschen Großen fiel seine Stimme schwer ins Gewicht. Doch auch für die edlen Studien hatte er einen offenen Sinn, und den wüthendsten Feinden Luthers, den Dominicanermönchen, hatte er noch jüngst gezeigt, was er vermöge, indem er die Kölner Dominicaner zwang, den von ihnen gegen Reuchlin, den Großonkel Melanchthons, angestrengten Ketzerprozeß auf ihre Kosten niederzuschlagen und dem von ihnen verfolgten Gelehrten die Prozeßkosten im Betrag von hundert und elf Goldgulden zu erstatten.

An diesen Mann schloß sich in jener Zeit ein anderer deutscher Ritter, Ulrich von Hutten. Als Sproß eines alten adeligen Geschlechts in Franken war derselbe im Jahre 1488 auf der Burg Steckelberg am Main zur Welt gekommen. In seinem elften Jahre hatte man ihn in das Kloster Fulda gesteckt. Mit Hilfe eines Freundes war er aber im Jahre 1504 heimlich aus den verhaßten Klostermauern entwichen, hatte in Köln, später in Frankfurt a. O., wo er auch Magister wurde, studiert, hatte dann nach mancherlei Kreuz- und Querzügen zu Rostock als Lehrer der alten Sprachen gewirkt, war im Jahre 1510 nach Wittenberg gekommen, war dann, nachdem er von hier weiter gezogen, in Pavia aufgetaucht, war nach der Eroberung dieser Stadt ausgeplündert worden, obschon er wenig Habe besessen hatte, war dann nach kurzem Aufenthalt in Bologna aus bitterer Noth kaiserlicher Soldat geworden, hatte sich später nach kurzem Aufenthalt in seinem Vaterlande nach Rom begeben, um dort die Rechte zu studieren, war im Jahre 1517 nach

Deutschland zurückgekehrt und zu Augsburg vom Kaiser selbst in Gegenwart des Hofes mit dem von des Kaisers schöner Toch=

Vlrich von Hutten.



Ulrich von Hutten, nach einem alten Holzschnitt.

ter gewundenen Lorbeerkranz zum kaiserlichen Dichter gekrönt worden, und war schließlich im folgenden Jahre in den Hof=dienst des üppigen Erzbischofs Albrecht von Mainz getreten,

mit dem er auch auf den Reichstag zu Augsburg gezogen war, wo Luther sein Verhör vor Cajetan zu bestehen hatte. Wer aber aus dieser Stellung des „Lorbeergeschmückten“ schließen wollte, derselbe müsse wohl ein gehorsamer und treu ergebener Diener des römischen Hofs gewesen sein, der würde sehr irren. Schon ehe Hutten am Mainzer Hof Aufnahme fand, hatte er sich in einer Weise hervorgethan, die der päpstlichen Klerisei keineswegs zur Ehre gereichte. Neben beißenden Spottschriften hatte er auch eine Schrift des vor einem halben Jahrhundert verstorbenen Gelehrten Laurentius Valla über die erdichtete „Schenkung Constantins“ aufs neue herausgegeben, eine Schrift, aus welcher auch Luther, da sie ihm im Februar 1520 ein Freund zugeschickt hatte, zuerst ersah, daß es erlogen war, was man seit siebenhundert Jahren im Papsttum für wichtige Wahrheit ausgab, daß einst Kaiser Constantin der Große die Stadt Rom, die alte Hauptstadt des Abendlandes, an den Papst Silvester abgetreten habe. „Guter Gott!“ schrieb Luther, als er diese Schrift gelesen hatte, an Spalatin, „welche Finsternisse und Nichtswürdigkeiten der Römlinge! Und sie haben, so daß man sich dabei über Gottes Gericht wundern muß, schon lange Jahrhunderte nicht bloß gewährt, sondern auch geherrscht... Ich bin so in Ängsten, daß ich fast nicht mehr zweifele, der Papst sei recht eigentlich der Antichrist, den die Welt erwartet, so sehr paßt hiezu all sein Leben, Thun, Reden und Beschließen.“ Dieser Schrift ließ dann Hutten noch eine Anzahl selbst verfaßter Flugschriften voll beißenden Spotts folgen und stellte sein Schreiben auch dann nicht ein, als er am Mainzer Hof lebte. Bald aber kamen an den Erzbischof Klagen aus Rom, und dieser mußte dem unbändigen Ritter Unruh den Abschied geben. Da fand Hutten Schutz und Bergung bei Franz von Sickingen, und als nun auch für Luther der Himmel im Süden sich immer schwärzer umzog und das Zucken eines Bannstrahls zu erwarten stand, wurde Hutten von Sickingen beauftragt, auch Luthern eine Einladung zugehen zu lassen. Hutten wendete sich zunächst nicht direct an Luther, sondern schrieb an Melanchthon, der Held Sickingen lasse Luther einladen, sich zu ihm zu begeben,

falls er in Wittenberg nicht mehr sicher sei. Dann kam auch ein Brief Huttens an Luther selbst, in welchem der Ritter dem Doctor seine Freude darüber aussprach, daß sie beide Gott auf ihrer Seite hätten, ihn ermahnte, sorgfältig die Augen offen zu halten, damit nicht die gute Sache in ihm ihren tüchtigsten Vorkämpfer verliere, und ihm die Versicherung gab, wenn die Gegner mit Gewalt kämen, so würde man ihnen mit Übermacht zu begegnen imstande und bereit sein.

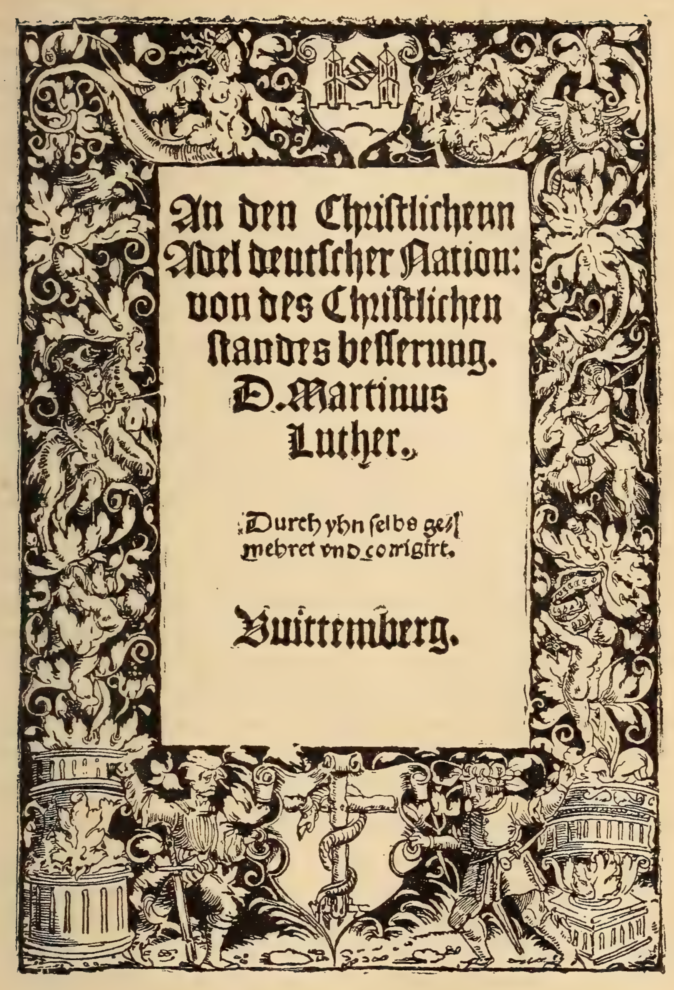
Ähnliche Anerbietungen und Erklärungen erhielt Luther um dieselbe Zeit auch von dem fränkischen Ritter Silvester von Schauenburg, der seinen Sohn nach Wittenberg auf die Universität schickte. Derselbe Ritter sandte ihm nämlich Botschaft, wenn etwa seine Obrigkeit die Hand von ihm abziehen würde, so möge er bei ihm Zuflucht nehmen, schrieb ihm auch, er getraue sich mit Gottes Hilfe hundert Adelige aufzubringen, die ihn gegen seine Widerwärtigen schützen würden, bis seine Sache durch unverdächtige Richter oder ein christliches Concil entschieden wäre.

Und Luther? Was wirkten diese Kundgebungen aus den trotzigen Felsennestern solch hoher stahlgewappneter Häupter des ritterkichen deutschen Adels bei dem deutschen Bauern- und Bergmannssohn in Wittenberg? Verließ er etwa Zelle und Katheder und Kanzel, um auf der Ebernburg Quartier zu nehmen? Nein. Oder wies er die ritterlichen Anerbietungen mit Geringschätzung von sich? Auch nicht. Er wußte im Gegentheil die Gesinnung, welche sich in denselben aussprach, wohl zu schätzen, und wir merken sehr deutlich, wie er den Eindruck, den solche Kundgebungen bei seinen Widersachern machen mußten, würdigen konnte. Er sandte nämlich jene Briefe sofort an Spalatin mit dem Bedeuten, man solle doch den Herren, die von Rom aus den Kurfürsten zum Einschreiten gegen ihn gemahnt hätten, zu bedenken geben, daß sie, wenn sie es ja durchsetzen sollten, daß er Wittenberg verlassen müsse, ihre Sache damit nicht bessern, sondern nur verschlimmern würden; denn es seien mitten in Deutschland Männer, die bereit wären, ihn unter ihren mächtigen Schutz zu nehmen, und er würde dann nur noch

grimmiger gegen Rom losziehen als jetzt, wo er auf den Kurfürsten und die Universität Rücksichten zu nehmen habe. Trotzig schreibt er: „Die Widersacher sollen wissen, daß sie, was ich ihnen noch nicht angethan habe, weder meiner Schonung, noch ihrer Tyrannei oder ihren Verdiensten zuzuschreiben haben, sondern dem Namen und Ansehen des Fürsten und der gemeinsamen Sache der Wittenberger Universität. Was mich betrifft, so ist der Würfel geworfen; ich verachte Roms Wuth und Gunst; ich will mich mit ihnen nicht versöhnen noch je mit ihnen Gemeinschaft haben. Mögen sie meine Schriften verdammen und verbrennen; ich wiederum will, ich müßte denn kein Feuer haben, verdammen und öffentlich verbrennen das ganze päpstliche Recht, diesen Schlangenpfuhl der Ketzerei, und mit der Demuth, die ich bisher vergeblich erzeigt habe, soll es ein Ende nehmen; die Feinde des Evangeliums sollen durch sie nicht weiter aufgeblasen werden."

Dabei war es aber nicht die deutsche Ritterschaft, die ihn getrost und muthig machte. Er schrieb vielmehr an Spalatin: „Wie ich dieses nicht verachte, so will ich mich doch auf niemands als auf Christi Schutz verlassen, der vielleicht solchen Geist auch diesem Schauenburg eingegeben hat." Nicht wollte er sich unter des Adels Fittige begeben; nein, er selbst wollte den deutschen Adel, der in seinem dunkeln Drange nicht recht wußte, was er wollte, durch den gewaltigen Adlersflügelschlag seines Geistes, oder vielmehr des Geistes Gottes, der ihn selbst emporhob, mit emporheben ins klare Himmelsblau, um ihn dann vereint niederrauschen zu sehen auf die Verwüster des Gartens der deutschen Kirche und Nation. So tauchte er denn die rasche Feder ein und richtete an den andern Theil des deutschen Laienstandes die kühne Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung".

„Die Zeit des Schweigens ist vergangen," hieß es in der vom 23. Juni datirten Zuschrift an seinen Freund und Collegen Nikolaus v. Amsdorf, „und die Zeit zu reden ist kommen, als Ecclesiastes sagt. Ich hab unserm Fürnehmen nach zusammengetragen etliche Stücke christliches Standes Besserung



Titelblatt des Urdrucks der zweiten Hauptausgabe dieser Schrift, in etwas verkleinertem Maßstab.

belangend, dem christlichen Adel deutscher Nation fürzulegen, ob Gott wollte durch den Laienstand seiner Kirche helfen, sintemal der geistliche Stand, dem es billiger gebühret, ist ganz unachtsam worden. Sende das alles Euer Würden, dasselbe zu richten und, wo es noth ist, zu bessern. Ich bedenke wohl, daß mirs nicht wird unverweist bleiben, als vermäße ich mich zu hoch, daß ich verachteter, begebener Mensch solche hohe und große Stände thar anreden in so trefflichen großen Sachen, als wäre sonst niemand in der Welt denn Doctor Luther, der sich des christlichen Standes annähme und so hochverständigen Leuten Rath gäbe.

„Ich lasse meine Entschuldigung anstehen; verweise mirs, wer da will. Ich bin vielleicht meinem Gott und der Welt noch eine Thorheit schuldig; die hab ich mir jetzt fürgenommen, so mirs gelingen mag, redlich zu bezahlen und auch einmal Hofnarr zu werden. Gelingt mirs nicht, so hab ich doch einen Vortheil: darf mir niemand eine Kappe kaufen noch den Kamm bescheeren...

„Auch dieweil ich nicht allein ein Narr, sondern auch ein geschworener Doctor der heiligen Schrift, bin ich froh, daß sich mir die Gelegenheit giebt, meinem Eid eben in derselben Narrenweise genug zu thun. Ich bitte, wollet mich entschuldigen bei den mäßig Verständigen; denn der überhoch Verständigen Gunst und Gnade weiß ich nicht zu verdienen, welche ich so oft mit so großer Mühe ersucht, nun fort auch nicht mehr haben noch achten will. Gott helfe uns, daß wir nicht unsere, sondern allein seine Ehre suchen. Amen."

An die „allerdurchleuchtigste, großmächtigste kaiserliche Majestät und christlichen Adel deutscher Nation" wendet sich Luther mit seiner Schrift und erklärt zunächst, wie ihn nicht Vorwitz, sondern die große Noth der elenden Nation gezwungen habe zu schreien, und er wolle mit Gottes Hilfe die List und Tücke derer, die an dem Elend schuld seien, durchleuchten. „Gott hat uns," fügt er hinzu, „ein junges edles Blut zum Haupt gegeben, damit viel Herzen zu großer guter Hoffnung er-

weckt; daneben will sichs ziemen, das Unsere dazu thun und der Zeit der Gnade nützlich brauchen."

Solch nützlichen Gebrauch der Zeit der Gnade sieht Luther aber nicht darin, daß man darauf denke, wie man Gewalt mit Gewalt begegnen möchte. Vielmehr schreibt er gleich nach den oben angeführten Worten weiter: „Das Erste, das in dieser Sache vornehmlich zu thun, ist, daß wir uns je vorsehen mit großem Ernst und nicht etwas anheben mit Vertrauen großer Macht oder Vernunft, ob gleich aller Welt Gewalt unser wäre. Denn Gott mag und wills nicht leiden, daß ein gut Werk werde angefangen im Vertrauen eigener Macht und Vernunft... Man muß hier mit einem Verzag leiblicher Gewalt in demüthigem Vertrauen Gottes die Sach angreifen und mit ernstlichem Gebet Hilfe bei Gott suchen und nichts Anderes in die Augen bilden, denn der elenden Christenheit Jammer und Noth, unangesehen was böse Leute verdient haben. Wo das nicht, so soll sichs Spiel wohl lassen anfangen mit großem Schein; aber wenn man hinein kömmt, sollen die bösen Geister eine solche Irrung zurichten, daß die ganz Welt müßte in Blut schweben, und dennoch damit nichts ausgerichtet. Darum laßt uns hier mit Furcht Gottes und weislich handeln. Je größer die Gewalt, je größer Unglück, wo nicht in Gottesfurcht und Demuth gehandelt wird. Haben die Päpste und Römer bisher mögen durch Teufelshilfe die Könige in einander wirren, sie mögens auch noch wohl thun, so wir ohne Gottes Hilfe mit unserer Macht und Kunst fahren."

Hierauf kommt er zur Sache, von der er handeln will, und beginnt, die Tücke und Bosheit der Römlinge zu „durchleuchten". Er schreibt:

„Die Romanisten haben drei Mauern mit großer Behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher beschützt, daß sie niemand hat mögen reformiren, dadurch die ganze Christenheit greulich gefallen ist.

„Zum ersten, wenn man hat auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt, weltliche Macht

habe nicht Recht über sie, sondern wiederum, geistlich sei über weltlich.

„Zum andern, da man sie mit der h. Schrift wollte strafen, setzen sie dagegen, es gebühre die Schrift niemand auszulegen denn dem Papst.

„Zum dritten, dräuet man ihnen mit einem Concilio, so erdichten sie, es möge niemand ein Concil berufen denn der Papst. . . .

„Nun helfe uns Gott und gebe uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jericho wurden umgeworfen, daß wir diese strohernen und papierenen Mauern auch umblasen."

Hören wir nun auszugsweise, was Luther weiter in dieser Schrift der kaiserlichen Majestät und dem christlichen Adel deutscher Nation zu sagen und zu rathen hat. Er schreibt:

„Man hats erfunden, daß Papst, Bischöfe, Priester, Klostervolk wird der geistliche Stand genannt, Fürsten, Herren, Handwerker und Ackerleute der weltliche Stand, welches gar ein fein Comment und Gleißen ist; doch soll niemand darob schüchter werden, und das aus dem Grund: denn alle Christen sind wahrhaftig geistlichen Standes, und ist unter ihnen kein Unterschied, denn des Amtes halber allein. . Denn die Taufe, Evangelium und Glauben, die machen allein geistlich und Christenvolk. . Wenn ein Häuflein frommer Christen, Laien, würden gefangen und in eine Wüstenei gesetzt, die nicht hätten bei sich einen geweihten Priester von einem Bischof, und würden allda der Sachen eins, erwähleten einen unter ihnen, er wäre ehelich oder nicht, und beföhlen ihm das Amt zu taufen, Messe halten, absolviren und predigen, der wäre wahrhaftig ein Priester, als ob ihn alle Bischöfe und Päpste hätten geweiht. Daher kömmts, daß in der Noth ein Jeglicher taufen und absolviren kann, das nicht möglich wäre, wenn wir nicht alle Priester wären. . Obwohl nicht einem Jeglichen ziemet, solch Amt zu üben. Denn weil wir gleich alle Priester sind, muß sich niemand selbst hervor thun noch sich unterwinden, ohne unser Bewilligen und Erwählen das zu thun, des wir alle gleiche Gewalt haben. Denn was gemein ist, mag niemand ohne der

Gemeinde Willen und Befehle an sich nehmen.. Und wo es geschähe, daß jemand erwählet zu solchem Amt durch seinen Mißbrauch würde abgesetzt, so wäre er gleich wie vorhin. Darum soll ein Priesterstand nicht anders sein in der Christenheit, denn als ein Amtmann; weil er im Amt ist, gehet er vor; wo er aber abgesetzt, ist er ein Bauer oder Bürger wie die Andern..

„So folget aus diesem, daß Laie, Priester, Fürsten, Bischöfe und, wie sie sagen, geistlich und weltlich keinen andern Unterschied im Grund wahrlich haben, denn des Amts oder Werks halben, und nicht des Stands halben; denn sie sind alle geistlichs Stands.. Gleichwie nun die, die man jetzt geistlich nennt, oder Priester, Bischöfe oder Päpste, sind von den andern Christen nicht weiter noch würdiger geschieden, denn daß sie das Wort Gottes und die Sacramente sollen handeln; das ist ihr Werk und Amt: also hat die weltliche Oberkeit das Schwert und die Ruthen in der Hand, die Bösen damit zu strafen und die Frommen zu schützen.. Darum soll weltlich christlich Gewalt ihr Amt üben frei unverhindert, unangesehen, obs Papst, Bischof, Priester sei, den sie trifft; wer schuldig ist, der leide; was geistlich Recht dawider gesagt hat, ist lauter erdichtet römisch Vermessenheit..

„Also meine ich, diese erste Papiermauer liege darnieder.. Sollten wir uns Menschen willen göttlich Gebot und Wahrheit lassen niederlegen, der wir in der Tauf geschworen haben beizustehen mit Leib und Leben, fürwahr, wir wären schuldig aller Seelen, die dadurch verlassen und verführet würden. Darum muß das der Hauptteufel selber gesagt haben, das im geistlichen Recht stehet, wenn der Papst so schädlich böse wäre, daß er gleich die Seelen mit großen Haufen zum Teufel führte, könnt man ihn dennoch nicht absetzen. Auf diesen verfluchten, teuflischen Grund bauen sie zu Rom und meinen, man sollte eher alle Welt zum Teufel lassen fahren, denn ihrer Büberei widerstreben..

„Die andere Mauer ist noch loser und untüchtiger, daß sie allein wollen Meister der Schrift sein, ob sie schon ihr Lebelang

nichts darinnen lernen, vermessen sich allein der Oberkeit, gaukeln vor uns mit unverschämten Worten, der Papst möge nicht irren im Glauben, er sei böse oder fromm. . Und wo das wäre, wozu wäre die heilige Schrift noth oder nütze. Lasset sie uns verbrennen und begnügen an den ungelehrten Herren zu Rom. Darum ists eine frevelig erdichtete Fabel und mögen noch keinen Buchstaben aufbringen, damit sie bewähren, daß des Papstes allein sei, die Schrift auszulegen oder ihre Auslegung zu bestätigen. Sie haben ihre Gewalt selbst genommen. . Über das, so sind wir alle Priester, wie droben gesagt ist, alle einen Glauben, ein Evangelium, einerlei Sacrament haben: wie sollten wir denn auch nicht haben Macht zu schmecken und urteilen, was da recht oder unrecht im Glauben wäre. . Darum gebührt einem jeglichen Christen, daß er sich des Glaubens annehme, zu verstehen und verfechten und allen Irrtum zu verdammen.

„Die dritte Mauer fället von ihr selbst, wo diese ersten zwo fallen. Denn wo der Papst wider die Schrift handelt, sind wir schuldig, der Schrift beizustehen, ihn strafen und zwingen nach dem Wort Christi Matth. 18. Darum wo es die Noth fordert und der Papst ärgerlich der Christenheit ist, soll dazu thun, wer am ersten kann, als ein treu Glied des ganzen Körpers, daß ein recht frei Concilium werde. . Daß sie aber ihre Gewalt rühmen, der sichs nicht zieme, wider zu fechten, ist gar nichts geredt. Es hat niemand in der Christenheit Gewalt, Schaden zu thun oder Schaden zu wehren verbieten. Es ist keine Gewalt in der Kirche, denn nur zur Besserung. Darum laßt uns das festhalten: christliche Gewalt mag nichts wider Christum, wie St. Paulus sagt: Wir vermögen nicht wider Christum, sondern für Christum zu thun. Thut sie aber etwas wider Christum, so ist sie des Antichrists und Teufels Gewalt, und sollt sie Wunder und Plagen regnen und schlossen. .

„Hiemit, hoffe ich, soll das falsche, lügenhaftige Schrecken, damit uns nun lange Zeit die Römer haben schüchtern und blöd Gewissen gemacht, darnieder liegen, und daß sie mit uns allen gleich dem Schwert unterworfen sind, die Schrift nicht Macht haben auszulegen durch lauter Gewalt und Kunst, und

keine Gewalt haben, ein Concilium zu wehren oder nach ihrem Muthwillen pfänden, verpflichten und seine Freiheit nehmen. Und wo sie das thun, daß sie wahrhaftig des Antichrists und des Teufels Gemeinschaft sind, nichts von Christo denn den Namen haben.

„Nun wollen wir sehen die Stücke, die man billig in den Concilien sollte handeln, und damit Päpste, Cardinäle, Bischöfe und alle Gelehrten sollten billig Tag und Nacht umgehen, so sie Christum und seine Kirche lieb hätten. So sie aber das nicht thun, daß der Haufe und das weltliche Schwert dazu thue, unangesehen ihr Bannen oder Donnern. .

„Zum ersten ists greulich und erschrecklich anzusehen, daß der Oberste in der Christenheit, der sich Christi Vicarium und St. Peters Nachfolger rühmet, so weltlich und prächtig fähret, daß ihn darinnen kein König und Kaiser mag erlangen und gleich werden, und in dem der Allerheiligste und Geistlichste sich läßt nennen, weltlichers Wesens ist, als die Welt selber ist. Er trägt eine dreifältige Krone, wo die höchsten Könige nur eine Krone tragen. Gleicht sich das mit dem armen Christo und St. Petro, so ists ein neu Gleichen. .

„Sie sprechen, er sei ein Herr der Welt. Das ist erlogen; denn Christus, des Statthalter und Amtmann er sich rühmet, sprach vor Pilato: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. .

„Zum andern, wozu ist das Volk nütz in der Christenheit, das da heißet die Cardinäle? Das will ich dir sagen. Welsch- und Deutschland haben viel reiche Klöster, Stift, Lehen und Pfarren; die hat man nicht gewußt baß gen Rom zu bringen, denn daß man Cardinäle machte und denselben die Bistum, Klöster und Prälaturen zu eigen gäbe und Gottes Dienst also zu Boden stieße. Darum siehet man jetzt, daß Welschland fast wüst ist. . Kein Türk hätte Welschland so mögen verderben und Gottesdienst niederlegen. Nun Welschland ausgesogen ist, kommen sie ins deutsche Land, heben fein säuberlich an; aber sehen wir zu, Deutschland soll bald dem welschen gleich werden. Wir haben schon etliche Cardinäle. Was darinnen die Römer suchen, sollen die trunkenen Deutschen nicht verstehen, bis sie

kein Bistum, Kloster, Pfarre, Lehen, Heller oder Pfennig mehr haben. Der Antichrist muß die Schätze der Erde heben, wie es verkündet ist.. Wie kommen wir Deutschen dazu, daß wir solche Räuberei und Schinderei unserer Güter von dem Papst leiden müssen? ..

„Zum dritten, wenn man des Papstes Hof ließe das hundertste Theil bleiben und thäte ab neunundneunzig Theil, er wäre dennoch groß genug.. Ich achte, daß Deutschland jetzt weit mehr gen Rom giebt dem Papst, denn vorzeiten dem Kaiser; ja es meinen etliche, daß jährlich mehr denn dreimal hunderttausend Gulden aus Deutschland gen Rom kommen, lauterlich vergebens umsonst, dafür wir nichts denn Spott und Schmach erlangen, und wir verwundern uns noch, daß Fürsten, Adel, Städte, Stift, Land und Leute arm werden. Wir sollten uns verwundern, daß wir noch zu essen haben..

„Es haben vorzeiten deutsche Kaiser und Fürsten verwilligt dem Papst, die Annaten auf alle Lehen deutscher Nation einzunehmen, das ist die Hälfte der Zins des ersten Jahres auf einen jeglichen Lehen. Die Verwilligung aber ist also geschehen, daß der Papst durch solch groß Geld sollt sammeln einen Schatz zu streiten wider die Türken und Ungläubigen, die Christenheit zu schützen, auf daß dem Adel nicht zu schwer würde allein zu streiten, sondern die Priesterschaft auch etwas dazu thäte.. Wenn man nun wider die Türken zu streiten vorgiebt, so senden sie heraus Botschaft, Geld zu sammeln, vielmal auch Ablaß heraus geschickt eben mit derselben Farbe, wider die Türken zu streiten, meinen, die tollen Deutschen sollen unendlich todt Stocknarren bleiben, nur immer Geld geben, um dem unaussprechlichen Geiz genug zu thun, ob wir gleich öffentlich sehen, daß weder Annaten noch Ablaßgeld noch alles Andere ein Heller wider den Türken, sondern allzumal in den Sack, dem der Boden aus ist, kommt, lügen und trügen, setzen und machen mit uns Bund, den sie nicht ein Haar breit zu halten gedenken. Das muß darnach der heilige Name Christi und St. Petri alles gethan haben. Hie sollte nun deutsche Nation, Bischöfe und Fürsten sich auch für Christenleute halten und das Volk, das ihnen befohlen ist

in leiblichen und geistlichen Gütern zu regieren und schützen, vor solchen reißenden Wölfen beschirmen."

Nachdem er dann noch an einzelnen Stücken gezeigt, wie auf mancherlei Weise der Papst die Völker ausraube, fährt er fort:

„Wiewohl ich nun zu gering bin, Stücke vorzulegen zu solches greulichen Wesens Besserung dienlich, will ich doch das Narrenspiel hinaussingen und sagen, so viel mein Verstand vermag, was wohl geschehen möchte und sollte von weltlicher Ge-Gewalt oder gemeinem Concilium". Und nun nimmt er in sechsundzwanzig Stücken die geistlichen Mißstände vor und empfiehlt, wie sie sollten abgestellt werden. Wie er dabei zu Werke ging, mögen einige Beispiele zeigen. Er schreibt:

„Darnach kommen wir auf den großen Haufen, die da viel geloben und doch wenig halten. Zürnet nicht, lieben Herren, ich meine es wahrlich gut. Es ist bitter und süße Wahrheit, und ist, daß man ja nicht mehr Bettelklöster bauen lasse. Hilf Gott! ihr ist schon viel zu viel, ja wollt Gott, sie wären alle abe oder je auf zween oder drei Orten gehauft. Es hat nichts Guts gethan, es thut auch nimmermehr gut. Darum ist mein Rath, man schlage zehn, oder wie viel ihr noth ist, auf einen Haufen und mache eins draus, das genugsam versorget nicht betteln dürfe.. Und daß man sie überhebe Predigens und Beichtens, es wäre denn, daß sie von Bischöfen, Pfarre, Gemeine oder Oberkeit dazu berufen und begehret würden.. Dabei sollten auch aufgehoben werden so mancherlei Secten und Unterschied einerlei Ordens..

„Es wäre meines Bedenkens eine nöthige Ordnung, besonders zu unsern fährlichen Zeiten, daß Stift und Klöster wiederum würden auf die Weise verordnet., daß sie alle frei wären einem Jedermann drinnen zu bleiben, so lange es ihm gelüstete..

„Zum vierzehnten, wir sehen auch, wie die Priesterschaft gefallen und mancher arme Pfaff, mit Weib und Kind überladen, sein Gewissen beschweret, da doch niemand zu thut, ihm zu helfen. Ob ihnen fast wohl zu helfen wäre, läßt Papst und Bischöfe hin gehen, was da gehet, verderben, was verdirbt. So

will ich erretten mein Gewissen und das Maul frei aufthun, es verdrieße Papst, Bischöfe, oder wen es will, und sage also: .. Daß nach Christus und der Apostel Einsetzen eine jegliche Stadt einen Pfarrherr oder Bischof soll haben, wie Paulus klärlich schreibet Tit. 1., und derselbe Pfarrherr nicht gedrungen, ohne ein ehelich Weib zu leben, sondern möge eins haben.. Sprichst du aber, es sei ärgerlich und muß zuvor der Papst drinnen dispensiren, sage ich, was Ärgernis drinnen ist, das sei des römischen Stuhls Schuld, der solch Gesetz ohn Recht und wider Gott gesetzt hat; für Gott und der heiligen Schrift ist kein Ärgernis..

„Zum sechzehnten, daß die Jahrtag, Begängnis, Seelmessen gar abgethan oder je gar geringer würden, darum, daß wir öffentlich sehen vor Augen, daß nicht mehr denn ein Spott daraus worden ist, damit Gott höchlich erzürnet wird, und nur auf Geld, Fressen und Saufen gerichtet sind..

„Zum siebzehnten, man müßt auch abthun etliche Pöne oder Strafen des geistlichen Rechts, sonderlich das Interdict.. Den Bann müßte man nicht eher brauchen, denn wo die Schrift weiset zu brauchen, das ist wider die, so nicht recht gläuben oder in öffentlichen Sünden leben, nicht ums zeitliche Gut..

„Dahin gehört auch, daß die Fasten würden freigelassen einem Jedermann, und allerlei Speise frei gemacht, wie das Evangelium giebet; denn sie selbst zu Rom der Fasten spotten, lassen uns haußen Öle fressen, da sie nicht ihre Schuhe mit ließen schmieren, verkaufen uns danach Freiheit, Butter und allerlei zu essen, so der heilige Apostel sagt, daß wir des alles zuvor Freiheit haben aus dem Evangelio..

„Hie gehöret her, daß man abthun sollt oder verachten oder je gemein machen aller Kirchen Freiheit, Bullen, und was der Papst verkauft zu Rom auf seinem Schindleich.. So rath ich das, so solch Narrenwerk nicht wird abgethan, daß ein jeglicher frommer Christenmensch seine Augen aufthue und lasse sich mit den römischen Bullen, Siegel und der Gleißnerei nicht irren, bleib daheim in seiner Kirchen, und laß ihm seine Taufe, Evangelium, Glaube, Christum und Gott, der an allen Örtern

gleich ist, das Beste sein und den Papst bleiben einen blinden Führer der Blinden. Es kann dir weder Engel noch Papst so viel geben, als dir Gott in deiner Pfarre giebt; ja er verführet von den göttlichen Gaben, die du umsonst hast, auf seine, die du kaufen mußt, und giebt dir Blei ums Gold, Fell ums Fleisch, Schnur um den Beutel, Wachs um den Honig, Wort um das Gut, Buchstaben um den Geist, wie du vor Augen siehest, und willsts dennoch nicht merken. Sollst du auf seinem Pergament und Wachs gen Himmel fahren, so wird dir der Wagen gar bald zerbrechen, und du in die Hölle fahren nicht in Gottes Namen. ."

„Zum dreiundzwanzigsten: die Brüderschaften, item Ablaßbriefe, Butterbriefe, Meßbriefe, Dispensation und was des Dings gleich ist, nur alles ersäuft und umbracht; da ist nichts Guts. . Zuvor sollt man verjagen aus deutschen Landen die päpstlichen Botschaften mit ihren Facultäten, die sie uns um groß Geld verkaufen, das doch lauter Büberei ist, als da sind, daß sie Geld nehmen und machen unrecht Gut gut, lösen auf die Eide, Gelübd und Bund. . Wenn kein anderer böser Tück wäre, der da bewähret, daß der Papst der rechte Antichrist sei, so wäre eben dieses Stück genugsam, das zu bewähren. . Ach Christe, mein Herr, siehe herab, laß herbrechen deinen jüngsten Tag und zerstöre des Teufels Nest zu Rom. Hie sitzt der Mensch, davon Paulus gesagt hat, der sich sollt über dich erheben und in deiner Kirche sitzen, sich stellen als ein Gott, der Mensch der Sünde und der Sohn der Verdammnis. .

„Zum fünfundzwanzigsten: die Universitäten bedürften auch wohl einer guten, starken Reformation; ich muß es sagen, es verdrieße, wen es will. . Darf mir niemand auflegen, ich rede zu viel oder verwerfe, das ich nicht wisse. Lieber Freund, ich weiß wohl, was ich rede. . . Das möchte ich wohl leiden, daß Aristotelis Bücher von der Logica, Rhetorica, Poetica behalten, oder sie in eine andere kurze Form bracht nützlich gelesen würden, junge Leute zu üben wohl reden und predigen. . Daneben hätte man nun die Sprachen Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, die mathematicas disciplinas, Historien, welches ich befehle ver-

ständigern und sich selbst wohl geben wird, so man mit Ernst nach einer Reformation trachtet; und fürwahr viel daran gelegen ist. Denn hie sollte christliche Jugend und unser edelst Volk, darinnen die Christenheit bleibet, gelehret und bereitet werden. . Die Ärzte lasse ich ihre Facultäten reformiren; die Juristen und Theologen nehme ich für mich. . Meine lieben Theologen haben sich aus der Mühe und Arbeit gesetzt, lassen die Bibel wohl ruhen und lesen Sententias. Ich meine, die Sententiae sollten der Anfang sein der jungen Theologen und die Biblia den Doctoribus bleiben. So ists umgekehrt. Die Biblia ist das Erste; die fähret mit dem Baccalauriat dahin, und Sententiae sind das Letzte; die bleiben mit dem Doctorat ewiglich. (S. oben S. 53.) Was sollt uns Glück widerfahren, wenn wir so verkehrt handeln und die Bibel, das heilige Gotteswort, so hintan setzen. . Die Bücher müßt man auch wenigern und erlesen die besten. Denn viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen auch nicht, sondern gut Ding und oft lesen, wie wenig sein ist, das macht gelehrt in der Schrift und fromm dazu. . Vor allen Dingen sollte in den hohen und niedern Schulen die vornehmste und gemeinste Lection sein die heilige Schrift und den jungen Knaben das Evangelium, und wollt Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Mädchenschule, darinnen des Tages die Mägdlein das Evangelium hörten, es wäre zu Deutsch oder Lateinisch. . Wir sollten auch, wo die hohen Schulen fleißig wären in der heiligen Schrift, nicht dahin schicken jedermann, wie jetzt geschieht, da man nur fraget nach der Menge, und ein Jeder will einen Doctor haben, sondern allein die Allergeschicktesten, in den kleinen Schulen zuvor wohl Erzogenen. . Wo aber die heilige Schrift nicht regieret, da rath ich führwahr niemand, daß er sein Kind hin thue. Es muß verderben alles, was nicht Gottes Wort ohne Unterlaß treibet. ."

Zum Schluß schreibt er:

„Ich acht auch wohl, daß ich hoch gesungen hab, viel Dings vorgegeben, das unmöglich wird angesehen, viel Stücke zu scharf angegriffen. Wie soll ich ihm aber thun? Ich bin es schuldig zu sagen; könnte ich, so wollte ich auch also thun. Es

ist mir lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott. Mir wird man ja nicht mehr denn das Leben können nehmen. Ich hab bisher vielmal Fried angeboten meinen Widersachern, aber wie ich sehe, Gott hat mich durch sie gezwungen, das Maul immer weiter aufzuthun und ihnen, weil sie unmüßig sind zu reden, Bellen, Schreien und Schreiben genug gegeben. Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen. Jucket sie das Ohr, ich wills ihnen auch singen und die Noten aufs höchste stimmen. Verstehest mich wohl, liebes Rom, was ich meine.

„Auch habe ich mein Schreiben vielmal auf Erkenntnis und Verhör erboten, das alles nicht geholfen; wiewohl auch ich weiß, so mein Sach recht ist, daß sie auf Erden muß verdammt und allein im Himmel von Christo gerechtfertiget werden.. Gott geb uns allen einen christlichen Verstand, und sonderlich dem christlichen Adel deutscher Nation einen rechten geistlichen Muth, der armen Kirche das Beste zu thun. Amen. Zu Wittenberg im Jahr 1520."

So gründlich ins Einzelne gehend und dabei alles in einen Rahmen fassend wie in dieser Schrift hatte Luther den heillosen Unfug, den das Papsttum über die deutsche Nation gebracht und worunter diese zu leiden hatte, noch nicht zur Darstellung gebracht, und vor den hohen Noten, die er hier griff, gellten wieder einmal selbst seinen Freunden die Ohren, so daß Spalatin und Lange von Erfurt aus ihn brieflich baten, die Schrift nicht ausgehen zu lassen. Doch es war zu spät; schon waren 4000 Exemplare hinausgegangen, und es mußte nach wenigen Tagen eine neue Ausgabe in Angriff genommen werden, die in gemehrter Form ans Licht trat. Keine Einsprache erhob gegen die scharfe Schrift der zeitlebens so ängstliche Melanchthon, und die Sendung Wildbret, die in jenen Tagen vom kurfürstlichen Hofe eintraf, widersprach auch nicht der Kunde, daß das Buch daselbst „nicht ganz mißfallen" habe.

Daß in Rom die Bomben eingeschlagen hatten, ging daraus hervor, daß dort schon im Herbst auch eine Schrift erschien, die Thomas Rhadinus unter dem Titel: „Rede an die Fürsten und Völker Deutschlands gegen den die Ehre der Nation schän-

denden Ketzer M. Luther" ausgehen ließ, und die sofort in Leipzig nachgedruckt wurde. Ferner richtete Emser eine Schrift gegen das Buch „an den christlichen Adel", die, während Luther die Beantwortung der Schrift des Rhadinus Melanchthon überließ, wieder eine Reihe Streitschriften eröffnete. Luther schrieb nämlich sofort nach Empfang der ersten Bogen eine Erwiderung unter dem Titel: „An den Bock zu Leipzig". Von Emser erfolgte prompt eine Antwort „Auf des Stiers zu Wittenberg wüthende Replik". Darauf schrieb Luther „Auf des Bocks zu Leipzig Antwort", und als dann jenes Buch Emsers gegen die Schrift an den Adel vollständig erschienen war, schrieb Luther seine „Antwort auf das überchristliche, übergeistliche, überkünstliche Buch des Bock Emsers zu Leipzig, darin auch Murners, seines Gesellen, gedacht wird." Es hatte nämlich auch der Franciscanermönch Thomas Murner Luthers Schrift an den Adel angegriffen und derselbe wurde jetzt zugleich mit dem Bock Emser abgeschlachtet. Als später Emser nochmals antwortete, nahm Luther von ihm Abschied in der Schrift „Ein Widerspruch Doctor Luthers seines Irrtums erzwungen durch den allerhochgelehrtesten Priester Gottes Herrn H. Emser".

Während aber Luthers Feder das Buch an den Adel hatte entstehen lassen, waren auch unten in Rom die Federn geschäftig gewesen, und als die Schrift an den Adel ihren Weg durch die deutschen Lande nahm, begegnete sie auf demselben einer kaum flügge gewordenen päpstlichen Bannbulle.



Siebzehntes Kapitel.

Die Bannbullen.

Voll Wuth über die in Deutschland erhaltene Schlappe war Eck Rom-wärts gezogen, um seinen Rachedurst zu kühlen. Er hatte, um nicht mit leerer Hand zu kommen, noch zuvor ein Buch über den Primat des Papstes verübt, worin er den Papst über alle Könige und Kaiser als über seine Creaturen erhoben und als unverbesserlicher Papist seine Behauptungen wieder mit den erlogenen Decretalien und sonstigen gefälschten Documenten gestützt hatte. Auch sagte man, die Geldschneider Fugger, die in der Schrift an den Adel auch ihr Theil bekamen, hätten, um den Profit, den sie bei den Ablaßgeschäften machten, nicht noch ganz hinfallen zu sehen, Eck auf den Trab nach Rom gebracht. Sein Buch stellte daselbst die Gefahr, welche der dreifachen Krone in Deutschland drohte, ins grellste Licht. Es wurde sofort eine Commission niedergesetzt, die sich auch gleich an die Arbeit machte, den Bannstrahl zu schmieden. Schon zu Anfang des Mais war ein Entwurf einer Bulle gegen den Mönch jenseits der Berge fertig. Der Cardinal Accolti hatte das Schriftstück aufgesetzt. Doch man hatte schon gelernt, etwas vorsichtig zu sein. In vier Consistorien wurde Punkt für Punkt durchgenommen und gefeilt. So wichtig war die

Sache, daß der Cardinal de Vio krank, wie er war, sich in die Sitzungen tragen ließ. Eine kleinere Commission, bei deren Verhandlungen Eck und der Papst selbst anwesend waren, legte noch die letzte Hand an. So war denn endlich am 16. Juni das Werk zur Vollendung gediehen.

Die Bulle begann mit einer Aufforderung an Gott, sich aufzumachen und seine Sache zu richten und zu retten, und an St. Petrus und Paulus, die Ehre der römischen Kirche zu vertheidigen, und an alle Heiligen, durch ihre Fürbitte bei Gott der Kirche Frieden zu verschaffen. Dann wurden 41 Sätze Luthers als ketzerisch verdammt, darunter die, daß der Papst nicht Christi Statthalter auf Erden über alle Kirchen der Welt sei, daß Ketzer verbrennen nicht dem Willen des Heiligen Geistes gemäß sei, daß das Fegefeuer nicht aus den kanonischen Büchern der Schrift erwiesen werden könne. Nachdem der Papst diese Sätze verdammt und allen Christen bei Strafe des Bannes verboten hat, denselben beizutreten oder Luthers Schriften zu lesen, auch geboten hat, dieselben den Bischöfen zur Verbrennung auszuliefern, ermahnt er Luther, dem er vorhält, wie schonend er ihn behandelt habe, von seinen Irrtümern abzulassen, sich des Predigens sogleich zu enthalten, innerhalb sechzig Tagen seine Irrtümer zu widerrufen und innerhalb weiterer sechzig Tage einen glaubwürdigen Ausweis des Widerrufs nach Rom gelangen zu lassen oder selbst zu bringen. Für den Weigerungsfall jedoch erklärt ihn der Papst für gebannt und befiehlt allen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, sich seiner und seiner Anhänger zu bemächtigen und sie nach Rom zu schicken, droht auch allen, die sich der Veröffentlichung der Bulle widersetzen würden, mit Bann und den Orten, wo Luther Bergung finden würde, mit Interdict.

Mit der Vollstreckung der Bulle wurden betraut der päpstliche Nuntius Aleander, ein getaufter Jude, und Luthers grimmiger Feind Doctor Eck, der nun mit dem neuen Titel eines päpstlichen Protonotarius und Nuntius in Deutschland erschien und sich seiner Aufgabe mit Eifer widmete. Zugleich war Eck bevollmächtigt, nach eigenem Ermessen auch Anhänger Luthers

mit Namennennung unter das Urteil der Bulle zu stellen, und er machte davon Gebrauch, indem er mehrere, auf die er nicht gut zu sprechen war, mit anschlug; so Carlstadt und Feldkirchen von Wittenberg, ferner Pirkheimer und Spengler von Nürnberg, für die vergebens die Bürgerschaft der Stadt, der Bischof von Bamberg und der Herzog Wilhelm von Bayern Fürsprache einlegten, endlich seinen Stiftsbruder Adelmann, mit dem er einst bei Tisch ein Wortgefecht über die obschwebenden Streitfragen schier mit den Fäusten zum Austrag gebracht hatte, und der sich nun eidlich vom Verdacht lutherischer Ketzerei reinigen mußte. Auch Pirkheimer und Spengler beugten sich vor der Bulle und schickten dahin lautende Erklärungen nach Rom. Doch hat sich nach dem Wormser Reichstag, welchem Spengler als Abgeordneter beiwohnte, der edle Stadtschreiber wieder zur Wahrheit bekannt. Carlstadt und Feldkirchen ließen sich durch Ecks Vorgehen gegen sie nicht anfechten.

Sehr ungleich war der Erfolg, den Eck bei der Veröffentlichung seiner Bulle hatte, auch anderwärts. Anerkannt wurde die Bulle in den Bistümern Meißen und Merseburg, sowie in Eichstädt und Augsburg. In Ingolstadt wurden Luthers Bücher mit Beschlag belegt und versiegelt; in Löwen und Köln wurden sie verbrannt. In Mainz, der geistlichen Hauptstadt des Reichs, stieß man schon auf Widerstand. Als nämlich der Henker, nachdem die Bücher aufgeschichtet waren und nun das Feuer angelegt werden sollte, auf das Gerüst trat und fragte, ob der, dessen Bücher hier verbrannt werden sollten, nach Recht und Gerechtigkeit verdammt sei, schrie die ganze umstehende Menge: „Nein!“ Als dann der Henker mit der Erklärung, er schaffe nichts aus der Welt, es sei denn nach dem Gesetz gehörig verurteilt, vom Gerüst sprang, jauchzte ihm die Menge zu, und Aleander, der selbst dabei war, mußte unter dem Zuruf: „Der Jud'! der Verräther! der Bube!“ sich schleunigst davon heben, um nicht noch mit dem Straßenkoth Bekanntschaft zu machen. Ja als er es am folgenden Tage dennoch fertig brachte, daß einige Bücher durch den Todtengräber auf dem Markt verbrannt wurden, wobei nur die Hökerweiber zusahen, wurde ein

Spottlied auf ihn in allen Gassen und selbst an die Thür seiner Herberge angeschlagen, und man erzählte, es seien gar nicht Luthers, sondern Ecks und des Prierias Bücher verbrannt worden. An andern Orten waren es besonders die Studentenschaften und die Bürger, welche Eck zur Vorsicht Anlaß gaben. In Erfurt lehnten die Professoren die Veröffentlichung der Bulle ab, und als Eck selber erschien und durch einen dortigen Buchhändler seine Bulle verbreiten ließ, nahmen die Studenten alle Exemplare, deren sie für Geld oder mit Gewalt habhaft werden konnten, und warfen sie mit den spöttischen Worten: „Bulla est, in aqua natet" („Eine Blase ists, sie mag im Wasser schwimmen")! ins Wasser; vom Senat geschah in der Sache nichts. An andern Orten hegten auch die kirchlichen Behörden Bedenken und sprachen sie aus, und Herzog Wilhelm von Bayern ging so weit, daß er die Zurücknahme der Bulle zu bewirken suchte. Auch deutsche Rechtsgelehrte sprachen sich gegen die Vollstreckung der Bulle aus, und der kaiserliche Rath Hieronymus von Enndorf gab sein Gutachten dahin ab, der Kaiser dürfe sich einen solchen Eingriff der geistlichen Gewalt in die Rechte der weltlichen nicht gefallen lassen. In Leipzig gelang es zwar Eck, die Bulle durch reitende Stadtknechte zu verbreiten; er selbst aber kam in den Straßen der Stadt so in Noth, daß er sich ins Paulinerkloster flüchten mußte und bald bei Nacht eine Luftveränderung suchte. In Wittenberg war erst recht nichts anzufangen. Als die Bulle dem Rector der Universität von Eck selbst übersandt worden war, wurde sie in Berathung gezogen, wobei auch Luther und Carlstadt zugegen waren, und man wies sie bis auf weiteres ab. Die wenigen Priester, welche darauf aus der Zahl der Studirenden austraten, wurden durch täglich eintreffende neue Studenten reichlich ersetzt, und wenn Luther predigte, waren die Kirchen voller als je.

Am meisten gespannt war man darauf, was Luthers Kurfürst zu der Bulle sagen würde. Derselbe war zur Kaiserkrönung nach Aachen gereist, war dann auf der Rückreise nach Köln gekommen und saß am 4. November im Meßgottesdienste, als die päpstlichen Legaten Aleander und Caraccioli

sich an ihn machten und ihm die Aufforderung des Papstes zur Vollstreckung der Bulle einhändigten. Der Kurfürst war tief empört darüber, daß der Papst nun trotz seiner Bitten, daß Luther in Deutschland verhört werden möchte, und trotz der Verabredung mit dem Trierer Erzbischof alles weitere Verhandeln abgeschnitten und in Rom das Urteil gesprochen hatte, und daß nun diese Bulle von dem giftigen persönlichen Feind des ungerecht Verurteilten in seiner, des Landesfürsten, Abwesenheit in sein Land eingeführt wurde und ihm seine Universität zu ruiniren drohte. Er gab zuerst den Legaten gar keinen Bescheid; erst 14 Tage später ließ er ihnen durch seine Räthe in Gegenwart zweier Bischöfe die Antwort geben, er wisse nicht, daß Luthers Lehre, Schriften und Predigten dermaßen überwunden seien, daß sie sollten verbrannt werden, und obschon er nie mit Luthers Sache etwas zu thun gehabt habe, so bestehe er doch darauf, daß Doctor Martinus vor unverdächtigen Richtern unter sicherem Geleit an einem gelegenen und sicheren Ort verhört werde, und bitte die Legaten, auf ein solches Verhör und Abstellung des eingeschlagenen Verfahrens hinzuwirken. Die Legaten machten ob dieser Antwort Fäuste in der Tasche und ergingen sich, wo sie sich unter Gleichgesinnten glaubten, in drohenden Reden; der Kurfürst aber war entschlossen, nicht nachzugeben, und hatte für die Legaten keine Zeit mehr.

Und wie verhielt sich Luther selbst der Bulle gegenüber? Unerwartet kam sie ihm ja nicht. Schon längst hatte er vernommen, daß so etwas im Werke sei. Von Hutten, der die Bulle dann auch mit beißenden Anmerkungen herausgab, erhielt er einen erregten Brief mit der Mittheilung von dem Verbot seiner Bücher durch den Erzbischof von Mainz, und bald darauf erfuhr er auch, daß Eck mit der Bulle angekommen sei. Während aber Hutten Legionen aus der Erde zu stampfen versuchte und wie ein angeschossener Eber tobte, ließ sich Luther nicht aus seiner Fassung bringen. Auch als ihm die Bulle am 11. October selber zu Gesichte kam, berichtete er ruhig über die Verhandlungen der Universität in Betreff derselben an Spalatin und meinte, der Kurfürst thäte am besten,

AETHERNA IPSE SVAE MENTIS SIMVLACHRA LVTHERVS
EXPRIMIT· AT VVLTVS CERA LVCAE OCCIDVOS

M·D·X·X·



Luther nach einem Kupferstich Cranachs vom Jahre 1520.

sie ganz unbeachtet zu lassen. Ja unmittelbar nach jenem Bericht an Spalatin bot er noch einmal die Hand zu den Friedensbestrebungen, an denen Miltitz, dem Eck selber zu Leipzig eine Abschrift der Bulle eingehändigt hatte, dennoch mit merkwürdiger Zähigkeit festhielt.

Eine auffallende Erscheinung bleibt dieser Miltitz. Ob er sich zu großen Dingen berufen fühlte, ob er dem Kurfürsten durch einen erwünschten Dienst klingenden Dank abverdienen wollte, oder ob er dem Eck einen Strich durch seine Rechnung machen wollte, jedenfalls war er noch keinen Augenblick aus seiner Vermittlerrolle gefallen. So hatte er einen verspäteten Versuch gemacht, die Veröffentlichung der Schrift an den Adel zu verhindern. Dann hatte er durch einen Convent der Augustiner zu Eisleben Staupitz und Link samt anderen an Luther abordnen lassen mit der Bitte, er möchte doch in einem Schreiben den Papst versichern, daß er nie dessen Person habe angreifen wollen, und dem alten väterlichen Freund Staupitz, der jetzt, wie er zu Eisleben Link im Ordensvicariat Platz gemacht hatte, überhaupt vom Schauplatz des Kampfes zurücktrat und sich ganz nach Salzburg in die Stille zurückzog, hatte Luther die Bitte nicht abgeschlagen. Eine solche Erklärung konnte Luther auch in Wahrheit thun, ohne etwas in der Sache, für die er stritt, nachzulassen. Wie wenig er daran dachte, letzteres zu thun, erkennen wir aus der Schrift, mit welcher sich gerade damals seine Feder beschäftigte.

Schon in den Tagen, da das Buch an den Adel ausging, hatte Luther auch wieder an die schlichten Laien eine Schrift gerichtet, in welcher er einem Hauptgreuel des Papsttums, dem Meßopfer, in einfältiger aber gründlicher Weise zu Leibe ging. „Sermon von dem neuen Testament, das ist von der heiligen Messe“ betitelte er diesen Tractat. In überaus lieblicher Weise unterrichtet er hier die Christen, was das heilige Abendmahl sei, wie man sich auf den Genuß desselben recht vorbereite und es würdiglich genieße, welchen Segen man davon habe, und wie dies heilsame Sacrament im Papsttum so greulich verkehrt sei in ein Opfer für die Lebendigen und die Todten. Auch han-

delt er hier wieder eingehend von dem allgemeinen Priestertum der Christen und wirft damit den römischen Priestern die angemaßte Priestergewalt, durch die sie die Gewissen knechteten und die Taschen brandschatzten, in Scherben.

Doch noch ein Liedlein hatte er den Papisten zu singen, wie er ihnen solches am Schluß seines Buchs an den Adel angekündigt hatte, und er stimmte das Vorspiel dazu an in dem Buch „Vorspiel von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche". Er hatte sich in diesem Sang auch durch die Nachricht von dem Herannahen der Bulle nicht irre machen lassen; ja gerade seinen Gegnern, wie Prierias, Eck und Emser, stellt er von vorne herein das Zeugnis aus, daß er durch sie, er möge wollen oder nicht, immer gelehrter werde. Vor zwei Jahren habe er über den Ablaß geschrieben. Damals habe er im römischen Aberglauben befangen noch geglaubt, der Ablaß sei nicht gänzlich zu verwerfen. Nun aber habe er Dank dem Silvester und dessen Brüdern gelernt, daß der Ablaß nichts Anderes sei als ein Betrug der römischen Schmeichler, und er möchte wünschen, daß alle Leser seiner früheren Schriften dieselben verbrennen und dafür den Satz annehmen möchten: der Ablaß ist eine Schändlichkeit der römischen Schmeichler. Später hätten Eck und Emser nebst ihren Verschworenen angefangen, ihn zu unterrichten über den Primat des Papstes, und er habe bei ihnen viel gelernt; denn während er früher zugegeben habe, daß das Papsttum menschlichen Rechtes sei, so wisse er jetzt bestimmt, daß das Papsttum das Reich Babylon und die Macht des starken Jägers Nimrod sei. Bisher habe er thörichter Weise gemeint, es wäre schön, wenn ein Concil beschlösse, daß den Laien das Sacrament unter beiderlei Gestalt gereicht werde; jetzt aber schließe er aus klaren Stellen der heiligen Schrift, daß es gottlos und tyrannisch sei und keinem Engel, geschweige dem Papst oder einem Concil zustehe, den Laien eine Gestalt, nämlich den Kelch, zu versagen. Daß der Papst dennoch solches that, bezeichnet er als die erste Gefangenschaft dieses Sacraments. Die zweite ist ihm die römische Lehre von der Verwandlung des Brotes und Weines im Abendmahl in den Leib

und das Blut Christi, daß also nicht in, mit und unter dem Brot und Wein Christi Leib und Blut genossen werde, sondern Brot und Wein ganz aufhörten, vorhanden zu sein. Als die dritte und allergottloseste Gefangenschaft dieses Sacraments bezeichnet er die Darstellung desselben als eines Opfers; aus diesem Mißbrauch seien unzählige andere hergeflossen. Ausführlich legt er dann aus der Schrift die rechte Lehre vom heiligen Abendmahl, dessen gesegnetem Genuß und hohem Nutzen dar.

Das Sacrament der Taufe betreffend preist er Gott, daß dieses wenigstens unverstümmelt erhalten geblieben sei, beklagt aber, daß man seine Kraft und Frucht, die es für das ganze Leben der Christen behalte, so herabgesetzt habe besonders durch die hohe Bedeutung, die man den mancherlei Gelübden, die eigentlich alle abgeschafft werden sollten, beigelegt habe.

Die Buße läßt er noch als Sacrament gelten, indem die Verleihung der Gnade durch das Wort der Absolution auf göttlicher Stiftung und Verheißung beruhe, obschon im eigentlichen Sinne der Buße, als der das äußerliche Zeichen fehle, der Name eines Sacraments nicht zukomme. Doch klagt er hier wiederum, daß man im Papsttum das Hauptstück, nämlich die tröstliche Zusage der Vergebung der Sünden und den Glauben daran, habe dahinfallen lassen und auf die Zerknirschung des Sünders, sowie besonders auf die im Beichtstuhl auferlegten Büßungen, womit man die Gewissen knechte und sich den Geldbeutel fülle, allen Werth gelegt habe.

Die übrigen vier Stücke, die man in Paptstum Sacramente nannte, läßt er gar nicht als solche gelten: die Firmelung sei nicht von Gott eingesetzt; die Ehe habe keine Verheißung himmlischer Heilsgüter; der Priesterweihe fehle die göttliche Stiftung, ebenso der letzten Ölung, die übrigens Jakobus nicht als eine Weihe der Sterbenden, sondern als ein Mittel zur leiblichen Genesung empfohlen habe.

Daß, was er hier sage, denen, die ihre Lehre von der Zahl und dem Brauch der Sacramente nicht aus der Schrift, sondern vom römischen Stuhl hätten, mißfallen werde, sagt er, wisse er. Und zum Schluß schreibt er: „Ich höre, daß aufs neue Bullen

und päpstliche Flüche gegen mich bereit seien, wodurch ich zum Widerruf gedrängt oder als Ketzer erklärt werden soll. Ist dies wahr, so will ich, daß dies Büchlein ein Theil meines künftigen Widerrufs sei, damit sie nicht klagen, sie hätten ihre Tyrannei vergeblich aufgebläht. Den übrigen Theil will ich, so mir Christus Gnade giebt, demnächst solchergestalt herausgeben, daß dergleichen der römische Stuhl bisher weder gesehen noch gehört hat, und will so meinen Gehorsam reichlich bezeugen. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Amen.

Was fürchtst du, Feind Herodes, sehr,
Daß uns geborn kommt Christ der Herr?
Er sucht kein sterblich Königreich,
Der zu uns bringt sein Himmelreich."

Wenige Tage, ehe die Bulle nach Wittenberg kam, hatte diese Schrift die Presse verlassen, und als eine „Kriegstrompete" hatte sie Luther dem Spalatin angekündigt. Dennoch wagte es Miltitz gerade jetzt, ihn an sein den Ordensbrüdern gegebenes Versprechen zu erinnern, und mitten aus den Verhandlungen über die Bulle heraus reiste Luther, einer Einladung des Miltitz folgend, mit Melanchthon nach Lichtenberg und hielt dort im Antonianerkloster mit jenem eine Zusammenkunft. Wirklich verstand sich Luther auch jetzt noch dazu, jenem Versprechen nachzukommen und, damit das Schreiben nicht als durch die Bulle veranlaßt erscheine, es auf den 6. September zurückzudatiren; deutsch und lateinisch sollte es veröffentlicht werden, und Luther wollte ihm eine kleine Lehrschrift mit auf den Weg geben. „Wenn es geräth", sprach er, „ists gut; wenn es anders wird, ists auch gut, weil es Gott also gefallen hat."

Er schrieb also an Leo, er sei zwar von einigen gottlosen Schmeichlern des Papstes dahin gedrängt worden, an ein künftiges Concil zu appelliren, habe aber gegen Leos Person, so viel ihm bewußt, nie etwas Unglimpfliches gesagt, habe ihn vielmehr gegen Silvester in Schutz genommen. Zwar habe er den römischen Stuhl frisch angegriffen, und der Papst müsse ja selber bekennen, daß der römische Hof jetzt ärger sei, als je Sodom, Gomorra oder Babylon gewesen sei, und er merke wohl, daß

seiner Bosheit nicht mehr zu rathen noch zu helfen sei. Schon längst komme aus Rom nur Schaden für Leib und Seele, und aus der römischen Kirche sei eine Räuberhöhle und ein Reich der Sünde geworden. „Indes", fährt er fort, „sitzest Du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen, wie Daniel unter den Löwen, wie Ezechiel unter den Scorpionen. Was kannst Du Einiger wider so viel wilde Wunder? .. Es soll wohl Dein und der Cardinäle Werk sein, daß Ihr diesem Jammer wehret; aber die Krankheit spottet der Arznei, Pferd und Wagen geben nichts mehr auf den Fuhrmann. Das ist die Ursache, warum es mir allezeit ist leid gewesen, Du frommer Leo, daß Du ein Papst worden bist zu dieser Zeit, der du wohl würdig wärest, in besseren Zeiten Papst zu sein. Der römische Stuhl ist Deiner und Deinesgleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewißlich mehr denn Du in der Babylon regieret. O wollte Gott, daß Du entledigt von der Ehre (wie sie es nennen, Deine allerschädlichsten Feinde,) etwa von Deiner Pfründe oder Deinem väterlichen Erbe Dich halten möchtest! .. Also komme ich nun, heiliger Vater Leo, zu Deinen Füßen liegend, und bitte, so es möglich ist, wollest Deine Hand daran legen, den Schmeichlern, die des Friedens Feinde sind, und doch Friede vorgeben, einen Zaum einlegen. Daß ich aber sollte widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus; darfs ihm auch niemand vornehmen, er wollte denn die Sache noch in ein größer Gewirre treiben.. Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen noch reizen; ich will aber auch ungereizet sein. Werde ich aber gereizet, so will ich nicht sprachlos noch schriftlos sein. Es mag ja Deine Heiligkeit mit leichten, kurzen Worten alle diese Haderei zu ihr nehmen und austilgen und daneben Schweigen und Fried gebieten, welchs ich allzeit zu hören ganz begierig bin gewesen. Darum, mein heiliger Vater, wollest ja nicht hören Deine süßen Ohrensinger, die da sagen, Du seiest nicht ein lauterer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe. Es wird nicht so geschehen; Du wirsts auch nicht ausführen. Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes und in einem fährlicheren, elenderen Stand,

denn kein Mensch auf Erden. Laß Dich nicht betrügen, die Dir lügen und heucheln, Du seist ein Herr der Welt, die niemand wollen lassen Christen sein, er sei denn Dir unterworfen. .

„Am Ende, daß ich nicht leer komme vor Deine Heiligkeit, so bringe ich mit mir ein Büchlein, unter Deinem Namen ausgegangen, zu einem guten Wunsch und Anfang des Friedens und guter Hoffnung, daraus Deine Heiligkeit schmecken mag, mit was für Geschäften ich gerne wollte, auch fruchtbarlich möchte umgehen, wenn mirs vor Deinen unchristlichen Schmeichlern möglich wäre. Es ist ein klein Büchlein, so das Papier wird angesehen, aber doch die ganze Summa eines christlichen Lebens darin begriffen, so der Sinn verstanden wird. Ich bin arm, habe nichts Anders, damit ich meinen Dienst erzeigete; so darfst Du auch nicht mehr, denn mit geistlichen Gütern gebessert werden. Damit ich mich Deiner Heiligkeit befehle, die ihm behalt ewig Jesus Christus. Amen".

Die Schrift, welche Luther zugleich mit diesem Brief an den Papst abgehen ließ, erschien lateinisch und deutsch. „Von der Freiheit eines Christenmenschen"*) war sie betitelt, und die deutsche Ausgabe widmete Luther dem Stadtvogt zu Zwickau, Hieronymus Mühlpfort.

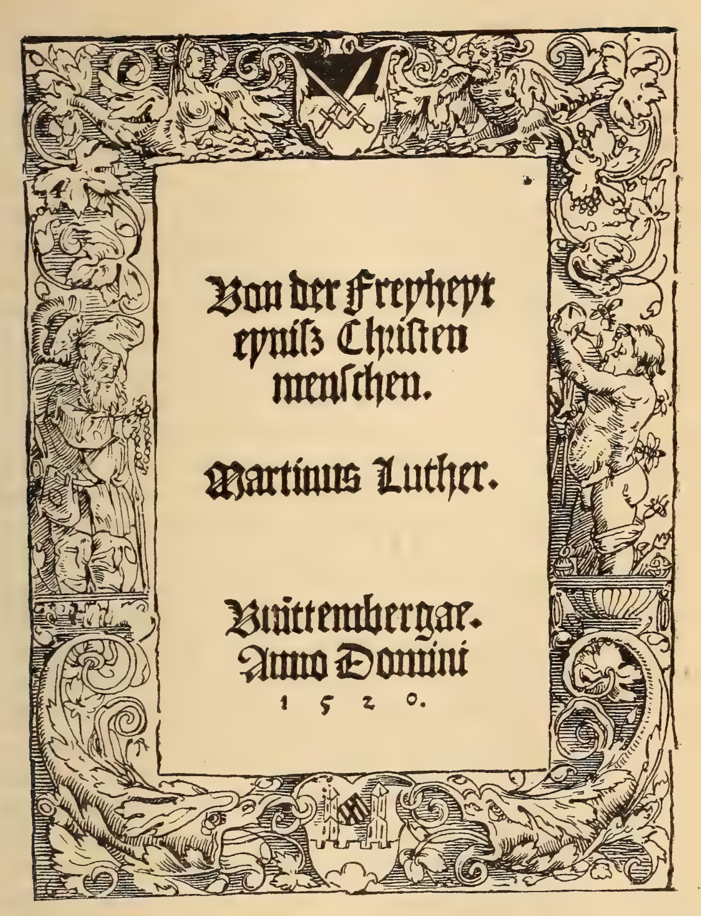
„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemanden unterthan."

„Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan."

Diese beiden Sätze stellt Luther seiner Ausführung der „ganzen Summa eines christlichen Lebens" mit kurzer Begründung aus 1. Cor. 9, 19. und Röm. 13, 8. voran. Solche einander scheinbar stracks widersprechende Aussagen, die sich in der Schrift finden, zu verstehen, sagt er, müsse man eingedenk sein, daß ein jeder Christ zweierlei Natur hat, den geistlichen, inwendigen, neuen Menschen und den leiblichen, äußerlichen, alten Menschen. „Nehmen wir vor uns den inwendigen, geistlichen Menschen, zu sehen, was dazu gehöre, daß er ein frommer,

---

*) S. „L. V." Bd. 4, S. 7 ff.



Titelblatt des Urdrucks dieser Schrift, in etwas verkleinertem Maßstab.
In der Randverzierung oben die sächsischen Schwerter, unten
das Wappen der Stadt Wittenberg.

freier Christenmensch sei und heiße, so ists offenbar, daß kein äußerlich Ding mag ihn frei noch fromm machen. . Die Seele hat kein ander Ding, weder im Himmel noch auf Erden, darin sie lebe, fromm, frei und christlich sei, denn das heilige Evangelium. . So müssen wir nun gewiß sein, daß die Seele kann alles Dings entbehren, ohne das Wort Gottes, und ohne das Wort Gottes ist ihr mit keinem Dinge geholfen. Wo sie aber das Wort hat, so bedarf sie auch keines andern Dinges mehr, sondern sie hat in dem Wort genug, Speise, Freude, Friede, Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gutes überschwenglich. . . Fragst du aber: Welches ist das Wort, das solche große Gnade giebt, und wie soll ichs gebrauchen? Antwort: Es ist nichts Anderes denn die Predigt von Christo geschehen, wie das Evangelium inne hält, welches soll sein und ist also gethan, daß du hörest deinen Gott zu dir reden, wie all dein Leben und Werke nichts sind vor Gott, sondern müssest mit alle dem, das in dir ist, ewiglich verderben. Welches, so du recht gläubst, wie du schuldig bist, so mußt du an dir selbst verzweifeln und bekennen, daß wahr sei der Spruch Hoseä: O Israel, an dir ist nichts denn dein Verderben; allein aber bei mir steht deine Hilfe. Daß du aber aus dir und von dir, das ist aus deinem Verderben kommen mögest, so setzt er dir vor seinen lieben Sohn Jesum Christum und läßt dir durch sein lebendiges, tröstliches Wort sagen, du sollst in demselben mit festem Glauben dich ergeben und frisch in ihn vertrauen. So sollen dir um desselben Glaubens willen alle deine Sünden vergeben, alle dein Verderben überwunden sein, und du gerecht, wahrhaftig, befriedigt, fromm und alle Gebote erfüllet, auch von allen Dingen frei sein, wie St. Paulus sagt Röm. 1: Ein rechtfertiger Christ lebet nur von seinem Glauben; und Röm. 10: Christus ist das Ende und Fülle aller Gebote denen, die an ihn glauben." Nachdem er dann gezeigt hat, daß die heilige Schrift zweierlei Wort enthalte, das Gesetz, welches gute Werke vorschreibt, aber nicht die Kraft giebt, sie zu vollbringen, und das Evangelium, das Wort der göttlichen Zusage, zeigt er die Wirkung beider und schreibt: „Wenn nun der Mensch aus den Ge-

boten sein Unvermögen gelernet und empfunden hat, daß ihm nun angst wird, wie er dem Gebot genug thue, sintemal das Gesetz muß erfüllet sein, so ist er recht gedemüthigt und zu nichte worden in seinen Augen, findet nichts in sich, damit er möge fromm werden. Dann so kommt das andere Wort, die göttliche Verheißung und Zusage, und spricht: Willst du alle Gebote erfüllen, deiner bösen Begierde und Sünde los werden, wie die Gebote zwingen und fordern, siehe da, glaube an Christum, in welchem ich dir zusage alle Gnade, Gerechtigkeit, Friede und Freiheit; glaubst du, so hast du; glaubst du nicht, so hast du nicht.. Also geben die Zusagungen Gottes, was die Gebote erfordern, und vollbringen, was die Gebote heißen, auf daß es alles Gottes eigen sei, Gebot und Erfüllung. Er heißet allein, er erfüllet auch allein.. Nun sind diese und alle Gottes Wort heilig, wahrhaftig, gerecht, friedsam, frei und aller Güte voll. Darum wer ihnen mit einem rechten Glauben anhanget, des Seele wird mit ihm vereiniget, so ganz und gar, daß alle Tugend des Worts auch eigen werde der Seelen, und also durch den Glauben die Seele von dem Gotteswort heilig, gerecht, wahrhaftig, friedsam, frei und aller Güte voll, ein wahrhaftig Kind Gottes wird, wie Joh. 1. sagt: Er hat ihnen gegeben, daß sie mögen Kinder Gottes werden, alle, die an seinen Namen glauben. Hieraus leichtlich zu merken ist, warum der Glaube so viel vermag, und daß keine guten Werke ihm gleich sein mögen.. Das ist die christliche Freiheit, der einige Glaube, der da macht, nicht, daß wir müßig gehen oder übel thun mögen, sondern daß wir keines Werks bedürfen, die Frömmigkeit und Seligkeit zu erlangen." Da aber Christus, mit dem wir im Glauben als mit unserm Bräutigam vereinigt werden, ein König und Priester ist, so sind alle Christen geistliche Könige und Priester. „Wer mag nun ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen? Durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig; durch sein Priestertum ist er Gottes mächtig, denn Gott thut, was er bittet und will, wie da geschrieben steht im Psalter: Gott thut den Willen derer, die ihn fürchten, und erhöret ihr Gebet. Zu welcher Ehre er nur allein durch den

Glauben und durch kein Werk kommt. Daraus man klar siehet, wie ein Christenmensch frei ist von allen Dingen und über alle Dinge." Und da es der allen Christen gemeinsame Glaube ist, der ihnen solche königliche und priesterliche Würde verleiht, so ist die Unterscheidung zwischen Priestern und Laien, die man im Papsttum gemacht hat, wider die Schrift, die nur einen Unterschied kennt zwischen den Christen insgemein und Schaffnern oder Haushaltern, die den andern Christen predigen sollen, dieweil doch nicht alle schaffen und predigen können.

Weil aber ein Christ in diesem Leben noch nicht ganz geistlich ist, sondern noch Fleisch und Blut, den alten Menschen, an sich hat, der dem neuen Menschen widerstrebt und ihn mit Sünden gefangen nehmen will, so müssen alle, die Christo angehören, ihr Fleisch kreuzigen samt den Lüsten und Begierden. Da fangen nun die Werke an. Der innere Mensch ist mit Gott eins, fröhlich und lustig um Christi willen, der so vieles an ihm gethan hat, und darin stehet alle seine Lust, daß er wiederum auch umsonst aus freier Liebe Gott dienen möchte. Aber diese Werke dürfen nicht in der Meinung gethan werden, daß der Mensch dadurch vor Gott gerecht werde; sondern ein Christenmensch thut sie aus freier Liebe, sieht darin nichts Anderes, als daß es Gott gefällt, dessen Willen er gern aufs beste vollbringen möchte. So hätte Adam im Paradies seine Arbeit gethan, nicht um Gerechtigkeit zu erlangen, die er ja schon hatte. So wird auch ein Christ nicht gerecht und ein Christ durch die Werke, die er thut, und wenn er nicht zuvor ein Christ wäre, so wären alle seine Werke sträflich und verdammlich. Gute, fromme Werke machen nimmermehr einen guten, frommen Mann, sondern ein guter frommer Mann macht gute, fromme Werke, wie der gute Baum vorher da sein muß und gute Früchte bringt. So macht auch ein gutes Haus keinen guten Zimmermann, sondern ein guter Zimmermann macht ein gutes Haus. Wer also gute Werke thun will, darf nicht mit den Werken anfangen, sondern mit der Person, welche die Werke thun soll. Die Person aber macht niemand gut, als allein der Glaube, wie sie niemand böse macht, als allein der Unglaube, und was ohne

Glauben gut scheint, ist alles eitel. Wiederum verwerfen wir die guten Werke nicht, sondern nur, daß man durch dieselben gerecht und selig werden will und also Gott seine Ehre raubt, der allein und aus Gnaden selig macht.

Dazu lebt ein Christenmensch auf Erden nicht allein, sondern unter anderen Menschen, und weil er soll gesinnet sein, wie Jesus Christus auch war, der nur auf unser Bestes sah, und obwohl er ganz frei war, doch um unsertwillen ein Knecht ward, so thut ein Christ, wie er an Christo sieht: ob er wohl ganz frei ist, macht er sich williglich zu einem Diener und denkt: „Wohlan, mein Gott hat mir unwürdigen, verdammten Menschen ohne alle Verdienst lauterlich umsonst und aus eitel Barmherzigkeit gegeben durch und in Christo vollen Reichtum aller Frömmigkeit und Seligkeit, daß ich hinfort nichts mehr bedarf, denn glauben, es sei also. Ei, so will ich solchem Vater, der mich mit seinen überschwenglichen Gütern also überschüttet hat, wiederum frei, fröhlich und umsonst thun, was ihm wohlgefällt, und gegen meinen Nächsten auch werden ein Christ, wie Christus mir worden ist, und nichts mehr thun, denn was ich nur sehe ihm noth, nützlich und selig sein, dieweil ich doch durch meinen Glauben alles Dinges in Christo genug habe.“ Siehe, also fleußt aus dem Glauben die Liebe und Lust zu Gott, und aus der Liebe ein frei, willig, fröhlich Leben, dem Nächsten zu dienen umsonst. Denn wie unser Nächster Noth leidet und unseres Überflusses bedarf, so haben wir vor Gott Noth gelitten und seiner Gnade bedurft. Dies zeigt er auch aus etlichen Exempeln und Sprüchen der Schrift und prüft daran die Werke der Papisten. Welches Werk nicht darauf abzielt, sagt er, dem Andern zu dienen oder sich in seinen Willen zu schicken, sofern er nicht wider Gott geht, ist kein gutes, christliches Werk. „Aus dem allen folgt nun der Beschluß, daß ein Christenmensch lebet nicht ihm selbst, sondern Christo und seinem Nächsten: in Christo durch den Glauben; im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fährt er über sich in Gott; aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe.. Siehe, das ist die rechte geistliche,

christliche Freiheit, die das Herz frei machet von allen Sünden, Gesetzen und Geboten, welche alle andere Freiheit übertrifft wie der Himmel die Erde; welche gebe uns Gott recht zu verstehen und zu behalten. Amen."

Waren die kurz vorher ausgegangenen reformatorischen Hauptschriften Luthers schmetternde Kriegstrompeten gewesen gegen die Tyrannei des römischen Papsttums, so vernahm in dieser letzten Schrift die Christenheit ein stilles, sanftes Säuseln, das neben den Stürmen des neuen Frühlings wohlig und warm und paradiesesduftig einherwehte und die Herzen erquickte. Welch ein wunderbarer Mann, der in solcher Zeit solch ein Büchlein schreiben konnte!

Und diese Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen schickte Luther in die verruchte Zwingburg, von der aus die Christenheit seit Jahrhunderten geknechtet wurde, wo man es gerne hörte, wenn die Kirche des Papstes leibeigene Sklavin genannt wurde, und mit einem freundlichen Brief an den Mann, der soeben seinen bittersten Feind mit einem Verdammungsurteil gegen ihn ausgeschickt hatte. Das war ein Zeugnis über seine und Gottes Feinde, ein Zeugnis für die Wahrheit und ein Zeugnis dafür, daß der Mann, welcher es ablegte, auch seine Kriegstrompeten nicht aus Streitsucht oder aus persönlichem Haß gegen seine Bedränger in die Lande schmettern ließ.

Die Bulle blieb dabei für Luther, was sie war, ein Werk des Antichrists, und demgemäß behandelte er sie. Zwar ließ er, wie auch andere die Veröffentlichung der Bulle auf den Grund hin verweigerten, daß sich Eck nicht gehörig legitimirt habe, die Person des Papstes zunächst noch aus dem Spiel und setzte die Bulle ganz auf Rechnung dessen, der bei ihrer Entstehung vorwiegend thätig gewesen war; er ließ eine kleine Schrift ausgehen „Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen", worin er erklärt, er könne eine solche Ungerechtigkeit, wie die Aussendung einer solchen Bulle durch seinen bittersten Feind und während seine Sache noch in der Untersuchung schwebe und seine Appellation noch fest stehe, dem Papst noch nicht beimessen; da wolle er erst das Original der Bulle und ihr Siegel mit eige-

nen Augen sehen. Gleich darauf aber gab er lateinisch und deutsch eine Schrift heraus „Wider die Bulle des Antichrists", in der er die in der Bulle verurteilten Sätze theils vertheidigte, theils gegen geschehene Entstellung verwahrte. Daß er von der Angst nichts empfinde, die man bisher vor päpstlichen Bullen zu hegen gewohnt war, sprach er um der Freunde und der Feinde willen deutlich genug aus. „Es soll wissen jedermann", schrieb er, „daß er mir keinen Dienst daran thut, so er die frevelische, ketzerische, lügenhaftige Bulle verachte, wiederum keinen Verdruß, ob er sie hoch achte. Ich bin von Gottes Gnaden frei, darf und will mich der Dinge keines weder trösten noch entsetzen. Ich weiß wohl, wo mein Trost und Trotz stehet, der mir wohl sicher stehet vor Menschen und Teufeln. Ich will das Meine thun; ein Jeglicher wird für sich antworten an seinem Sterben und am jüngsten Tag, und denn meiner treulichen Warnung wohl inne werden. Damit aber niemand sich entschuldige, er wisse nicht, worin er sich vor solchem Frevel und Irrtum hüten soll, will ich die Artikel, in der Bulle verdammt, erzählen und der römischen Frevler Blindheit und Bosheit zuvor anzeigen." Schließlich schreibt er: „Wird der Papst diese Bulle nicht widerrufen und verdammen, dazu Doctor Ecken mit seinen Gesellen, solcher Bullen Folger, strafen, so soll niemand daran zweifeln, der Papst sei Gottes Feind, Christus Verfolger, der Christenheit Verstörer und der rechte Antichrist. Denn bisher ist es noch nie gehöret, daß jemand den christlichen Glauben, öffentlich bekannt, verdammt habe, wie diese höllische, verfluchte Bulle thut."

In der lateinischen Fassung dieser Schrift hat er, was er hier zum Schluß sagt, ausführlicher zu Anfang gesagt. Er will sich, schreibt er dort, Mühe geben, nicht zu glauben, daß Papst Leo X. und seine Cardinäle die Bulle verfertigt hätten, nicht sowohl, um die Ehre des römischen Namens zu hüten, als um sich nicht zu überheben, als der das Glück genösse, von so hohem Throne aus um der Wahrheit willen verdammt zu sein. „Mag jeder von Rom halten, was er will; ich halte den Urheber dieser Bulle, wer er auch sei, für den Antichrist, und gegen den Anti-

christ schreibe ich dies, um, so viel an mir ist, die Wahrheit zu vertheidigen, die jener auszutilgen versucht. Und erstlich, damit er nichts an mir habe von alle dem, das er will, bezeuge ich vor Gott und unserm Herrn Jesu Christo und seinen heiligen Engeln und der ganzen Welt, daß ich von ganzem Herzen mich lossage von der in dieser Bulle ausgesprochenen Verdammung, und daß ich solche Bulle verdamme und verfluche als eine frevelhafte Feindin und eine Lästerung Christi, des Sohnes Gottes, unsers Herrn. Amen. Zum andern behaupte und halte ich mit ganzer Zuversicht meines Geistes fest die Artikel, welche von der Bulle verdammt sind, und sage frei heraus, daß alle Christen sie behaupten müssen bei Strafe des ewigen Fluchs, und daß alle für antichristisch zu halten sind, welche dieser Bulle beistimmen, und im Verein mit dem Geist aller, die Christum lauter erkennen und verehren, halte ich sie für Heiden und meide sie nach dem Gebot desselben unsers Herrn Jesu Christi. Amen. Dies sei mein Widerruf!"

Einen Aufruf an den Kaiser und andere Fürsten der Christenheit, an die Bischöfe und Doctoren, sich solche greuliche Bullen nicht gefallen zu lassen, den er im Lateinischen hatte, ließ er in der deutschen Bearbeitung weg. Hingegen forderte er bei der Erneuerung seiner Appellation, die er am 17. November in aller Form vornahm, wieder den Kaiser, die Fürsten, den Adel und die Städte auf, seiner Appellation beizutreten und des Papstes Bulle unbefolgt zu lassen.

Zugleich aber versetzte er bei diesem Act den Papst förmlich in Anklagezustand, indem er seine Appellation von Papst Leo ergehen ließ

„zum ersten, als von einem freveln Gewalt, vermessenen, ungerechten Richter ..;

zum andern, als von einem verstockten, irrigen, in aller Schrift verdammten Ketzer und Abtrünnigen ..;

zum dritten, als von einem Feind, Widersacher, Unterdrücker der ganzen heiligen Schrift ..;

zum vierten, als von einem Verächter, Lästerer und Schmäher der heiligen christlichen Kirche und eines freien Concils.."

Doch noch eine Antwort hatte Luther auf des Papstes Bulle. Am 10. December nahm ein öffentlicher Anschlag besonderer Art die Aufmerksamkeit der Wittenberger Studentenschaft in Anspruch. In demselben lud nämlich Luther auf 9 Uhr vormittags die academische Jugend ein, der Verbrennung der antichristischen Decretalien*) beizuwohnen. Zur bestimmten Zeit fanden sich die Studenten zahlreich vor dem Elsterthor in der Nähe des Augustinerklosters ein. Auch viele Doctoren und Magister, darunter Carlstadt und Melanchthon, waren zugegen. Nun errichtete ein ansehnlicher Magister einen Scheiterhaufen und steckte ihn in Brand, und in die Flammen warf Luther, nachdem er vorher schon die päpstlichen Decretalien auf das Holz gelegt hatte, auch die päpstliche Bulle und sprach dazu lateinisch die Worte: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, darum zerstöre dich das ewige Feuer.“ Darauf kehrte Luther mit den Freunden in die Stadt zurück. Die Studenten aber hatten noch nicht genug. Sie legten ihre Übereinstimmung mit dem kühnen Lehrer noch ferner an den Tag: während eine große Zahl bei dem Feuer blieb und schürte, kehrten andere in die Stadt zurück, brachten eine Menge Bücher von Eck, Emser und anderen Papisten zusammen, führten sie auf einem Wagen, auf welchem eine ellenlange Bulle als Fahne wehte, durch die Straßen und hinaus zum Feuer, wo dann die Bücher und die lange Bulle unter feierlichem Gesang das Schicksal der Decretalien theilten. Am nächsten Tag aber ermahnte Luther seine Studenten mit bewegten Worten, bei ihrer Seelen Seligkeit dem Papsttum von ganzem Herzen abzusagen.

Noch zeigt man zu Wittenberg die Stelle, wo diese denkwürdige Handlung soll vor sich gegangen sein. Eine kühne That war jede der oben erwähnten Schriften gegen die Bulle gewesen; eine wichtige feierliche Handlung war auch die Appellation von dem Papst an ein künftiges Concil: es würde also nicht genau geredet sein, wenn man sagen wollte,

*) die päpstlichen Rechtsbücher, auf welche vornehmlich die Päpste ihre Ansprüche gründeten.

Luther sei jetzt von Worten zu Thaten übergegangen. Aber eine besonders in die Augen fallende That war jene Brandscene vor dem Elsterthor. Nicht eine übereilte, sondern eine wohl überlegte Handlung war es; schon Monate vor der Ausführung hatte er diese Vergeltung der Verbrennung seiner Bücher geplant, und der kühne Schritt, den er nach herzlichem Gebet vollzog, hat ihn nicht gereut; er freute sich, wie er an Staupitz berichtete, über denselben mehr als über irgend eine andere That seines Lebens. War es doch eine feierliche, lauter als alle Worte redende Lossagung von dem Greuel aller Greuel, dem verruchten römischen Papsttum!

Zur Rechtfertigung seiner That ließ er sofort deutsch und lateinisch eine Schrift ausgehen unter dem Titel: „Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher verbrannt sind; laß auch anzeigen, wer da will, warum sie Dr. Luthers Bücher verbrennet haben.“ Dreißig Irrtümer aus den päpstlichen Büchern, und als Summa des päpstlichen Rechts den Satz von der Oberhoheit des Papstes führt er hier an zur Begründung der That, die er nach altem Brauch, dem Vorbild Pauli gemäß und als ein getaufter Christ und geschworener Doctor der heiligen Schrift vollzogen habe.

Um dieselbe Zeit erschien auch lateinisch und bald darauf auch deutsch unter dem Titel: „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden“, eine des Kurfürsten und anderer Wunsch gemäß sorgfältig ausgearbeitete Schrift, worin Luther noch einmal und ausführlich seine zu Rom verdammten Sätze der Reihe nach erörterte. In einzelnen Stücken leistet er hier auch Widerruf, freilich nicht im Sinne des Papstes. So war in der Bulle unter Nummer 18. verworfen der Satz: „Ablaß ist ein göttlicher Betrug der Christen und Nachlassung guter Werke und von der Dinge Zahl, die zugelassen und nicht förderlich sind.“ Davon bekennt er, er habe das allerdings gesagt, habe es eben damals nicht besser gewußt. „Nun aber mir der heilige Vater Papst einen Widerspruch zu thun gebeut und diesen Artikel verdammt, will ich gehorsam sein und sagen: Ich bekenne meinen Irrtum; der

Artikel ist nicht wahr; und sage nun also: Ablaß ist nicht eine göttliche Trügerei, sondern eine höllische, teuflische, antichristische Trügerei, Dieberei, Räuberei, dadurch der römische Nimrod und Sündlehrer aller Welt Sünde und Hölle verkauft und alle ihr Geld um solchen unsäglichen Schaden aussaugt und ableckert. Ist der Widerspruch nicht genug, so will ich ihn ein andermal bessern." Auch zu den folgenden vier Sätzen, welche die Bulle verwirft, sagt er: „Zu Ehren der heiligen, hochgelahrten Bulle widerrufe ich alles, was ich je vom Ablaß gelehrt habe, und ist mir aus ganz meinem Herzen leid, was ich je Gutes von ihm gesagt habe. . Und ist meinen Büchern recht geschehen, daß sie verbrannt sind, so ists gewißlich darum geschehen, daß ich dem Papst und seinem Ablaß zu viel gegeben und gedienet habe, und ich selbst solche Lehre zum Feuer urteile."

Als unter den bisher beschriebenen Ereignissen die in der Bulle festgesetzte Zeit von 120 Tagen verstrichen war und auch in den folgenden Wochen kein Luther in Rom sich sehen ließ, erging am 3. Januar eine zweite Bulle, in welcher er unbedingt in den Bann gethan wurde samt allen, die ihm anhingen, sie seien noch so hohen Standes und Ansehens. Sie alle wurden erklärt für verfluchte Leute, samt ihren Abkömmlingen aller Ehren, Würden und Güter verlustig und des Frevels der Majestätsbeleidigung schuldig. Es sollten auch überall, wo Luthers Lehre Raum gefunden hätte, binnen drei Tagen alle Priester den Luther und seine Anhänger für Ketzer, Gebannte und Verfluchte erklären und in den Gottesdiensten gegen die Ketzer predigen. Alle Orte, wo diese sich aufhalten würden, sollten mit dem Inderdict belegt sein. — Diese Bulle lief in Worms ein, nachdem dort kurz zuvor Kaiser Karl V. seinen ersten Reichstag eröffnet hatte.



Achtzehntes Kapitel.

Vor Kaiser und Reich.

Groß waren die Hoffnungen, die man in Deutschland auf das „junge edle Blut von Österreich“ *) gerichtet hielt, auf den zwanzigjährigen Enkel Maximilians, der am 22. October 1520 auf einem mit Goldbrokat bedeckten Hengst mit einem Gefolge von über 5000 Reitern seinen prachtvollen Einzug in Aachen hielt und am Tag darauf bei seiner Krönung auf Grund eines päpstlichen Breve den Titel eines erwählten römischen Kaisers annahm. Wohl mochten die deutschen Fürsten nachdenklich dreinschauen, als sie zu Aachen in der zarten, schmächtigen, mittelgroßen Gestalt mit dem bleichen, bartlosen Gesicht ihren neuen Kaiser zum erstenmal vor Augen hatten. Ein Deutscher war das einmal nicht; ein deutsches Wort hörten sie von ihm nicht, und ihr Deutsch verstand er nicht. Von dem frischen, offenen, ritterlichen Wesen, das Maximilian geziert hatte, zeigte Karl auch nicht die Spur, und ein matter, schwermüthiger Ausdruck lag in seinen

*) Karl V. war der am 24. Febr. 1500 geborene Sohn Philipps des Schönen von Österreich und Johannas, der Tochter Ferdinands und Isabellens von Spanien, der Erbe der Reiche Spanien, Neapel, Sardinien, Sicilien, Österreich, Burgund, Mexico und Peru.

grauen Augen. Auch sagte man, er stehe gänzlich unter der Gewalt seines Ministers Wilhelm von Croi und seines Beichtvaters, des Franciscaners Glapio, eines alten verschmitzten Fuchses französischer Abkunft, der die Falten seines Gesichts legen und seine Worte setzen und seinen Mantel hängen konnte, wie es die Gelegenheit gerade empfahl. Dazu kam, daß Karl sein Scepter auch über das Königreich Spanien, Neapel und Sicilien streckte, wo er nur als päpstlich-katholischer Fürst regieren konnte. Dennoch setzten Männer von beiden in Deutschland immer schroffer einander gegenüber stehenden Parteien weitgehende Hoffnungen auf ihn. Hutten reiste ihm in die Niederlande entgegen, und eine Flugschrift von ihm brachte des Kaisers Bildnis mit der Überschrift:

„O Carle, Kaiser lobesan,
Greif du die Sach zum ersten an,
Gott wirds mit dir ohn Zweifel han."

Tag und Nacht, rief Hutten, will ich dir dienen ohne Sold und Lohn. Manch stolzen Helden will ich erregen, dir zu helfen. Du sollst der Führer, der Anführer und Vollender sein. Auch sonst forderte man den Kaiser auf, den Franciscaner von sich zu thun, mit dem Adel der Nation zu regieren, Hutten und Erasmus zu seinen Räthen zu machen und dem Treiben Roms und den Bettelorden ein Ziel zu setzen; dann würde er die Nation auf seiner Seite haben und des Papstes und der Cardinäle ferner nicht bedürfen. Auch Luther hatte schon 1520 an den Kaiser geschrieben und ihm seine Sache ans Herz gelegt, wie man darauf ausgehe, ihn samt dem ganzen Evangelium zu verderben. „Nachdem ich", schreibt er, „alles vergeblich versucht habe, schien es mir billig, dem Beispiel des h. Athanasius folgend, mich an Ew. Kaiserliche Majestät zu wenden, ob mir vielleicht durch dieselbe Gott wollte gnädig sein. Darum bitte ich Ew. Kaiserliche Majestät fußfällig, dieselbe wolle nicht mich, wohl aber die Sache der Wahrheit . . unter den Schatten Ihrer Flügel nehmen und mich nicht länger schützen, als bis ich mich verantwortet und entweder obgelegen habe oder unterlegen bin. Ich will nicht geschützt sein, wenn ich als ein Gottloser oder

Ketzer erfunden werde. Das Eine bitte ich, daß weder Wahrheit noch Lüge ungehört und unüberwunden verdammt werde."

Luther hatte damals auf seinen demüthigen Brief keine Antwort erhalten, und er tröstete sich darüber leicht. Ja als Spalatin, der mit dem Kurfürsten dem Kaiser entgegengereist war, ihm schrieb, vom Kaiser sei nicht viel zu hoffen, sprach er darüber seine Freude aus, daß seine Freunde nun auch lernen müßten, daß man sich nicht auf Fürsten verlassen dürfe. Nicht Gewaltige der Erde, sondern Fischer habe Gott mit der Ausbreitung des Evangeliums beauftragt. Bei andern aber, die sich in Karl getäuscht sahen, stand es anders. Als man erfuhr, daß der Kaiser in den Niederlanden, die auch unter seine Erblande gehörten, die verhaßte Bulle habe vollstrecken lassen, daß dann nach seiner Krönung in seiner Gegenwart zu Köln Luthers Bücher verbrannt worden seien, trat ein bedenklicher Rückschlag ein. Hutten, der in den Niederlanden wenig Trost gefunden hatte, fuhr in deutschen und lateinischen Schriften heraus, in denen er besonders gegen die Verbrennung der Lutherschen Schriften eiferte; ja damit nicht zufrieden, arbeitete er wieder ernstlich auf eine bewaffnete Erhebung Deutschlands hin, für die er namentlich den Kurfürsten von Sachsen zu gewinnen suchte. Seinem Freunde Sickingen, der immer noch Hoffnungen auf den Kaiser setzte und seinem eigenen Einfluß auf denselben viel zutraute, hielt er den wilden Hussitenführer Ziska, der einst der Schrecken der Papisten gewesen war, als Vorbild hin. Schon gingen auch Gerüchte von einem großen Kriegszug, den fünfunddreißigtausend Sachsen im Verein mit einer gleichen Zahl Böhmen gegen Rom zu unternehmen sich anschicken sollten. Zwar Luther hatte an solchen Kundgebungen und Bestrebungen keinen Gefallen, warnte vielmehr immer wieder ernstlich vor Gewaltmaßregeln und wollte die Sache Gott und seinem Wort befohlen sein lassen, schrieb auch in diesem Sinn an Hutten, und wenn er, wie in seiner Appellation, den Kaiser und die ganze Nation aufforderte, ihm beizutreten, so wollte er damit nicht zu irdischen Waffen rufen. „Durchs Wort", schrieb er, „ist die Welt überwunden worden, durchs Wort die Kirche

errettet, durchs Wort wird sie auch wieder hergestellt werden; auch der Antichrist wird, wie er ohne Gewalt angefangen hat, so auch ohne Gewalt zertreten werden durchs Wort."

Doch wie den Legaten die Stimmung in Deutschland nicht verborgen blieb, so daß Aleander nach Rom berichtete, in Deutschland herrsche überall Aufregung und Erbitterung, so konnte auch der Kaiser auf seinem Zug durch Deutschland nicht gänzlich in Unkenntnis der Sachlage bleiben. Obschon deshalb die Legaten den Kaiser zu strenger Ausführung der Bulle auch in Deutschland drängten, fanden doch die Vorstellungen des Kurfürsten Friedrich so weit Gehör, daß er in einem Schreiben aus Oppenheim vom 28. November demselben antwortete, er möchte diese Sache, aus welcher so viel Verwirrung erwachsen könne, gerne beilegen; er sei deshalb bereit, auf dem bevorstehenden Reichstag Luther vor verständigen und hochgelehrten Männern verhören zu lassen, werde auch dafür sorgen, daß ihm daselbst kein Unrecht widerfahre; der Kurfürst solle ihn mitbringen und darauf sehen, daß er mittlerweile nichts wider päpstliche Heiligkeit oder den Stuhl zu Rom schriebe.

Inzwischen hatte aber der Kurfürst von der nach seiner Abreise von Köln daselbst vorgenommenen Verbrennung der Schriften Luthers und ohne Zweifel auch von dem Vorgang vor dem Elsterthor zu Wittenberg Kunde bekommen, und auf beides Bezug nehmend antwortete er dem Kaiser am 20. Dezember, er bitte des Auftrags überhoben zu sein. Er wollte offenbar zweierlei vermeiden und einmal, falls es Luthern wie einst Hus ergehen sollte, nicht als derjenige erscheinen, der ihn ans Messer geliefert hätte, andrerseits aber als Reichsfürst mit Luthers Sache unverworren bleiben. Doch ehe des Kurfürsten Antwort an ihn gelangte, hatte auch der Kaiser sich anders besonnen. Schon am 17. December schrieb er dem Kurfürsten, er möge Luthern, falls derselbe nicht widerrufen wolle, nur zuhause lassen, oder, falls er widerrufen wolle, ihn nur bis nach Frankfurt mitbringen; denn er habe vernommen, daß Luther schon völlig dem Bann verfallen und über alle Orte, an denen er sich aufhalten würde, das Interdict verhängt sei.

Diese Umstimmung des Kaisers haben wir wohl dem Einfluß der Römlinge auf Rechnung zu bringen, die ein öffentlich vor Kaiser und Reich abgelegtes Zeugnis Luthers als ein neues Unheil für den römischen Stuhl fürchteten. So sah es auch Luther an, der mit Betrübnis die Kunde von der neuen Wendung der Dinge aufnahm. Er hatte auf des Kurfürsten Anfrage, ob er bereit wäre, auf dem Reichstag zu erscheinen, geantwortet: „Wenn ich gerufen werde, will ich, so viel an mir ist, kommen, und wenn ich mich krank müßte hinführen lassen; denn es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott gerufen werde, so mich der Kaiser ruft. Greifen sie zur Gewalt, wie es den Anschein hat (denn sie betreiben solche Berufung nicht, um mich eines Besseren zu belehren), so muß man die Sache Gott befehlen." Er verläßt sich auf den, der die drei Männer im feurigen Ofen erhalten hat, und meint, falls ihn der nicht erhalten wolle, so sei sein Kopf ein geringfügig Ding gegen Christum, der auch mit höchster Schmach getödtet sei. Zum Schluß aber schreibt er: „Versehet euch zu mir alles, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde. Fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger, so wahr mich mein Herr Jesus stärket."



Nach der „goldenen Bulle" sollte der deutsche Kaiser zu Frankfurt gewählt und zu Aachen gekrönt werden, darauf zu Nürnberg sein erstes Hoflager halten. Da aber gerade jetzt zu Nürnberg die Pest drohte, ward der Stadt Worms die Ehre zu theil, Karls V. ersten Reichstag aufzunehmen. Im December hielt der Kaiser hier seinen Einzug; auf den 6. Januar waren die Stände einberufen; doch erst am 28. Januar wurde der Reichstag eröffnet. Schon vorher aber waren in kleinerem Kreis mancherlei Verhandlungen über Luthers Sache gepflogen worden, und es hatten sich wieder Aussichten eröffnet auf sein Erscheinen vor Kaiser und Reich. Auch jetzt erklärte sich Luther, dem der Kurfürst Nachricht hievon zugehen ließ,

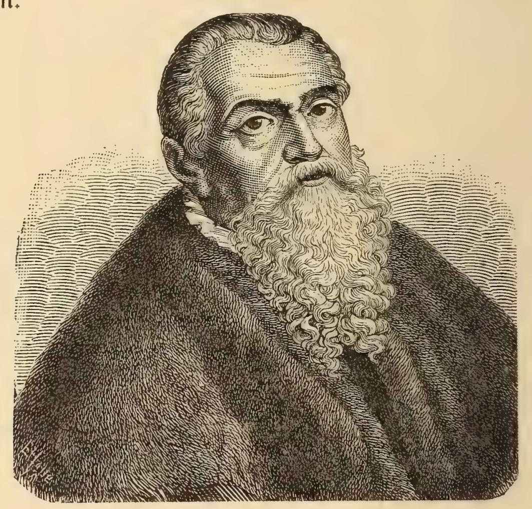
diesem gegenüber bereit zu kommen. Doch wieder scheinen die rothen Hütlein dazwischen gekommen zu sein, und Luther mußte sich bis auf weiteres gedulden.

Indes war auch diese Wartezeit für ihn eine Zeit rastloser Thätigkeit. Einen Theil der Arbeiten dieser Wochen haben wir schon oben kennen gelernt. Er beschäftigte sich mit der Bulle, mit dem „Bock Emser", mit dem römischen Theologen Ambrosius Katharinus, dessen Buch „gegen die gottlosen und hochverderblichen Irrtümer Martin Luthers" er in einer lateinischen Schrift abfertigte, und in dem Nachwort zu dieser Schrift ganz kurz mit Silvester Prierias, der ihn aufs neue angegriffen hatte. Ferner schrieb er an seiner Erklärung des Psalters weiter und gab eine lateinische Auslegung der Predigttexte für die Adventssonntage heraus, die den ersten Theil einer „Postille" bilden sollten, deren Ausarbeitung er auf seines Kurfürsten und anderer Wunsch schon im Jahre 1519 begonnen hatte. Für solche, die durch die Aufforderung ihrer Beichtväter, seine Bücher auszuliefern, in Gewissensnoth kommen mochten, schrieb er, der stets darauf bedacht war, den Gewissen zu rathen, einen „Unterricht an die Beichtkinder". Zu 26 Bildern seines Freundes Lucas Cranach, in denen Christus in seiner Demuth und der Papst in seiner Hoffart einander gegenübergestellt waren, und die nachher in einem Büchlein unter dem Titel: „Passional Christi und Antichristi" *) veröffentlicht wurden, lieferte Luther den Text. Ferner predigte er in dieser Zeit zweimal täglich über das 1. Buch Mose und über die Evangelien. Endlich arbeitete er seit Ende Februars an einer für des Kurfürsten Neffen Johann Friedrich bestimmten erbaulichen Auslegung des Lobgesanges der Maria. Von dieser Arbeit hinweg rief ihn der Kaiser nach Worms.

Auf dem Reichstag war es nämlich inzwischen heiß hergegangen. Die Bulle vom 3. Januar war eingelaufen, dazu ein päpstliches Breve an den Kaiser, worin die sofortige Vollstreckung des Urteils gefordert, und dem Kaiser empfohlen war, zum

*) Dies „Passional" ist in getreuer Nachahmung und mit einer neuen Vorrede von Herrn Dr. C. F. W. Walther neu herausgegeben worden.

Schwert zu greifen. Dies Schreiben legte der Kaiser den Fürsten vor, und am 13. Februar hielt der Legat Aleander im Anschluß an die Bulle eine dreistündige Rede an die Stände des Reichs, hob eine Anzahl Sätze Luthers hervor, die, wie er sagte, allein schon werth wären, daß man ihretwegen Tausende von Ketzern verbrennte, protestirte gegen ein Verhör des Verurteilten vor dem Reichstag, der in Sachen des Glaubens gar nicht urtheilen könne, und forderte die Verbrennung der Lutherschen Schriften.



Lucas Cranach, nach einem Gemälde von ihm selbst.

Von einer gewaltigen Wirkung dieser Rede war bei den Ständen wenig oder nichts zu merken. Der Kurfürst von Sachsen hatte sie gar nicht mit angehört; war unpäßlich gewesen. Doch die Römlinge arbeiteten wie die Maulwürfe. Aleander war reichlich mit Geld versehen worden und wußte es an den Mann zu bringen. Von einem Secretär des Kaisers erhielt er für fünfzig Gulden das Versprechen geheimer Dienste. „Die Räthe und Schreiber,“ heißt es in einem seiner Briefe, „mögen sie dem römischen Hof noch so feind sein, tanzen nach

unserer Pfeife, wenn sie nur Geld sehen. Anders geschieht nichts." Auch des Kaisers Beichtvater Glapio war unter der Hand sehr geschäftig und suchte Einfluß auf Luthers Kurfürsten zu gewinnen; doch dieser ließ sich auf nichts ein, und die geheimen Conferenzen, welche Glapio mehrere Tage nach einander mit dem sächsischen Kanzler Brück hielt, führten zu keinem Resultat, so niedrig auch Glapio seine Forderungen stellte; denn diese liefen eben doch darauf hinaus, daß Luther so weit widerrufen solle, wie es des Kaisers Interessen dienen konnte.

Unter den Zugeständnissen, die Glapio bei diesen Unterredungen machte, war auch dies, daß Luther an einem gelegenen Ort in Deutschland von unparteiischen Männern verhört werden sollte. Unter die gelegenen Orte rechnete er aber nicht Worms; vielmehr betonte er wiederholt, Luther solle das kurfürstliche Gebiet ja nicht verlassen. Und hierin stimmte er mit den päpstlichen Legaten, die emsig darauf hin arbeiteten, daß Luther vom Kaiser abwesend verdammt würde. Sie brachten auch den Kaiser dahin, daß er dem Reichstag ein Edict vorlegte, wonach Luther als ein verdammter Ketzer ohne weiteres Verhör gefänglich eingezogen werden sollte. Sieben Tage wurde über diese Vorlage hin und her geredet, wobei auch Kurfürst Friedrich seine gewichtige Stimme vernehmen ließ, und schließlich kam ein Gutachten zustande, das dem Kaiser zu bedenken gab, daß Luther im Volk zu viel Boden habe, als daß man so summarisch gegen ihn handeln dürfte; man solle ihn deshalb mit freiem Geleit citiren und durch verständige Männer befragen, „ob er auf den von ihm ausgegangenen Schriften wider unsern heiligen christlichen Glauben bestehen wolle oder nicht". Würde er in diesen Stücken Widerruf leisten, so solle er in anderen Punkten und Sachen weiter gehört und nach Billigkeit darüber verfügt werden; würde er hingegen nicht erscheinen, oder den geforderten Widerruf verweigern, so solle er als offenbarer Ketzer behandelt werden.

Das Entsetzen der Legaten über diesen Verlauf mußte noch erhöht werden dadurch, daß bei den Verhandlungen die alten

Beschwerden über die Aussaugung der Nation und die Eingriffe in die weltliche Gerichtsbarkeit von seiten des römischen Hofs und seiner Sendlinge wieder zum Vorschein kamen. Hundert Beschwerden und eine wurden aufgesetzt, und die Legaten mußten das Schreckliche erleben, daß selbst Herzog Georg seinen Beitrag in einem vollen Dutzend Beschwerdepunkte lieferte. Und welch eine Sprache führte der Mann! Rügte er doch zum Theil dieselben Praktiken, die Luther in seiner Schrift an den Adel namhaft gemacht hatte. Und selbst den Ablaßhandel, der den ganzen Streit veranlaßt hatte, griff er an. „Der Ablaß", sagte er, „wird für Geld verkauft; er wird ganz unverschämt gepriesen, nur um viel Geld zusammen zu bringen, und daher tragen die Prediger, die die Wahrheit lehren sollten, lauter Betrug und Lügen vor. Die bischöflichen Officialen sind eben so eifrig darauf bedacht, Geld zusammen zu scharren; die Armen müssen .. zahlen, die Reichen schonen sie". Und zum Schluß verlangte er gar auch ein Concil und auf demselben eine „allgemeine Reformation."

Auf die päpstliche Bulle war in dem Gutachten der Stände mit keinem Wort Bezug genommen, und die Stücke, in Betreff welcher man Luther ohne weiteres zum Widerruf auffordern wollte, waren so unbestimmt gelassen, daß sie sich möglicherweise auf ein sehr Geringes beschränken ließen; es ließ sich somit auch noch gar nicht sagen, was man zu den „anderen Punkten und Sachen" rechnen würde, in denen er ferner gehört und, was billig sei, verfügt werden sollte. Da mochten sich angesichts jener Beschwerden die Römlinge wohl fragen, was für sie und den Papst mehr zu fürchten wäre, der Triumph, daß Luther den Widerruf leistete, oder eine trotzige Verweigerung desselben. Denn im ersteren Falle war zu befürchten, daß, wenn es zu den „anderen Punkten" käme, der Mönch als Bannerträger fast des ganzen Reichstags, Herzog Georg mit eingeschlossen, dem Papst gegenüber dastehen würde; und was dann?

Doch die Stände hatten gesprochen und der Kaiser gab nach. Zwar machte er noch einen Versuch, eine förmliche kaiserliche Vorladung Luthers zu umgehen, indem er dem Kurfürsten

Friedrich zumuthete, ihn herzurufen. Als aber dieser darauf nicht einging, wurde unter dem 6. März die Citation ausgefertigt. Sie war vom Kaiser und dem Erzbischof Albrecht von Mainz, des Reiches Erzkanzler, unterzeichnet, sagte von einem Widerruf gar nichts, sondern begründete die Vorladung Luthers damit, daß der Kaiser und die Stände sich entschlossen hätten, „der Lehren und Bücher halben, so eine Zeit her von ihm ausgegangen, Erkundigung von ihm zu empfangen.“ Die freundliche Anrede: „Ehrsamer, lieber, andächtiger!“ mit der das Schreiben begann, war dem Legaten Aleander ein Greuel.

Mit dieser Vorladung und dem kaiserlichen Geleitsbrief, zu dem dann noch die Geleitsbriefe der Fürsten kamen, durch deren Gebiet Luther reisen mußte, begab sich der Reichsherold Kaspar Sturm auf den Weg nach Wittenberg, wo er am 26. März, dem Dienstag der Karwoche, anlangte.

Luther hatte, schon ehe er die Citation erhielt, durch Spalatin Kunde von dem, was in Worms über ihn beschlossen war, hatte auch sofort geantwortet, er werde, falls man ihn nicht des Irrtums überführe, nichts widerrufen; ja wenn man ihn nur des Widerrufs wegen nach Worms lade, so bleibe er lieber in Wittenberg; widerrufen könne er da auch. Als er aber nun in der kaiserlichen Citation von der Forderung des Widerrufs nichts fand, schickte er sich sofort zur Reise an, um innerhalb der in der Vorladung anberaumten 21 Tage in Worms einzutreffen. Ostern feierte er noch in Wittenberg. Am Ostersonntag schickte er mit einer Zuschrift die bis dahin fertigen Bogen des Lobgesangs Mariä an den Prinzen Johann Friedrich, am Montag das Nachwort zu der Schrift gegen Katharinus an seinen Freund Link. Am Dienstag trat er die Reise an. Auf einem gedeckten Wagen, den der Rath von Wittenberg gestellt hatte, nahm er mit seinem Collegen Amsdorf, einem adeligen Studenten aus Pommern und einem Ordensbruder Platz, und von Hunderten seiner Studenten, von Freunden und Collegen geleitet verließ er die Stadt. Sollte er sie wiedersehen? Wer konnte das sagen? Darum ermahnte er beim Abschied die studirende Jugend, festzuhalten an der Lehre des Evangeliums, und zu Melanchthon

sprach er: „Komme ich nicht wieder, und morden mich meine Feinde, so beschwöre ich dich, lieber Bruder, laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit des göttlichen Worts zu verharren". Auch die Freunde glaubten, sie sähen ihn wohl zum letztenmal.

Wer jedoch den Doctor Martinus so seines Weges nach Worms ziehen sah, der konnte nicht wohl den Eindruck bekommen, als sei hier ein verabscheuungswürdiger Ketzer, als welchen ihn der Papst in seiner Gründonnerstagsbulle samt seinen Anhängern aufs neue verflucht hatte, auf seiner Fahrt zum Scheiterhaufen. Schon der Reichsherold, der im Wappenrock, auf der Brust den kaiserlichen Adler, mit seinem Diener voraufritt, sah nicht wie ein Henker aus. In Leipzig empfing der Rath den Doctor mit dem üblichen Ehrenwein. Aus Städten und Dörfern strömte, wo er durchzog, das Volk zusammen, um den kühnen Mann zu sehen. An der Grenze des Erfurter Gebiets bereitete ihm der Rector der Universität an der Spitze eines stattlichen Zugs einen feierlichen Empfang, und als er am Sonntag in der Augustinerkirche über das Evangelium, Joh. 20, 19 ff., von dem Frieden Gottes in Christo Jesu predigte, war nicht nur das Kirchhaus so überfüllt, daß die Emporen beängstigend krachten, sondern drängte sich auch draußen vor den Thüren eine lauschende Menge. Auch in Gotha und Eisenach predigte er, und als er an letzerem Ort erkrankte, schickte ihm der Bürgermeister ein „edel Wässerlein", das ihn wenigstens so weit herstellte, daß er weiterreisen konnte.

So rückte Luther wohlgemuth dem Ziel seiner Reise näher, während in Worms seine Freunde sowohl wie seine Feinde seiner Ankunft mit Bangen entgegensahen. Die Freunde fürchteten, man werde Luthern als einem verurteilten Ketzer das Geleit nicht halten, und warnend erinnerte man ihn an Hussens Schicksal und meinte, wenn er käme, würde man ihn in Worms zu Pulver verbrennen. Er aber antwortete: „Wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so wollte ich doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen seine

großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen."

Die Feinde vernahmen mit Entsetzen, daß Luther wirklich im Anzuge sei. Zwar hatten sie anfänglich noch gehofft, ein kaiserliches Mandat, das die allgemeine Auslieferung der Lutherschen Bücher befahl, und das schon am 26. März in Worms angeschlagen und seither auch auswärts verbreitet worden war, würde ihn vielleicht noch auf dem Wege zur Umkehr bewegen. Wirklich hatte, als man dies Mandat auf der Reise angeschlagen fand, der Reichsherold ihn gefragt, ob er doch weiterreisen wolle. Aber auch diese Hoffnungen der Feinde schlugen fehl. Waren doch schon vorher in Luthers Nähe ganze Wagenladungen seiner Bücher verbrannt worden. Und was war zu Köln geschehen? Luther schrieb deshalb aus Frankfurt, wo er im Gasthaus zum Strauß logirte, an Spalatin: „Ich vernehme, daß ein kaiserlicher Befehl ausgegangen ist, mich zu schrecken; doch Christus lebt, und wir werden in Worms einziehen trotz allen Pforten der Hölle.. Machet uns also die Herberge zurecht." Und von Oppenheim aus schrieb er auf eine nochmalige Warnung Spalatins: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, dennoch wollt' ich hinein."

Als Luther dies schrieb, war aber auch ein weiterer und letzter Versuch, ihn von Worms fern zu halten, ein Versuch, zu dem Freunde und Feinde die Hand geboten hatten, an seinem Muth und dem Bewußtsein von seiner Pflicht gescheitert.

Auf der Ebernburg, wo Franz von Sickingen sich Luthers Schriften vorlesen ließ und von wo Hutten seine grimmigen und drohenden Briefe an die Legaten entsandt hatte, war nämlich plötzlich ein seltsamer Gast, der alte Glapio erschienen und hatte dort den beiderseitigen Freund gespielt. Mit großer Anerkennung hatte er von dem Manne gesprochen, dem selbst seine bittersten Feinde nicht absprechen könnten, daß er zuerst wieder die Thüre zu den Wahrheiten der heiligen Schrift geöffnet habe, und auf Huttens Frage, was denn der Mann verbrochen habe, hatte er mit Achselzucken geantwortet, das wisse er auch nicht.

Er hatte dann den Rittern vorgestellt, wie bedenklich für Luther das Erscheinen in Worms doch sei, und wie es viel besser wäre, man hielte mit ihm auf der sicheren Ebernburg eine Unterredung. Wirklich war darauf Butzer, der frühere Dominicaner, den Luther einst in Heidelberg kennen gelernt hatte, und der sich damals bei Sickingen aufhielt, mit einigen Reitern nach Oppenheim gesandt worden und hatte dort Luthern eine Einladung Sickingens überbracht und ihm mit dringlichen Worten zugeredet, die in Worms drohenden Gefahren zu bedenken und der Einladung zu folgen. Luther aber hatte das von Glapio so schlau gestellte Netz wie Spinnengewebe zerrissen und geantwortet, das Geleit, in dem er ziehe, dauere nur noch drei Tage; er sei nicht vor Glapio, sondern vor Kaiser und Reich gerufen, und wenn Glapio mit ihm zu reden habe, könne er das in Worms thun; den Freunden danke er für ihre Sorgfalt. „Also," sagt er später, „zog ich weiter aus lauter Einfältigkeit; denn wenn ich drei Tage gewartet hätte, so wäre mein Geleit aus gewest und sie hätten die Thore zugeschlossen. . Ich war unerschrocken, fürchtete mich nichts; Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre."

So mußten denn die Feinde mit ihrem Geschrei: „Er wirds nicht wagen, er wird nicht kommen", zu Schanden werden. Luther kam. Am 16. April erscholl um zehn Uhr vormittags das Wächterhorn vom Thurm des Doms und zeigte das Herannahen eines fremden Zuges an. Tausende ließen das Frühmahl stehen und eilten dahin, wo geführt von dem kaiserlichen Herold der Zug sich sehen ließ. Um den Wagen, auf welchem die Wittenberger saßen, und die Reiter, die theils, wie Justus Jonas aus Erfurt, sich auf dem Wege ihnen angeschlossen hatten, theils aus Worms ihnen entgegengezogen waren, wogte eine bunte Menge; Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe, damit dieselben einst sagen könnten, sie hätten den kühnen Mönch gesehen. Vor seiner Herberge, die ihm nicht, wie Aleander gewollt hatte, im kaiserlichen Palast, sondern in der Nähe der Wohnung seines Kurfürsten und neben denen der kurfürstlichen Räthe von Feilitzsch und von Thun in einem

Hause der Johanniter angewiesen wurde, stieg Luther vom Wagen mit den Worten: „Gott wird mit mir sein."

Auch seine Freunde waren jetzt getrost, und ihr Kreis erweiterte sich. Bis in den späten Abend ging es bei Luther aus und ein; zahlreiche hohe Herren suchten seine Bekanntschaft. Von Glapio hingegen, dem er sofort eine Unterredung hatte anbieten lassen, kam die Antwort, es wäre jetzt zu spät.

Es war auch zu spät. Luthers Auftreten vor Kaiser und Reich ließ sich jetzt nicht mehr verhindern. Schon am nächsten Morgen vor dem Frühstück brachte ihm der Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim, der in demselben Hause mit ihm wohnte, die Vorladung auf vier Uhr nachmittags. Auch in der Stadt wurde es bekannt, daß zu dieser Zeit der Mönch verhört werden sollte, und in den Straßen drängte sich, als nun die Stunde nahte, das Volk dermaßen, daß Pappenheim und Sturm, die ihn abholen mußten, es vorzogen, ihn durch den Garten und auf Seitenwegen nach dem bischöflichen Palast zu führen, wo die Stände versammelt waren. Hieher wälzte sich die Menge, als man erfuhr, daß Luther schon nicht mehr in seiner Herberge sei, und mit Mühe hielt man die Thüren des Palastes frei. Viele hatte die Neugierde auf die Dächer getrieben.

Nach zweistündigem Warten wurde Luther in den Saal geführt. Es wird erzählt, daß eben als er eintreten wollte der Feldherr Georg Frundsberg ihm auf die Schulter geklopft und gesprochen habe: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberste auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen."

In der Mitte des Saals saß unter einem Purpurdach auf seinem Throne der Kaiser, neben ihm sein Bruder Ferdinand; sechs Kurfürsten und an zweihundert hohe Herren waren zu beiden Seiten ihrem Rang nach geordnet; ein glänzender Hofstaat prangte am Thron. In diese Versammlung trat jetzt der

schlichte Mönch von Wittenberg, und eine allgemeine Bewegung ging durch den Saal. Als es wieder ruhig geworden war, ergriff der Erbmarschall das Wort und erinnerte Luther, daß er nur zu reden habe, wenn er gefragt werde. Neben dem Trierschen Official, der wie Luthers Hauptfeind aus Ingolstadt den Namen Eck trug, lag ein Haufen Bücher, und der Official legte nun Luthern im Namen des Kaisers die zweifache Frage vor, ob er diese Bücher, in denen viel böse Lehren seien, als die seinigen anerkenne, und ob er sie widerrufen oder aufrecht erhalten wolle. Ehe Luther antworten konnte, rief sein Freund Schurf, der ihm mit andern Juristen als Rechtsbeistand beigegeben war: „Man nenne die Titel der Bücher," und die Titel wurden verlesen. Die erste Frage beantwortete nun Luther, indem er sich zu seinen Büchern bekannte. Die zweite Frage aber hatte ihn überrascht; denn einmal stand in dem kaiserlichen Vorladungsschreiben von der Forderung eines sofortigen Widerrufs nichts, und wir haben ja gehört, daß Luther auf eine solche Vorladung schwerlich ohne weiteres gekommen wäre; dann aber war die Frage so gestellt, daß Luther in Bausch und Bogen über alle seine Schriften sich hätte aussprechen müssen. Zugleich wußte Luther die hohe Wichtigkeit des Augenblicks wohl zu würdigen. Er bat deshalb in demüthigen Worten um Bedenkzeit, damit er diese Frage ohne Nachtheil für das göttliche Wort und die eigene Seele beantworten könne, und diese Bitte wurde ihm nach einer kurzen Berathung der Stände gewährt, jedoch nicht ohne daß der Official ihn für solcher Gewährung unwürdig erklärte, indem er aus der kaiserlichen Citation wohl hätte wissen können, wozu er gerufen sei, eine Behauptung, die ein Blick in die Citation Lügen strafen mußte.

So wurde Luther entlassen. Als er das Haus verließ, rief aus der Menge der Tausende, die sich dort drängten, eine Stimme die Worte: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat!"

Der Kaiser hatte sich offenbar den gefährlichen Doctor anders vorgestellt; er wollte nicht glauben, daß dieser gebrechliche

Mönch jene Bücher geschrieben habe, und erklärte, d e r werde ihn nicht zum Ketzer machen. Damit hat er leider die Wahrheit gesagt, und solche Bücher hätten allerdings zehn Köpfe wie der, welcher auf Karls Schultern saß, nicht fertig gebracht.

„Ich werde nicht einen Strich widerrufen, so Christus mir gnädig ist," schrieb Luther an jenem Abend, und Christus ist ihm gnädig gewesen.

Die gewährte Bedenkzeit lief am nächsten Abend ab. Schon brannten die Fackeln im Saal, als Luther nach zweistündigem Warten in dem dichtgefüllten Vorzimmer, wo er sich indes ganz heiter unterhalten hatte, zum zweitenmal in den ebenfalls gefüllten Sitzungssaal eintreten durfte. Nach einer erneuten Rüge wegen der Bitte um Bedenkzeit, die eines Christen, viel mehr noch eines gelehrten Professors der Theologie unwürdig gewesen sei, wiederholte jetzt der Official in etwas bestimmterer Fassung die zweite der im ersten Verhör an ihn gestellten Fragen lateinisch und deutsch; Luther sollte jetzt sagen, ob er die von ihm als die seinigen anerkannten Bücher alle vertheidigen, oder ob er etwas zurücknehmen wolle. Hatte Luther am Tage vorher aus beklemmter Brust, so daß es nur in der Nähe verständlich war, gesprochen, so war jetzt jede Beengung geschwunden, und mit zwar bescheidener, doch lauter, im ganzen Saal vernehmlicher Stimme antwortete er, während er durch leichtes Beugen der Kniee seine Ehrfurcht vor der hohen Versammlung ausdrückte, in einer längeren, sorgfältig vorbereiteten lateinischen Rede. Er bat zunächst um Verzeihung, falls er, der schlichte Mönch, aus Unerfahrenheit wider die höfische Sitte verstoßen sollte. Wieder bekannte er sich dann zu seinen Schriften. Darauf theilte er sie in drei Classen. Die der ersten Classe, die schlicht vom Glauben und Sitten handelten, könne er nicht widerrufen, ohne die selbst von seinen Feinden bekannte Wahrheit zu verdammen. Die der zweiten Classe könne er ebenfalls nicht widerrufen, denn dieselben seien gegen die unsägliche Tyrannei des römischen Papsttums gerichtet, durch welche die Christenheit besonders deutscher Nation geistlich und leiblich aufs jämmer-

lichste verwüstet werde, und der er durch einen Widerruf Fenster und Thüren aufthun würde. Von denen der dritten Art, die er gegen einzelne Vertheidiger der römischen Tyrannei und Bekämpfer der heilsamen Lehre gerichtet habe, bekenne er, daß er in denselben zu heftig gewesen sei; doch widerrufen könne er auch diese nicht, indem Gefahr wäre, daß er dadurch der von ihm bekämpften Tyrannei und Gottlosigkeit Vorschub leisten würde. Doch sei er ja ein Mensch, der auch irren könne, und wie einst Christus vor Hannas gesprochen habe: „Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei“, so bitte auch er um Gottes Barmherzigkeit willen, ihn, falls er geirrt hätte, mit den prophetischen und evangelischen Schriften zu überwinden. Über die Unruhe, welche, wie er gestern erinnert worden sei, über seine Lehre entstehe, wundere er sich nicht, denn solches müsse nach der Vorhersagung Christi das göttliche Wort auf seinem Lauf erfahren. Doch solle man sich ja hüten, daß man nicht, indem man mit Verdammung göttlicher Wahrheit Ruhe zu stiften suche, diesem edlen jungen Kaiser ein unglückliches Regiment bereite.

Der Kaiser hat später, als er bei dem Kampf gegen die reine Lehre mit Schmach den Kürzeren gezogen hatte, in seiner verdrossenen Zurückgezogenheit beim Kloster St. Just Veranlassung gehabt, über die tiefe Wahrheit dieser Warnung Betrachtungen anzustellen. Jetzt aber wie später war er für dieselbe unzugänglich. Nachdem Luther trotz der drückenden Hitze der Fragestellung und einem laut gewordenen Wunsch entsprechend seine ganze Rede deutsch wiederholt hatte, wandte sich nach einer kurzen Berathung der Stände der Triersche Official im Namen des Kaisers wieder an ihn, warf ihm Unbescheidenheit und Umgehung der Frage vor, erklärte, Luthers Sätze seien schon auf dem Costnitzer Concil verdammt, und eine Widerlegung derselben aus der heiligen Schrift sei deshalb überflüssig; er solle jetzt eine einfache Antwort geben, die keine Hörner trage und keinen Mantel umhabe.

Darauf antwortete Luther: „Weil denn Eure Kaiserliche Majestät und Eure Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so

will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne hat, also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren, hellen Gründen überwunden werde, — denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein, weil es am Tage liegt, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben — so bin ich überwunden durch die von mir angeführten Sprüche der heiligen Schrift, und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort; widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, weil es unsicher und gefährlich ist, etwas wider das Gewissen zu thun."

Wie einst jener Eck zu Leipzig, so hatte ihn dieser Eck zu Worms wieder auf die Concilien gedrängt, und Luther war darauf eingegangen. Der Official hielt ihn auch dabei fest und legte ihm, damit er sich darüber ja recht deutlich aussprechen müsse, nochmals die Frage vor, ob er wirklich meine, daß die Concilien irren könnten. Doch Luther blieb fest und sagte, es sei offenbar, daß mehrmals Concilien geirrt hätten; so habe das Concil zu Costnitz gegen klare Stellen der Schrift geirrt; und als Eck einwarf, er könne das nicht beweisen, versetzte er, das wolle er beweisen in vielen Punkten.

Man hatte genug gehört; der Kaiser machte der Sache entrüstet ein Ende, und im Saal entstand Geschrei und Unruhe; es war Nacht geworden. „Ich kann nicht anders; hier stehe ich; Gott helfe mir! Amen", waren Luthers letzte Worte. Gleich darauf schritt er, von zwei Geleitsmännern geführt, unter dem Zischen und Höhnen der Spanier, aber unter bedrohlichem Getümmel bei den Deutschen, welche meinten, er sei in Haft genommen, zum Saal hinaus. Da war es, daß Herzog Erich von Braunschweig ihm in einer silbernen Kanne einen Labetrunk Eimbecker Biers reichen ließ, und Luther, nachdem er getrunken hatte, die Worte sprach: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Stündlein," welcher Worte, wie berichtet wird, Herzog Erich sich in seiner letzten Stunde erinnerte, als er von seinem Edelknaben evangelischen Trost begehrte.

„Ich bin hindurch, ich bin hindurch!“ rief Luther und streckte die Hände in die Höhe, als er um 8 Uhr fröhlich und wohlgemuth in seine Herberge trat, wo ihn die Freunde erwartet hatten, und zu Spalatin sagte er vor anderen, wenn er tausend Köpfe hätte, wollte er sie sich alle abhauen lassen, ehe er einen Widerruf thäte.

Auch der Kaiser hielt die Sache für abgemacht; gleich am nächsten Morgen legte er dem Reichstag eine Erklärung vor, worin er sich zum Costnitzer Concil bekannte und die Absicht aussprach, Luther dem Geleitsbrief gemäß sofort nach Wittenberg zurückzusenden und dann gegen ihn als gegen einen verhärteten Ketzer vorzugehen.

Doch so schnell ging die Sache nicht. Vielen hatte der Mönch gar wohl gefallen. Sein Kurfürst hatte gleich nach dem Verhör den Staupitz in seine Kammer gezogen und mit tiefer Bewegung gesprochen: „Wohl hat der Pater, Doctor Martinus, geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs in Lateinisch und Deutsch; er ist mir viel zu kühn.“ Der Landgraf Philipp von Hessen suchte ihn in seiner Herberge auf und reichte ihm beim Abschied die Hand mit den Worten: „Habt ihr recht, Herr Doctor, so helf' euch Gott.“ Ähnlich mochten noch viele stehen, die ihn während der folgenden Tage besuchten. Auch hörte und las man in Worms gleich nachher von einer geheimen Verbindung von 400 Edelleuten, die den Romanisten gegenüber für Luther mit dem Schwert eintreten wollten, und von 8000 Mann Kriegsvolk, die man aufbringen werde. Die Worte: „Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh!“ die auf dem Anschlag standen, der dies meldete, sollten wohl andeuten, daß man den Fürsten gegenüber die Bauern für Luther aufrufen werde. Selbst in des Kaisers Gemach soll man einen Zettel gefunden haben mit der Aufschrift: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!“ Zahlreicher als vorher waren die hohen Besucher in Luthers Herberge. „Ehe Luther durch des Papstes Gewalt unterdrückt wird, lassen hunderttausend aus dem Volk ihr Leben“, schrieb man in jenen Tagen aus Worms. In kurzen und längeren Druck-

schriften wurden Berichte und Gespräche über die Verhandlungen mit Luther durch das Land hin verbreitet und mit höchstem Interesse gelesen. Als er Erfurt auf der Reise nach Worms verlassen hatte, hatte man ihm nachgerufen: „Das große Deutschland wird für dich in den heiligen Kampf treten!" Mochten nun jene Drohungen mit den 400 Rittern und 8000 Kriegsleuten und dem Bundschuh auch übertrieben, vielleicht gar von Feinden Luthers, um ihn als Störer des Reichsfriedens erscheinen zu lassen, angeschlagen worden sein, jedenfalls war so viel zu sehen, daß ein sofortiges gewaltsames Einschreiten gegen ihn zu blutigen Kämpfen führen konnte. Das hätte nun die Römlinge nicht gekümmert. Hat doch Aleander es ausgesprochen: „Wenn ihr Deutschen das römische Joch abwerfet, werden wir dafür sorgen, daß ihr euch unter einander mordet, bis ihr im eigenen Blut untergeht." Aleander war auch jetzt wieder geschäftig, den Kaiser zu sofortigem Abbrechen aller Verhandlungen mit Luther zu bestimmen. Aber der Legat hatte nicht wie Karl eine Krone zu verlieren, und als die Stände den Kaiser ersuchten, durch eine Commission noch weiter mit Luther verhandeln zu lassen, gab er nach, und es wurden solche Verhandlungen auf den folgenden Mittwoch anberaumt. Die Leitung derselben wurde dem Erzbischof von Trier übergeben, und am 24. April morgens um sechs Uhr mußte Luther im Hof des Deutschen Ritterordens, des Erzbischofs Wohnung, vor der Commission erscheinen. Seine Freunde Spalatin, Schurf, Amsdorf und Justus Jonas standen ihm zur Seite. Mit beweglichen Worten stellte ihm hier der Wortführer der Commission, der badische Kanzler Hieronymus Vehus, vor, welche Verwirrung aus manchen seiner Schriften, z. B. dem Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen, erwachsen könne, und wie er durch Festhalten an diesen Schriften auch diejenigen, in welchen er viel Gutes gesagt habe, unmöglich mache; auch die Zeugnisse der Concilien kamen wieder zum Vorschein. Doch auch hier blieb Luther standhaft, beugte sich unter die Autoritat der Concilien nicht, und wies den Vorwurf der Unruhestiftung mit denselben Gründen wie in der Reichstagsversammlung

zurück; mit der Schrift wollte er überwunden sein. Das Recht zu dieser Forderung bestritt ihm nachher noch der Official Eck, den der Erzbischof, nachdem die übrigen Glieder der Commission sich entfernt hatten, zur Fortsetzung der Besprechung herbeirief. Auch der Theologe Cochläus, den Eck als Zeugen bestellt hatte, mischte sich darein, suchte auch Luthern am Nachmittag in seiner Herberge auf, hätte aber, als er hier nach vielem Geschwätz demselben zumuthete, auf sein freies Geleit zu verzichten, schier von einem der anwesenden Edelleute Handgreiflichkeiten erfahren.

Noch ließ man im Reichstag die Hoffnung auf Erfolg nicht fallen; der Kaiser verlängerte sogar, als Vehus Bericht erstattet hatte, die Zeit für Luthers Aufenthalt in Worms noch um zwei Tage, und am nächsten Morgen wurde die Besprechung fortgesetzt, am Nachmittag noch einmal. Dem Kaiser und Reich, dann einem zukünftigen Concil sollte sich Luther unterwerfen; aber alle Versuche scheiterten, als man schon glaubte am Ziel zu sein, an Luthers beharrlichem Vorbehalt, daß die heilige Schrift auch auf dem Concil entscheiden müsse, was die rechte Lehre sei. Auch eine letzte Unterredung, die der Erzbischof zuerst unter vier Augen und dann im Beisein Spalatins mit ihm hatte, brachte Luther zum Abschluß mit den Worten: „Gnädigster Herr, ich kann nicht weichen; es gehe mir, wie Gott will“, worauf er hinzufügte: „Ich bitte euer Kurfürstlich Gnaden, Sie wollen mir bei Kaiserlicher Majestät gnädige Erlaubnis wiederum anheimzu erlangen; denn ich bin nun in den zehnten Tag hier, und man richtet nichts mit mir aus.“

Darauf ritt der Erzbischof zum Kaiser, und Luther machte einen Krankenbesuch beim Ritter Hans von Minkwitz, dem er am Tage seines ersten Verhörs das heilige Abendmahl gereicht hatte. „Ich werde morgen wieder weg,“ sprach er beim Abschied.

Und wirklich, schon gegen sechs Uhr abends, kaum drei Stunden nach der Trennung von dem Trierer Erzbischof, erschien in seiner Herberge Doctor Eck und ein Secretär des Kaisers, die meldeten ihm, daß der Kaiser ihm auf einund-

zwanzig Tage sicheres Geleit gewähre; vor deren Ablauf habe er sich an seinen Ort zu begeben, auch auf der Reise sich des Predigens und Schreibens zu enthalten. Zwar hatte es nicht an Versuchen gefehlt, den Kaiser zur Verweigerung des Geleits zu bewegen; auch der Kurfürst von Brandenburg hatte sich dahin geäußert und war darüber, wie Luther berichtet, mit dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, der ihm widersprach, so in Streit gerathen, daß sie zu den Messern griffen. Doch auch Herzog Georg hatte entschieden erklärt, die deutschen Fürsten würden die Schmach eines Geleitsbruchs, zumal auf des Kaisers erstem Reichstag, nicht zulassen, und auch der Kaiser hatte die Zumuthung von sich gewiesen: das freie Geleit war gesichert, Luther ließ sich für dasselbe bedanken sowie für das gnädige Gehör vor Kaiser und Reich, und sprach: „Wie es dem Herrn gefallen, so ists geschehen; der Name des Herrn sei gebenedeit.“ Er erklärte dann noch, er werde stets dem Kaiser unterthänig sein, sei auch bereit, alles für Kaiser und Reich zu leiden; nur das behalte er sich vor, daß man ihm die Predigt und das Bekenntnis des Wortes Gottes frei und ungebunden lasse. Mit einem Händedruck schieden des Kaisers Abgeordnete von dem Mann, der so bis zu diesem seinem letzten Wort bei allen den Verhandlungen fest und unerschütterlich eingetreten war für die Majestät des göttlichen Worts.

Doch was nun weiter? Daß der Kaiser jetzt nach Ablauf des Geleits zum Äußersten schreiten und dabei die Majorität der Stände auf seiner Seite haben würde, war vorauszusehen, und Luther selbst war ja bereit, alles zu leiden. Aber der Kurfürst, wie sollte er sich zu der Sache stellen? Sollte er den frommen, kühnen Mann, die Zierde seiner Universität, ja seines ganzen Landes fallen lassen? Oder sollte er sich, sein Land und seine Unterthanen für ihn in die Schanze schlagen? Er that zunächst keins von beiden. Oder sollte er ihn außer Landes gehen lassen? Sein Neffe, König Christian II. von Dänemark, soll in jenen Tagen bei ihm um Luther geworben haben. Auch darauf ging er nicht ein. Doch war er nicht rathlos; sein Plan war schon fertig. Noch an jenem Abend ließ

er Luthern heimlich mittheilen, man werde ihn beiseite schaffen, und dieser ließ sichs gefallen.

Unter großem Zulauf war Luther in Worms eingezogen; in aller Stille fuhr er am 26. April vormittags wieder davon. „Es ist nichts mehr hie gehandelt, denn so viel: Sind die Bücher dein? Ja. Willt du sie widerrufen? Nein. So heb dich!“ — Das ist ein Bericht*) von ihm selber über die Tage von Worms.

Bald kehrte der Reichsherold Sturm, der Luther von Oppenheim bis Friedberg begleitet hatte, mit einem Schreiben von ihm, das lateinisch an den Kaiser, deutsch an die Stände gerichtet war, nach Worms zurück. Wieder vergingen einige Tage. Am 30. April legt der Kaiser den Ständen die Frage vor, was mit Luther geschehen solle, und als die Stände es dem Kaiser überließen, in Form eines Edicts seine Vorschläge zu machen, wurde Aleander mit der Ausarbeitung eines solchen beauftragt. Da traf in Worms die überraschende Nachricht ein, Luther sei auf der Heimreise überfallen und entführt worden. Wer mochte das gethan haben? Manche riethen auf Aleander als den Anstifter, und diesem bangte vor der Rache der Anhänger Luthers besonders unter dem Volk. Aleander wiederum rieth ganz richtig auf den Kurfürsten und schrieb nach Rom, der sächsische Fuchs habe den Mönch verborgen. Noch andere meinten, der Graf Wilhelm von Henneberg, ein Feind der neuen Lehre, habe ihn gefangen geführt. Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht von dem Verschwinden des wackeren Mannes durch Deutschland. „Lebt er noch, oder haben sie ihn gemördert?“ schrieb der Maler Albrecht Dürer zu Nürnberg in sein Tagebuch, „das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und um daß er gestraft hat das unchristliche Papsttum.. O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfort das heilig Evangelium so klar vortragen? Ach Gott, was hätt er noch in 10 oder 20 Jahren

*) in einem Brief vom 28. April an seinen Freund Lucas Cranach; s. „L. V.“, Bd. 7., S. 17 f.

schreiben mögen! O ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende."

Dem Kaiser konnte diese Wendung der Dinge nur willkommen sein. Er konnte nun dem Papst und seinen Anhängern der Form nach gerecht werden und die Reichsacht über Luther verhängen, ohne befürchten zu müssen, daß jemand auf dieselbe hin Hand an ihn legen und sofort ein blutiger Kampf auflodern würde. So ließ er denn die Frage nach dem Veranstalter der Entführung des Mönchs auf sich beruhen. Auch mit der Vorlegung des Edicts hatte er es nicht zu eilig. Erst nachdem ein großer Theil der Stände, darunter auch Kurfürst Friedrich und der Kurfürst von der Pfalz, Worms verlassen hatten, wurden am 25. Mai die vier noch anwesenden Kurfürsten und einige andere Herren, die nach der Reichstagssitzung den Kaiser in seine Wohnung begleiteten, dort von den päpstlichen Legaten mit der Nachricht von der Ankunft eines päpstlichen Schreibens empfangen. Darauf legte ihnen der Kaiser das von Aleander ausgearbeitete Edict vor; der Kurfürst von Brandenburg erklärte sofort, dasselbe sei gewiß ganz im Sinne der Stände gestellt; eine förmliche Beschlußnahme seitens des Reichstags, der sich ja schon durch den Beschluß, auf welchen hin Luther citirt worden war, im Voraus dazu bekannt habe, hielt man für überflüssig, und damit wurde das Edict für angenommen erklärt. Am nächsten Morgen unterzeichnete es der Kaiser und verhängte damit über Luther als über einen vom Papst verdammten Ketzer, der Aufruhr und Mord gepredigt und die Leute zu einem viehischen Leben verführt habe, ja als über einen Teufel in Menschengestalt des Reiches Acht und Aberacht, daß ihm nun niemand mehr Speise, Trank oder Obdach gewähren, vielmehr wer seiner habhaft werden könne, ihn gefangen dem Kaiser überantworten solle. Solches, hieß es, sei beschlossen „mit einhelligem Rathe der Kurfürsten und Stände", und um diesen Schein zu wahren, wurde das Machwerk zurückdatirt auf den 8. Mai, an welchem die Stände noch vollzählig versammelt waren.

Neunzehntes Kapitel.

Patmos.

Als Luther von diesem Edict Kunde erhielt, saß er wohl geborgen und aufs beste verpflegt auf der Wartburg, dem alten Residenzschloß der damals schon ausgestorbenen thüringischen Grafen droben auf der Höhe des Waldgebirges.

Wie war er dahin gekommen? Gehen wir ein wenig zurück bis auf den Tag, da Luther den Reichsherold mit den Briefen an Kaiser und Reich entlassen hatte.

Von Friedberg zog er nach Hersfeld. „Der Abt", schreibt er, „schickte mir seinen Kanzler und Kämmerer eine ganze Meile weit entgegen; er selbst empfing mich mit vielen Reitern bei seinem Schloß und geleitete mich in die Stadt. Am Thore wartete meiner der Magistrat; im Kloster ward ich herrlich bewirthet und gut gebettet. Man nöthigte mich auch am andern Morgen um fünf Uhr eine Predigt zu thun, obgleich ich mich weigerte. Am andern Tag gab uns der Abt bis an den Wald das Geleit und ließ uns allen in Berka durch seinen Kanzler nochmals ein Abschiedsmahl geben.

Auch in Eisenach wurde ihm ein großer Empfang bereitet, und auch hier mußte er eine Predigt halten. Während aber

die übrigen Gefährten die Reise nach Gotha zu fortsetzten, machte Luther, nur von Amsdorf und Bruder Petzensteiner begleitet, einen Abstecher in sein Stammdorf Möhra. Hier kamen die Verwandten aus der Umgegend zahlreich zusammen, und nachdem am andern Morgen der Oheim Heinz, bei dem er übernachtete, und viele Freunde und Verwandte einer Predigt gelauscht hatten, die er unter der großen Linde hielt, gaben ihm die Verwandten das Geleite bis in die Nähe des Schlosses Altenstein, das dem Ritter Burkhard Hund gehörte.

Jetzt hatte man Abschied genommen, und der Wagen hatte langsam auf der holperigen Straße hinschleichend eine einsame Stelle in einem Hohlweg drei Viertelstunden hinter Altenstein erreicht, als schon die Schatten des Abends sich über die Gegend gesenkt hatten. Da erscholl plötzlich Hufschlag und Waffengeklirr, und ein Trupp geharnischter Reiter sprengte auf den Wagen ein. Eine vorgehaltene Armbrust gab den rauhen Worten, welche dem Fuhrmann Halt geboten, in wohl überflüssigem Maße Nachdruck. Den Klosterbruder, der sofort ohne Valetspruch das Weite suchte, ließen die Reiter laufen. Luther wurde aus dem Wagen gerissen, und während man den in scheinbarer Entrüstung scheltenden Amsdorf und den entsetzten Fuhrmann sich selbst überließ, eilten die Reiter mit ihrem Gefangenen so schnell, daß er seinen grauen Hut im Stiche lassen mußte, seitwärts in der Richtung nach Brotterode in den Wald, setzten ihn dann auf ein lediges Pferd, warfen ihm einen Reitermantel über, ritten mit ihm bis in die tiefe Nacht umher, bis gegen Mitternacht die Mauern der Wartburg den müden Reiter und seine Gefährten aufnahmen. Fort war er, der Mann, der vom Papst verflucht war, vom Kaiser geächtet, von Feinden sogar mit Wahrsagerkünsten vergebens gesucht wurde. Der Fuhrmann konnte nur sagen, daß die Reiter nach Brotterode zu, also gen Osten geritten seien; die Wartburg lag von der Stelle des Überfalls nördlich. Der andere Zeuge des Überfalls, Amsdorf, konnte auch nicht mehr sagen; Bruder Petzensteiner nur noch weniger. Die, welche mehr hätten sagen können, wie der Schloßhauptmann auf der Wartburg, Ritter Hans von

Berlepsch, und Burkhard Hund, welche die Entführung bewerkstelligt hatten, schwiegen wie das Grab.

In der Umgegend der Wartburg aber sah man bald einen bärtigen Reitersmann gepanzert und bewehrt ab- und zugehen. Im Wald stieg er umher und suchte Erdbeeren. Auch an einer Jagd sah man ihn theilnehmen. In Begleitung eines Waffengenossen kehrte er wohl in der Herberge eines benachbarten Orts oder bei den Mönchen eines Klosters ein. Dabei kam es wohl vor, daß der Mann, der sich so ritterlich den Bart zu streichen wußte, sich in ein Gespräch über die kirchlichen Fragen, wohl auch über den Luther einließ und dabei gar eifrig wurde, bis der Begleiter zum Aufbruch mahnte. Auffallen konnte an ihm, daß er kein Buch, das er etwa in einem Hause fand, unbesehen liegen lassen konnte. Fragte jemand, wer der fremde Ritter sei, so hieß es: „Junker Georg." Daß er vom Adel war, konnte man an der goldenen Kette sehen, die er um den Hals trug, und daß er nicht ein gewöhnlicher Strauchritter war, ließ die vortreffliche Verpflegung erkennen, die ihm der wackere Schloßhauptmann zu theil werden ließ.

Wenn freilich ein Uneingeweihter den Junker Georg in seiner Stube beobachtet hätte, wären ihm ohne Zweifel wunderliche Gedanken gekommen. Da saß er stundenlang und las in einem Buch, und wer ihm über die Schulter geschaut hätte, der hätte griechische oder ein andermal hebräische Buchstaben gesehen; denn mit diesen beiden Sprachen beschäftigte er sich viel. Wer die Gespräche belauscht hätte, die er mit seinem verständigen Wirth führte, der hätte manches ernste Wort über geistliche Dinge vernommen. Bald saß er die ganzen Tage an seinem Tisch und schrieb, schrieb, schrieb. Theils waren es Briefe, die dann von fürstlichen Boten dem Hofprediger Spalatin überbracht wurden, für den sie bestimmt waren oder der sie weiter beförderte; sie waren datirt „aus der Region der Lüfte" oder „aus der Region der Vögel", oder „aus meinem Ort", und sprachen von dem Aufenthaltsort des Schreibers als von „seinem Patmos" oder „seiner Wüste". „Ich bin", hieß es in einem dieser Briefe, „zwei Tage auf der Jagd gewesen, um jene bitter-



Luther als Junker Georg, nach einem Cranachschen Holzschnitt.

süße Lust der großen Herren auch einmal zu kosten. Wir haben zwei Hasen und ein paar arme Rebhühner gefangen. In Wahrheit eine würdige Beschäftigung für müßige Leute. Ich habe auch hier unter Netzen und Hunden meine theologischen Gedanken gehabt, und so viel Vergnügen mir auch das Ansehen solcher Dinge gemacht hat, so sehr hat mich auch das darunter Abgebildete mit Traurigkeit und Mitleiden erfüllt. Denn was bedeutet dies Bild anders, als daß der Teufel durch seine gottlosen Meister und Hunde, nämlich durch Bischöfe und Theologen, die unschuldigen Thierlein heimlich jage und fange? Das Bild der einfältigen und gläubigen Seelen trat mir gar zu lebendig vor die Seele. Dazu kam noch ein schrecklicheres. Ich hatte ein armes Häslein am Leben erhalten und es in den Ärmel meines Rocks geborgen und war etwas weggegangen. Inzwischen hatten es die Hunde doch aufgespürt, zerbissen ihm durch den Rock hindurch den rechten Lauf und brachten es endlich gar um. So wüthet der Papst und der Satan, daß er auch die geretteten Seelen verderbe und meine Mühe vereitele."

Auch nach Wittenberg kamen Briefe von ihm an Melanchthon und andere; darin erkundigte er sich nach dem Wohlergehen der Kirche und der einzelnen Freunde in Wittenberg, bat auch um Zusendung einiger Schriften, die er unvollendet hatte liegen lassen müssen.

Eine solche Schrift war, wie wir uns erinnern, die Auslegung des „Magnificat" oder des Lobgesangs der Maria; dieselbe nahm er jetzt wieder unter die Feder und vollendete sie. Hier redet er aufs lieblichste von der Barmherzigkeit Gottes, vom Glauben und mancherlei Früchten des Glaubens, so besonders von der Demuth. Merkwürdig aber ist uns, daß Luther in der Zuschrift an Herzog Johann Friedrich noch schreiben konnte: „Dieselbe zarte Mutter Gottes wolle mir erwerben den Geist, der solch ihren Gesang möge nützlich und gründlich auslegen", und am Schluß der Auslegung: „Allhie lassen wirs diesmal bleiben und bitten Gott um rechten Verstand dieses Magnificat, der da nicht allein leuchte und rede, sondern brenne

und lebe in Leib und Seel. Das verleihe uns Christus durch Fürbitte und Willen seiner lieben Mutter Maria. Amen." Daß er schon damals weit davon war, Maria neben oder gar über Christum zu stellen, oder sie als Nothhelferin anzurufen, wie man es im Papsttum gewohnt war, geht gerade aus dieser Schrift deutlich genug hervor; aber auch von solchen Reflexionen auf die Fürbitte der Maria, die ihm damals als ein Überbleibsel aus früherer Zeit noch anklebten, ist er später gänzlich abgekommen. Luther hat eben nicht umsonst noch in späteren Jahren darauf hingewiesen, wie schwer es ihnen, die unter dem Papsttum groß gewachsen waren, geworden sei, sich von papistischem Wesen loszumachen.

Schon ehe Luther das fertige Magnificat an Spalatin abgehen ließ, hatte er ihm eine auf der Wartburg gearbeitete Fortsetzung seiner Psalmenerklärung, eine Auslegung des 22. Psalms, geschickt. Auch andere Psalmen, den 68., den 37., den er für seine Gemeinde, das „arme Häuflein Christi zu Wittenberg" auslegte, den 119., den er übersetzte und mit kurzen Anmerkungen versah, bearbeitete er auf der Wartburg. Den letztgenannten Psalm gab er als Anhang einer Schrift bei, die er unter dem Titel „Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten", dem Ritter Franz von Sickingen widmete, und in der er die Privatbeichte als ein köstlich Ding pries, davon man reichen Trost habe, aber davor warnte, daß man dieselbe als ein vom Papst gebotenes Werk, ohne dessen Verrichtung man nicht Vergebung der Sünde erlangen könne, ansehe und übe. Über seine erzwungene Verborgenheit sagt er hier: „Ich kann nit mehr thun; ich bin nun von dem Plan geschupft; sie haben nun Zeit zu wandeln (ändern), was man von ihnen nit leiden kann, noch soll, noch will. Wandeln sie nit, so wird ein Anderer ohn ihren Dank wandeln, der nit, wie Luther, mit Brief und Worten, sondern mit der That sie lehren wird. Es ist, Gott Lob und Dank, des Hanfpotzens zu Rom Furcht und Scheu einmal weniger worden."

Eine andere in Wittenberg begonnene aber noch unvollendete Arbeit, die sich Luther, so weit sie erschienen war, auf die

Wartburg zuschicken ließ, um daran weiter zu arbeiten, war die „Postille“, deren erster Theil, die Adventspostille, endlich unter der Presse war, als er nach Worms reiste. Jetzt aber hatte er den theilweise ausgeführten Plan dahin verändert, daß er die Postille in deutscher Sprache verabfassen wollte, und zwar arbeitete er zunächst die Auslegung der Episteln und Evangelien für die Adventssonntage deutsch aus und schickte sie zum Drucker. Während der Druck sich wiederum verzögerte, fuhr er in der Arbeit rüstig fort und im September war auch der zweite Theil bis zum Epiphanienfest fertig. Und zwar gab er die Postille in der Weise heraus, daß er für jeden Sonntag die Predigt über das Evangelium der über die Epistel unmittelbar folgen ließ; erst spätere Herausgeber haben sie in eine Evangelienpostille und eine Epistelpostille getheilt. Das so begonnene Werk war eins der wichtigsten und segensreichsten, die Luther ans Licht gestellt hat. Waren doch die allerwenigsten Prediger der damaligen Zeit imstande, selbst wenn sie wollten, eine ordentliche evangelische Predigt zu halten. Hier war ihnen nun eine reiche Fundgrube geboten, in der sie die Schätze der heilsamen Lehre in schlichter und einfältiger Form zusammengetragen finden und mit leichter Mühe heben und sich aneignen konnten. Und wo sie auch dazu unfähig waren, konnten sie, wie das wohl häufig geschehen ist, einfach der Gemeinde vorlesen, was sie nicht frei vortragen konnten, daher denn diese Postille mit Recht den Namen „Kirchenpostille“ erhalten hat. Tausende haben aus diesem Buch das Beste geholt, was sie auf der Kanzel vorgetragen haben; Tausende aus der Zuhörerschaft haben daheim in ihren Häusern daraus Belehrung und Erbauung geschöpft, und so ist der Segen, den es gestiftet hat, unermeßlich.

Der vollständigen Postille sollte ein „kleiner Unterricht, was man in den Evangelien suchen und gewarten soll“, den Luther damals schon ausarbeitete, vorangestellt werden. Doch diese Einleitung wurde nebst einer Widmung an den Grafen von Mansfeld schon dem zweiten Theil beigegeben, sonst hätte sie noch längere Zeit liegen müssen. Außer den angegebenen

beiden Theilen hat nämlich Luther auf der Wartburg nur noch eine für die Postille bestimmte Predigt ausgehen lassen, mit der er, wie er sagte, seinen lieben Deutschen die Postille mitten aus dem Faß credenzte, indem er sie einzeln herausgab. Es war dies eine Predigt über das Evangelium des 14. Sonntags nach Trinitatis „von den zehn Aussätzigen", in welcher er die verkehrte Auslegung der Papisten abweisen wollte, welche aus den Worten: „Gehet hin und zeiget euch den Priestern", die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte erweisen wollten. Durch mancherlei andere Arbeiten auf der Wartburg und nachher in Wittenberg wurde Luther verhindert, das Werk ohne Unterbrechung fortzusetzen, und so konnte die Postille, die Luther in einer Schrift vom Jahre 1527 als „das beste Buch, das er je gemacht", bezeichnet hat, erst lange nachher zur Vollendung geführt werden.

Einen Theil der Zeit, welche Luther auf der Wartburg sehr gegen seine Neigung der Postille entziehen mußte, verwendete er auf die Widerlegung einer gelehrten Schrift, die der Löwener Theologe Latomus gegen ihn hatte ausgehen lassen. Obschon ihm auf seinem Patmos gar kein gelehrtes Handwerkszeug, nur seine Bibel zu Gebote stand, gerieth doch diese Schrift zu einer der gründlichsten Abhandlungen über die wichtigen Lehren von Sünde und Gnade, von Gesetz und Evangelium, die wir aus seiner Feder haben. Die Vergleichung der Citate seines Gegners aus den Kirchenvätern, die er wegen des erwähnten Mangels an Büchern nicht selber anstellen konnte, wies er den Wittenberger Freunden zu, die er aufforderte, auch etwas für das Evangelium zu thun und der Schlange, deren Kopf er zertreten habe, den Garaus zu machen.

Auch der Papst bekam wieder sein Theil. Als nämlich Luther auf der Wartburg erfuhr, daß ihn am letzten Gründonnerstag der Papst unter die Ketzer aufgenommen hatte, die er in seiner berühmten Abendmahlsbulle namentlich verfluchte, erließ er gegen ihn eine scharf gepfefferte und gesalzene Schrift, mit welcher er dem „holdseligen, zarten, hochgelehrten Stuhl"

ein Neujahrsgeschenk machen will. „Wer weiß“, schreibt er spöttisch, „du giebst mir vielleicht auch noch einen Cardinalhut oder ein Bistum oder eine gute Pfarre. Es ist Zeit, daß ich mich schuldig des Dienstes erkenne und helfe diese Bulle ausbreiten und gemein machen für jedermann; darum will ich sie nicht allein verdeutschen, sondern auch ein wenig Glosse dabei setzen.. Ich will dir aber nicht bergen meine große Mühe, die ich darin zu verdeutschen und glossiren gehabt, auf daß, so du mir etwas geben willt, meine Mühe recht ansiehest und nicht allein einen Cardinaltitel ohne Zins gebest.. Denn ich sage dir, ob sie wohl mitten in lateinischem Land gemacht ist, so ist sie doch so gar unlateinisch, als hätte sie ein Küchenbube gemacht.. Wo ich ihm aber würde zu wenig thun, wolltest für gut halten; ich wills ein andermal bessern. Der Neujahrstag lief eilend davon und wollt ja dies Geschenk mitbringen. Behüt dich meine Gunst und Gnade, du holdseliger, freundlicher heiliger Stuhl.“

Auch die Theologen der Pariser Universität, die eine lange Reihe Sätze aus seinen Schriften für pestilentialische Ketzereien erklärt hatten, und denen gegenüber schon Melanchthon seinen Freund vertheidigt hatte, wurden jetzt von der Wartburg aus von ihm selber abgestraft, indem er seine Sätze und ihr Urteil darüber einfach übersetzte und mit einem kurzen Vor- und Nachwort in Druck gab.

Bei weitem die wichtigste Arbeit aber, die Luther auf der Wartburg in Angriff nahm und der Hauptsache nach vollendete, kündigte er seinem Freund Lange in einem Brief vom 18. Dec. 1521 an mit den Worten: „Ich will das Neue Testament ins Deutsche übersetzen,“ und wenn, wie es wahrscheinlich ist, die emsige Ausführung dieses Vorsatzes viel dazu beitrug, daß die Postille fürs erste zum Stillstand kam, so haben wir bei aller Hochschätzung des letzteren Werks den Tausch nicht zu beklagen. Denn wenn die Kirchenpostille großen Segen gestiftet hat, so war der Gewinn, den die Reformation und die Kirche der Reformation bis auf den heutigen Tag von der Lutherschen Bibelübersetzung gehabt hat, doch noch größer. Zwar gab

es ja vor Luther schon deutsche Übersetzungen der heiligen Schrift; dieselben litten aber an einem zwiefachen Mangel. Einmal nämlich waren sie nach der vielfach ungenauen lateinischen Übersetzung, der Vulgata, gearbeitet, und zu den Fehlern der lateinischen Vorlage waren beim Übersetzen ins Deutsche noch neue gekommen. Zum andern aber war die Sprache jener deutschen Bibeln so undeutsch, daß sie dem Volke ungenießbar sein mußten. Zu einer Übersetzung des Neuen Testaments aus dem griechischen Urtext hatte Lange eben in jenem Sommer den Anfang gemacht mit der Herausgabe einer Übersetzung des Matthäus-Evangeliums, und in dem erwähnten Briefe ermahnte ihn Luther, damit fortzufahren. Aber während ihn seine Kenntnis der griechischen Sprache zum richtigen Verständnis des Textes geschickt machte, konnte sein Deutsch sich mit Luthers nicht messen. Wie Luther war kein anderer Theologe deutscher Zunge befähigt, seinem Volke eine schöne, echt deutsche Bibel zu schenken. Ohne die erzwungene Muße auf der Wartburg, wo er anfänglich über sein Nichtsthun Klage führte, wäre er aber wohl nicht so schnell an diese Arbeit gekommen. Eine weise Führung und Fügung Gottes haben wir darum schon aus diesem Grunde in jener Verbannung zu bewundern.

Mit großem Eifer machte sich Luther an die Lösung der schwierigen Aufgabe, deren Schwierigkeit er sich während der Arbeit immer mehr bewußt wurde, bis er sogar mit dem Gedanken umging, insgeheim nach Wittenberg zurückzukehren, um dort in einem verborgenen Kämmerlein sich des Beistands der Freunde zu bedienen. Doch hieraus wurde nichts, und er arbeitete allein weiter mit solchem Fleiß, daß er noch auf der Wartburg das ganze Neue Testament zu Ende führte.

Die Sprache, welcher sich Luther wie in seinen früheren deutschen Schriften, so auch in seiner deutschen Bibel bediente, war nicht eine der damals bestehenden und in Schriften niedergelegten Mundarten, nicht einfach Meißner Deutsch, sondern die Sprache der sächsischen Kanzlei, die man an den deutschen Fürstenhöfen schrieb, und die zwischen den ober- und

niederdeutschen Mundarten die Mitte hielt, daher auch leicht von allen verstanden wurde. Die Wörter aber, welche er brauchte und nicht in Büchern fand, hatte er der Mutter im Hause, den Kindern auf der Gasse, dem gemeinen Mann auf dem Markt abgelauscht. Er selbst aber drückte der Sprache, die er in Gebrauch nahm, den Stempel seines kräftigen und doch zarten, wuchtigen und doch beweglichen, wunderbar reichen Geistes auf und wurde so der Altmeister, von dem die größten Meister späterer Tage deutsch gelernt haben.



Während Luther mit diesen und anderen Arbeiten beschäftigt droben in seiner Abgeschiedenheit rastlos thätig war, stand das Getriebe drunten, aus welchem er herausgerissen worden war, auch nicht still. Das Wormser Edict wurde an verschiedenen Orten veröffentlicht, und viele mochten denken, damit sei der Wittenberger Mönch abgethan, er werde nun nicht wagen dürfen, aus seiner Verborgenheit wieder hervorzutreten und in die Räder der Geschichte einzugreifen.

Unter denen, die erleichtert aufathmeten, als die Nachricht von seiner Entrückung durchs Land flog, war gewiß der Erzbischof Albrecht von Mainz. Einerseits konnte dieser jetzt eher hoffen, daß in seinem eigenen Gebiet Ruhe eintreten werde, und wir erfahren, daß er, um den Frieden zu erhalten, auch solchen, die jetzt anfangen wollten, gegen Luther zu predigen, Schweigen geboten hat. Andrerseits aber fühlte er sich auch eines lästigen Hemmschuhs entledigt, der ihn gehindert hatte, seinen Interessen nachzugehen. Er war es ja gewesen, dessen Taschen, als Luther den Ablaßkrämern das Geschäft verdarb, am schwersten betroffen wurden. Nach wie vor brauchte er Geld, viel Geld, so viel, daß seine regelmäßigen bedeutenden Einnahmen bei weitem nicht zureichten. Jetzt sollte die durch Luther verstopfte Quelle wieder geöffnet werden. In Halle hatte er einen reichen Schatz Reliquien zusammengebracht, darunter angeblich große

Raritäten, wie Stücke von dem brennenden Busch Moses, Dornen aus des Heilandes Dornenkrone, Reste des Weines von der Hochzeit zu Cana und Krüge, in denen dort das Wasser verwandelt ward, auch ganze Leichen von Heiligen. Diese Schätze wurden nun in Halle ausgestellt, und ein Aufruf des Erzbischofs lud die Leute ein, zu kommen und sich mit andächtiger Beschauung des Heiligtums und Erlegung eines Almosens für das Stift reichen Ablaß zu holen.

Die Kunde von dieser neuen Gnadenspendung drang aber auch zu einem, für den sie der Cardinal nicht bestimmt hatte, zu dem Mann auf der Wartburg.

Dieser hatte es schon bitter bereut, daß er zu Worms so zart aufgetreten war. Er hatte dort einmal sich vernehmen lassen, wo die Sachen nicht anders würden, müsse er die Fenster gar aufthun; jetzt wünschte er, er hätte sie aufgethan, und meinte, wenn er noch einmal vor sie gestellt würde, so sollten die Abgötter anderes zu hören bekommen. Als er darum von dem neuen Abgott zu Halle hörte, war er bald mit sich eins, was er thun wollte. Im October kündigte er Spalatin an, daß er öffentlich gegen des Cardinals Ablaßgötzen losziehen werde.

Kaum vernahm man draußen, daß der Geächtete gegen einen so hohen geistlichen Herrn und Reichsfürsten seine Büchse lade, als man auch von verschiedenen Seiten schleunigst sich bemühte, den, wie man erwarten konnte, wohlgezielten Schuß von der hohen Warte zu verhindern. Von Spalatin kam ein unangenehmer Brief mit der Nachricht, der Kurfürst werde die Veröffentlichung einer solchen Schrift, die den öffentlichen Frieden stören würde, nicht dulden. Grimmig antwortete Luther, er lasse sich solches Verbot nicht gefallen; lieber möge ihm Spalatin und der Fürst und die ganze Welt verloren gehen; er habe dem Papst widerstanden, warum solle er seiner Creatur weichen. Wirklich schickte er auch die bereits fertige Schrift an Spalatin; derselbe sollte sie vor der Veröffentlichung nur dem Melanchthon behufs etwaiger Änderungen vorlegen.

Aber auch am kurmainzischen Hof hatte man schon Kunde von dem, was kommen sollte, und eines Tages erschien des be=

drohten Prälaten vertrauter Rath Capito mit seinem Freund Stromer bei Melanchthon. Auf die Frage, was die Herren herführe, gaben sie an, sie wollten die Freunde besuchen und das berühmte Wittenberg sehen. Bald aber fingen sie, obschon zögernd und zurückhaltend, an, mit ihrer Sache herauszukommen. Doch Melanchthon gab ihnen wenig Trost, indem er erklärte, sie seien nicht an die rechte Schmiede gekommen; er spiele in diesem Handel gar keine Rolle; da müsse man Luther nach bestem Gewissen handeln lassen. Auch als sie endlich gerade heraus sagten, was sie wollten, ließ sich Melanchthon zu keiner Vermittelung herbei.

Luther aber, der auch noch erfahren hatte, daß Albrecht Priester, welche sich in den Ehestand begeben wollten, nicht mit Frieden ließ, wußte, obschon man ihm seine Schrift wirklich zurückhielt, den Erzbischof doch zu finden und schrieb ihm am 1. December einen Brief, in welchem er deutsch mit ihm sprach. „Es hat jetzt," schrieb er, „Ew. Kurf. Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott, der die armen einfältigen Christen um Geld und Seele bringet. Es denkt vielleicht Ew. Kurf. Gn., ich sei nun von dem Plan, will nun von mir sicher sein und durch Kaiserl. Majestät den Mönch wohl dämpfen. Das lasse ich geschehen. Aber noch soll Ew. Kurf. Gn. wissen, daß ich will thun, was christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch die höllischen Pforten. . Ich wills weder leiden noch schweigen, daß der Bischof von Mainz sollt vorgeben, er wisse nicht oder ihm gebühre nicht Unterricht zu thun, wenn es ein armer Mensch von ihm fordert, und wolle doch wohl darum wissen und frechlich für und für fahren, wenn es ihm Geld tragen soll. Mir nicht des Schimpfs; man muß anders davon singen und hören. Ist derohalben an E. K. G. meine unterthänige Bitte, E. K. G. wollte das arme Volk unverführt und unberaubt lassen, sich einen Bischof, nicht einen Wolf erzeigen. . Gott lebt noch, da zweifle nur niemand an, kann auch die Kunst, daß er einem Cardinal von Mainz widerstehe, wenn gleich viel Kaiser ob ihm hielten. . E. K. G. denken nur nicht, daß Luther todt sei. . Darum sei E. K. G. endlich und schriftlich angesagt, wo

nicht der Abgott wird abgethan, muß ich . . aller Welt anzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf. Da mag sich E. K. G. nach wissen zu halten. Zum andern bitt ich, E. K. G. wollten sich enthalten und die Priester mit Frieden lassen, die sich, Unkeuschheit zu meiden, in den ehelichen Stand begeben haben oder wollen." Er droht dann, wo solches nicht Gehör finde, die Schande der Bischöfe aufzudecken. „Schweigen werd ich nicht," fügt er hinzu, „und ob mirs nicht würde gelingen, hoffe ich doch, ihr Bischöfe sollt euer Liedlein nicht mit Freuden hinaus singen. . Hierauf bitte und warte ich E. K. G. richtige und schleunige Antwort inwendig vierzehn Tagen. Denn nach bestimmten vierzehn Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine Antwort."

Und richtig kam innerhalb der vorgeschriebenen Zeit Antwort vom Erzbischof. „Lieber Herr Doctor", begann sie, „ich hab Euren Brief, welches Datum stehet am Tage Katharinä, empfangen und gelesen und zu allem Guten angenommen, versehe mich aber gänzlich, die Ursach sei längst abgestellt, so Euch zu solchem Schreiben bewegt hat, und will mich ob Gott will, dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zustehet, als weil mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleiht, darum ich auch treulich bitte und lassen bitten will."

So schrieb ein Erzbischof, Cardinal und Kurfürst an den vom Papst gebannten und vom Kaiser geächteten Mönch. In Wittenberg vernahm man auch gleich darauf, daß der Erzbischof einen wegen seiner Heirat gefangen gesetzten Priester in Freiheit gesetzt und in seiner Pfarre und bei seinem Eheweibe belassen habe, auch nunmehr selber predige, so daß man sagte, Albrecht werde dem Evangelium beitreten, und darauf hin um so kühner auf der daselbst nun eingeschlagenen Bahn weiter ging.

Welcherlei war diese Bahn?

Zwanzigstes Kapitel.

Die Wittenberger Unruhen.

In der ersten Zeit nach Luthers Entfernung waren zu Wittenberg die Dinge in dem Geleise fortgegangen, das er ihnen angewiesen hatte. Die Universität arbeitete frisch weiter. In einem Brief aus jener Zeit heißt es: „Es sind mehr als anderthalb tausend Studenten hier, welche beinahe alle beständig, wo sie gehen und stehen, ihre Bibel mit sich herumtragen. Alle gehen unbewaffnet, und es herrscht unter ihnen als unter Brüdern, die in Christo hier versammelt sind, große Eintracht.. Es giebt hier Sachsen, Preußen, Polen, Böhmen, Schwaben, Schweizer, Franken, Thüringer, Meißner und viele aus anderen Gegenden.. Die ganze Stadt ist von den Studenten förmlich eingenommen und besetzt." Unter den Lehrern stand der fünfundzwanzigjährige Melanchthon an der Spitze, und schwer lag die Last der Verantwortlichkeit auf seinen Schultern. Er hoffte sehnsüchtig auf Luthers Rückkehr, seit er auf die Nachricht von seiner Geborgenheit die Worte geschrieben hatte: „Unser allerliebster Vater lebt!" Fleißig stand er seinem Lehrerberuf vor; jene Fürsprecher des Mainzer Bischofs besuchten seine Vorlesung, in der er den ersten Corintherbrief aus-

legte. Auch arbeitete er an seiner zusammenhängenden Darstellung der christlichen Glaubenslehre, den Loci, deren Druckbogen, wie sie von der Presse kamen, Luther mit großer Freude empfing. Luther war für den begabten Mitarbeiter, auf den er übergroße Hoffnungen setzte, seines schwachen Körpers wegen stets besorgt und ermahnte ihn auch jetzt, sich zu schonen. Einen neuen Gehilfen erhielt Melanchthon an Justus Jonas, der bald nach dem Wormser Reichstag von Erfurt nach Wittenberg übersiedelte. Auch der pommersche Theologe Johann Bugenhagen begann an der Universität zu lehren. Als Lehrer des Hebräischen trat Matth. Aurogallus ein. Auf Luthers Kanzel wurde Amsdorf gestellt; ein Wunsch Luthers, daß auch Melanchthon zum Predigen herangezogen werden möchte, blieb jedoch unerfüllt. Als Katechet für die Unterweisung der Kinder war Johann Agricola aus Eisleben angestellt, der daneben auch an der Universität lehrend thätig war.

Derjenige unter seinen bisherigen Mitarbeitern, von dem man den äußeren Umständen nach einen besonders engen Anschluß an Luther hätte erwarten sollen, war Carlstadt. Er war Luthers Kampfgenosse auf der Pleißenburg gewesen; ihn hatte dann der gemeinsame Gegner Eck mit auf die erste Bulle gesetzt. Anstatt eines engeren Zusammenschlusses trat aber zwischen beiden durch Carlstadts Schuld eine immer größere Entfremdung ein. Carlstadt war von Anfang an eifersüchtig auf Luthers Ansehen. Der Schatten, in welchen ihn Luther zu Leipzig gestellt hatte, hatte neue Erkältung bei Carlstadt zur Folge gehabt, für die Luthers Reise nach Worms, und was mit derselben zusammenhing, keineswegs ein Heilmittel wurde. Auch daß ihn der Kurfürst gleich darauf zeitweilig dem König von Dänemark borgte, während Luther demselben versagt wurde, war ja kein Zeugnis für Carlstadts Unentbehrlichkeit.

Jetzt aber war Luther aus Wittenberg beseitigt, jetzt konnte Carlstadt hoffen, sich in den Vordergrund zu drängen, welchen er früher Luthern hatte einräumen müssen. Schon im Sommer kehrte er nach ganz kurzem Aufenthalt in Dänemark nach Wittenberg zurück.

Von hier drangen bald wundersame Nachrichten zu dem Gefangenen auf der Wartburg. Carlstadt trat als Reformator auf. Gleich nach seiner Rückkehr aus Dänemark, am 19. Juni, schlug er Thesen an für eine am 21. abzuhaltende Disputation über die Ehelosigkeit und die Mönchsgelübde; am 24. ließ er eine deutsche Schrift über die Gelübde folgen, und schon fünf Tage darauf eine ausführliche Erläuterung zu seinen Thesen. Die zweite dieser sieben Thesen lautete: „Man soll niemand zum sogenannten geistlichen Stand berufen, der außer der Ehe steht;“ und diesen Satz begründet er mit den Worten Pauli 1. Tim. 3.: „Ein Bischof soll unsträflich sein, eines Weibes Mann.“ Hier, sagte er, sei den Priestern die Ehe geboten, wie sie den Leviten im alten Bund geboten gewesen sei. Zweierlei sehen wir hier bei Carlstadt, das später in noch gesteigertem Maße zu Tage trat: ein ungesundes Drängen ins Übermaß und eine ungesunde Übertragung alttestamentlicher Einrichtungen und Vorschriften auf die neutestamentliche Christenheit. In einer zweiten Ausgabe drohte er, er werde, falls die Bischöfe fernerhin verheirathete Priester verfolgen würden, einige von jenen öffentlich angreifen. In der deutschen Schrift von den Gelübden, wo er wiederum die alttestamentlichen Verordnungen über die Gelübde ohne weiteres auf die damalige Zeit überträgt, kommt er auch auf die Frage, was von den Bildern zu halten sei, und erklärt alle Bilder im Gottesdienst für verwerflich. In derselben Schrift erklärt er auch die Beichte für „unnütz“ und weist darauf hin, daß „alle sichtbarliche und äußerliche Gottesdienste nit nütz sein.“ Gegen das Pilgern zum heiligen Grab wendet er ein „das Fleisch Christi ist nicht nutz, als Christus spricht“, während doch der Herr Joh. 6, 63. mit den Worten: „das Fleisch ist kein nütze“ offenbar nicht *sein* Fleisch gemeint hat.

Zu solchen Ausschreitungen in der Lehre konnte Luther nicht ja sagen. Er konnte weder die falschen Sätze noch die falsche Begründung mancher richtigen und von ihm selbst längst ausgesprochenen anerkennen, schickte auch dahin gehende Erklärungen nach Wittenberg.

Hier ließ man es aber beim Disputiren und Schreiben nicht bewenden, und zwar war es gerade im Augustinerkloster, wo der Brand, den Carlstadt anfachte, zuerst Flammen schlug, indem die Mönche anfingen, von ihrem Recht Gebrauch zu machen. Im November waren dreizehn ausgetreten, und einige wollten ein Handwerk ergreifen und heiraten, während andrerseits die, welche im Kloster blieben, von Bürgern und Studenten mit Hohn und Drohungen verfolgt wurden. Auch außerhalb Wittenbergs kam es vor, daß Priester in die Ehe traten; so der uns schon bekannte Bernhardi aus Feldkirchen, der Probst zu Kemberg geworden war.

Daß den Priestern die Ehe zu gestatten sei und diejenigen unter ihnen, denen der ehelose Stand Gewissensnoth machte, zu ordentlicher Ehe greifen sollten, hatte Luther längst ausgesprochen, und wir haben oben gehört, wie er von der Wartburg aus dem Erzbischof von Mainz gegenüber sich äußerte. Als er jedoch von den Vorgängen in Wittenberg hörte, konnte er sich der Sorge nicht erwehren, jene Mönche möchten ihren Austritt vollzogen haben, ohne in ihrem Gewissen besser, als sie es aus Carlstadts Unterricht hatten werden können, von der Berechtigung oder Nöthigung zu diesem Schritt überzeugt zu sein. Darum kam er ihnen und anderen jetzt zu Hilfe in einer Schrift „über die Klostergelübde“. Er widmete dieselbe seinem Vater, den er einst durch sein Gelübde so tief gekränkt hatte, und dem er jetzt öffentlich recht gab, indem er erklärte, sein Gelübde sei wegen der damit begangenen Verletzung des kindlichen Gehorsams nicht eine Schlehe werth gewesen.

Zu gleicher Zeit mit diesem Büchlein war aber ein Unterricht über noch einen Punkt an seine Klosterbrüder nöthig geworden. Der einäugige Klosterprediger Gabriel Zwilling, oder ins Griechische übersetzt Didymus, hatte nämlich angefangen, gegen die Anbetung der Hostie und die Stillmessen zu predigen und die Reichung des Kelchs im Sacrament an alle Communicanten zu fordern. Das hatte zur Folge gehabt, daß sich die meisten Mönche weigerten, ferner nach papistischer Weise Messe zu halten, und da der Prior Held die Einführung der durch

Zwilling geforderten Weise nicht hatte gestatten wollen, so war der Meßgottesdienst in der Klosterkirche fürs erste ganz eingestellt worden. Als des Didymus Predigt bekannt geworden war, hatte sich die Universität ins Mittel geschlagen und eine Commission eingesetzt, die mit den Mönchen verhandeln sollte; zu derselben gehörten auch Carlstadt, Jonas und Melanchthon. Da diese Verhandlungen nicht zum Ziele geführt hatten, hatte man einige Tage später eine neue Commission zu den Mönchen geschickt, und dieser Ausschuß hatte denselben in einem Gutachten an den Kurfürsten vom 20. October 1521 der Hauptsache nach recht gegeben und den Kurfürsten gebeten, die Austheilung des Sacraments unter beiderlei Gestalt an alle Communicanten wieder einzuführen und das Meßopfer, besonders die Todtenmessen abzuschaffen. Auch war Melanchthon noch im October mit 65 Thesen gegen das Meßopfer aufgetreten. Doch der Kurfürst hatte sich geweigert, dem Gutachten nachzukommen, und verlangt, man solle warten, bis andere auch dieselbe Erkenntnis würden gewonnen haben, auch bedenken, daß durch Abschaffung der Messen den Kirchen der größte Theil ihrer Einkünfte würde entzogen werden.

Jetzt ließ sich auch Luther über diesen Gegenstand vernehmen. Er verfaßte nämlich erst lateinisch, dann auch deutsch eine den Augustinern zu Wittenberg gewidmete Schrift „vom Mißbrauch der Messen“ und übersandte sie Spalatin zur Weiterbeförderung nach Wittenberg. Wie er zu der ganzen Angelegenheit stand, und was er mit seiner Schrift bezwecken wollte, sehen wir schon aus den Anfangsworten der Zuschrift. Da sagt er: „Es ist mir mündlich und schriftlich kund worden, lieben Brüder, daß ihr vor allen die ersten seid, die in ihrer Sammlung den Mißbrauch der Messen habt angefangen abzuthun. Und wiewohl michs hoch erfreut hat, als ein Werk, daran ich spüre, daß das Wort Christi in euch wirket, und es nicht umsonst empfangen habt, doch habe ich daneben aus christlicher Liebe, die nichts unterläßt, große Sorge, daß ihr nicht alle gleicher Beständigkeit und gutes Gewissens ein solch groß, merklich Ding habt angefangen.“

Das alſo wollte er mit dieſer Schrift wie mit der von Mönchsgelübden erzielen, daß die Brüder das, was ſie thaten und er billigte, auch mit gutem Gewiſſen aus vollſter Überzeugung von der Rechtmäßigkeit ihres Thuns vornehmen und ausführen möchten, wie er ſie denn auch zum Schluß ermahnt, der Schwachen, die etwa unter ihnen wären, zu ſchonen.

Gerade dieſe Ermahnung war aber bei den Kloſterbrüdern ſehr nöthig. Am 12. Nov. ſchrieb der Prior Held an den Kurfürſten, durch die Predigten in der Kloſterkirche werde das Volk zum Haß, ja zu Gewaltthätigkeiten gegen die Mönche aufgereizt, 13 Mönche hätten das Kloſter verlaſſen und hetzten Bürger und Studenten gegen den Prior und die im Kloſter verbliebenen Mönche, ſo daß dieſelben in großer Gefahr ſeien. Von der Kloſterkirche ging die Bewegung auch auf die Stadtkirche über. Dort wurden die meſſeleſenden Prieſter, nachdem man ihnen die Meßbücher entriſſen hatte, von den Altären getrieben, und es wurde erzählt, die bei dieſem Unfug betheiligten Studenten hätten bloße Meſſer unter den Röcken gehabt. Am 4. December wurden am Kloſter Drohbriefe angeſchlagen; die Mönche, welche Meſſe leſen wollten, wurden verhöhnt und ſonſt bedrängt, und in der Nacht ſtellte, da ein Überfall des Kloſters durch die Studenten zu befürchten war, der Senat den Mönchen eine Wache. Zwar bezeichnete man als die Anſtifter dieſer Unruhen Auswärtige, beſonders Erfurter Studenten; auch wurde dem Kurfürſten gemeldet, die Schuldigen ſollten beſtraft werden. Aber gerade der Ausſchuß der Univerſität, der die Sache unterſuchen ſollte, konnte ſich über die Hauptfrage, was mit der Meſſe zu machen ſei, nicht einigen, und ſchließlich reichte jede Partei ein eigenes Gutachten ein. Das eine, das vom Univerſitätsrector, ferner von Carlſtadt, Melanchthon, Amsdorf und anderen unterzeichnet war, beſtand der oben erwähnten Antwort des Kurfürſten gegenüber auf Abſchaffung der römiſchen Meſſe; das andre im Gegentheil bat um Schutz für die Meſſe.

In dieſen ſtürmiſchen Decembertagen ſtieg bei Nicolaus Amsdorf ein fremder Reitersmann ab. Derſelbe mußte wohl

auch mit Magister Philippus zu reden haben, denn Melanchthon verbrachte manche Stunde in gar vertraulichem Gespräch mit dem bärtigen Mann im grauen Reitergewand. In der Stadt ließ er sich weiter nicht sehen, sondern er hielt sich zurückgezogen drei Tage in Amsdorfs Hause auf. Ja als sich nach Ablauf derselben in Wittenberg das Gerücht verbreitet hatte, Doctor Martinus sei in der Stadt, eilte er still, wie er gekommen war, wieder davon.

Das Gerücht aber hatte wahr geredet: der graue Reiter war wirklich Luther gewesen, den es auf der Wartburg nicht länger gelitten hatte, und der sich von einem Knecht begleitet aufgemacht hatte, um von der Lage der Dinge in Wittenberg Einsicht zu nehmen. Fröhliche Stunden waren es, die er dort im Kreise der Freunde verlebte. „Es gefällt mir alles sehr wohl, was ich sehe und höre“, schrieb er an Amsdorf; „Gott stärke den Geist derer, die uns wohl wollen.“ Doch erwähnt er dabei zweierlei, das ihm die Freude verkürzte. Spalatin hatte seine Schriften von Mönchsgelübden und vom Mißbrauch der Messen festgehalten, anstatt sie nach Wittenberg zu schicken, und er verlangte jetzt deren sofortige Veröffentlichung, sonst werde er noch viel heftiger schreiben. Zum andern hatte er auch gehört von den Ausschreitungen zu Wittenberg, und er nahm sich vor, gleich nach seiner Rückkehr auf die Wartburg eine Schrift ausgehen zu lassen und vor solchem unordentlichen Treiben zu warnen. Dieselbe erschien auch bald darauf unter dem Titel: „Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung“. Da schreibt er: „Welche meine Lehre recht lesen und verstehen, die machen nicht Aufruhr. Sie habens nicht von mir gelernt. Daß aber etliche solches thun und sich unsers Namens rühmen, was können wir dazu? Wie viel thun die Papisten unter dem Namen Christi, das nicht allein Christus verboten hat, sondern auch Christum verstöret?.. Aber, wie ich sage, der Teufel sucht also Ursach, diese Lehre zu schmähen, wie er kann.. Sprichst du aber: Was sollen wir denn thun?.. daß du deinen Mund lassest sein ein Mund des Geistes Christi, von dem St. Paulus droben sagt, unser Herr Jesus

Christus wird ihn tödten mit dem Geist seines Mundes. Das thun wir, so wir getrost fortfahren, wie angefangen ist, des Papstes und der Papisten Büberei und Trügerei unter die Leute zu treiben mit Reden und Schreiben, bis daß er in aller Welt bloß aufgedeckt erkennet und zu Schanden werde.. Siehe mein Thun an. Hab ich nicht dem Papst, Bischöfen, Pfaffen und Mönchen allein mit dem Mund ohn allen Schwertschlag mehr abgebrochen, denn ihm bisher alle Kaiser und Könige und Fürsten mit all ihrer Gewalt haben abgebrochen? Warum das? Daß Daniel 8. sagt, dieser König soll ohne Hand verstöret werden, und St. Paulus, er soll mit dem Mund Christi verstöret werden.. Darum darfst du nicht begehren einer leiblichen Aufruhr. Es hat Christus selbst schon eine angefangen mit seinem Mund, die dem Papst allzu schwer wird sein. Derselbigen laß uns folgen und fortfahren. Es ist nicht unser Werk, das jetzt gehet in der Welt. Es ist nicht möglich, daß ein Mensch sollt allein solch ein Wesen anfahen und führen. Es ist auch ohn mein Bedenken und Rathschlag so fern kommen, es soll auch ohn meinen Rath wohl hinaus gehen, und die Pforten der Höllen sollens nicht hindern. Ein andrer Mann ists, der das Rädle treibt.. Der Teufel hat sich lange Zeit vor diesen Jahren gefürchtet und den Braten von ferne gerochen.. Er hätte mich oft gar gerne getödtet; jetzt wollt er gerne, daß ein leiblich Aufruhr würde, damit diese geistliche Aufruhr zu Schanden und verhindert würde. Es will aber und soll ihn nicht helfen, ob Gott will; er muß ohn Hand und allein mit dem Mund verstöret werden, da hilft nichts für. Siehe um, treibe und hilf treiben das heilig Evangelium, lehre, rede, schreibe und predige, wie Menschengesetze nichts seien, .. und laß uns das noch zwei Jahr treiben, so sollst du wohl sehen, wo Papst, Bischöfe, Cardinal.. und das ganze Geschwürm und Gewürm päpstlichs Regiments bleibe: wie der Rauch soll es verschwinden." Dies Fortfahren im Lehren verlangt er aber auch um der Schwachen willen; „denn", sagt er, „da sind etliche, die solches zuvor nicht mehr gehört haben und wohl lernen möchten, so mans ihnen sagte, oder sind zu schwach, daß sie es

nicht leichtlich fassen mögen. Diese soll man nicht überpoltern noch überrumpeln, sondern sie freundlich und sanft unterweisen, Grund und Ursach anzeigen, wo sie es aber nicht gleich fassen mögen, eine Zeitlang Geduld mit ihnen haben. . Den Wölfen kannst du nicht zu hart sein; den schwachen Schafen kannst du nicht zu weich sein."

In ähnlichem Sinne hatte auch, schon ehe diese Schrift aus der Presse kam, der Kurfürst sich ausgesprochen, indem er den Wittenbergern sagen ließ, man solle von der Sache „disputiren, schreiben, lesen und predigen;" dabei hatte er aber verordnet, daß man sich fürs Erste jeder Neuerung im Gottesdienst noch enthalten solle.

Da war es Carlstadt, der den Ball weiter rollte. Die Stiftsherren waren es bisher vornehmlich gewesen, die an der römischen Messe festgehalten hatten; Stiftsherren bildeten auch zumeist jene Partei, die den Kurfürsten um Schutz für das Hergebrachte ersucht hatten. Zu den Stiftsherren gehörte aber auch Carlstadt. Dieser hatte schon lange keine Messe mehr gehalten, und seine Genossen waren, wenn die Reihe an ihn gekommen war, für ihn eingetreten. Als er aber jetzt sowohl auf der Kanzel als bei den oben erörterten Verhandlungen heftig gegen die Messe auftrat, erklärten sie, sie würden ihre Stellvertretung einstellen. Da kündigte er am 22. December in der Sonntagspredigt an, er werde am Neujahrstage wieder selber eine Messe halten, aber eine evangelische Messe mit Austheilung des Brotes und Weines. Sofort wurden Schritte gethan, ihn an der Ausführung dieser Absicht zu hindern. Er aber kam dem zuvor: schon am Christfest hielt er zuerst eine Predigt „von Empfahung des heiligen Sacraments", erschien dann am Altar, segnete in deutscher Sprache Brot und Wein und theilte dann beides ohne vorhergegangene Beichte an alle, die es genießen wollten, aus. Am Neujahrstag und nachher wiederholt machte er es ebenso, und das Volk kümmerte sich nun um die anderen Messen nicht mehr.

Doch noch mehr: am Stephanstage verlobte er sich in Gegenwart des Probstes Jonas, Melanchthons und anderer

Professoren mit einem armen Edelfräulein, Anna v. Mochau, und traute zugleich einen Pfarrer mit seiner Köchin. Seine Hochzeit wollte er besonders festlich anstellen; er erließ auch eine besondere Rechtfertigungsschrift und lud sogar den Kurfürsten zur Hochzeit ein. Der erwähnten Schrift waren noch beigefügt sechs Beschlüsse eines großen Augustinerconvents, der in jenen Tagen zu Wittenberg versammelt war.

Melanchthon, der sich ja auch für die Abstellung des Meßopfers und ähnlicher Mißbräuche ausgesprochen hatte, begann doch jetzt mit wachsendem Bangen dem Treiben Carlstadts und Zwillings, der auch im Lande umherzog und Umsturz predigte, zuzusehen. Er drang auch in beide, daß sie doch behutsamer zu Werke gehen möchten; aber er konnte, wie er bald nachher dem Kurfürsten melden ließ, den Strom nicht aufhalten.

Doch die Wasser dieses Stroms sollten noch trüber und wilder, die Verlegenheit Melanchthons noch größer werden.

Mitten in der Zeit, da sich tausend und mehr der Wittenberger zu der Communion unter beiderlei Gestalt drängten, erschienen in der Stadt zwei Tuchweber, Markus Stübner und Nicolaus Storch. Stübner, der früher in Wittenberg studirt hatte, wurde Gast in Melanchthons Hause. Diese Männer rühmten sich unmittelbarer Offenbarungen des Heiligen Geistes, die ihnen in Träumen und Gesichten zu Theil würden, und wußten von Gesprächen zu sagen, die sie mit Gott hätten. Sie kündigten eine Reformation durch einen Größeren als Luther an, die sich auch über die weltlichen Einrichtungen erstrecken sollte, und bei der alle Pfaffen und Gottlosen erschlagen werden würden. Auch die Kindertaufe gehörte zu den Stücken, die abgeschafft werden sollten. Dieselben Dinge hatten sie schon zu Zwickau gepredigt, wo der Prediger Thomas Münzer einen Sturm gegen die bestehende Ordnung eröffnet und einen großen Anhang, darunter auch Storch und Stübner, für sich gewonnen hatte. Die Zwickauer Schwärmer hatten sogar aus ihrer Mitte 12 neue Apostel und 72 Jünger ausgesondert und sonst allerlei Unfug getrieben, und als der Rath von Zwickau gegen sie eingeschritten und es darüber zu einem Aufstand gekommen war,

waren Münzer und Stübner nach Böhmen entwichen. Storch war zurückgeblieben; aber Nicolaus Hausmann, ein Freund Luthers und damals erster Pfarrer der Stadt, hatte sich seinem Treiben entgegengestellt und ihn zur Verantwortung vorgeladen. Anstatt sich zu stellen, war er mit Stübner, der mittlerweile zurückgekehrt war, nach Wittenberg gezogen.

Melanchthon wußte nicht, was er von den neuen Propheten denken sollte. Er und andere besprachen sich mit ihnen. Auf die Frage, wer ihm den Auftrag zu predigen gegeben habe, antwortete Stübner: „Unser Herr Gott," und die Frage, ob er auch Bücher gemacht habe, verneinte er; unser Herr Gott, sagte er, habe es ihm verboten. Noch am Tage ihrer Ankunft berichtete Melanchthon an den Kurfürsten: „Ich habe sie selbst vernommen; sie geben Wunderdinge von sich aus.. Wie sehr mich solches bewege, kann ich nicht wohl beschreiben. Ich habe in Wahrheit wichtige Ursachen, daß ich sie nicht verachten will. Denn daß in ihnen Geister seien, erscheint aus vielen Gründen, wovon aber niemand leicht ein Urteil fällen kann als Martinus." Da sich Stübner auch auf Luther berief, wurde dem Fürsten die Bitte vorgetragen, er möchte Luther nach Wittenberg kommen lassen. Auf diese Weise konnte auch Melanchthon hoffen, aus seiner Rathlosigkeit erlöst zu werden.

Auch der Kurfürst gerieth durch diese Nachrichten in die größte Verlegenheit. Auch er fürchtete sich sowohl, jene anzuerkennen, als sie zu verwerfen. Unheimlich war ihm ihr Wesen, und er hatte das Gefühl, daß es, wenn er sie machen ließe, ihn Land und Leute kosten würde. Und doch hatte er nicht Scharfblick genug, sie als Schwärmer zu durchschauen, und er fürchtete sich, gegen Gott zu handeln, wenn er gegen sie einschritte. „Wenn ich die Sache verstünde, ehe ich wollte mit Wissen wider Gott handeln, ehe wollt ich einen Stab in meine Hand nehmen und davon gehen," sprach er in einer Unterredung über die Sache. Aber Luther nach Wittenberg zurückkehren zu lassen, wagte er auch nicht. Lag ihm doch so schon sein Vetter Georg in den Ohren. Wenn er jetzt, wo man auf Wittenberg als auf eine Brutstätte des Aufruhrs blickte, den Geächteten, den man

als den ersten Urheber dieser Unruhen ansah, frei offen auftreten ließ, so mußte er fürchten, er werde sich das Reichsregiment, das zu Nürnberg des Kaisers Stelle vertrat, und bei dem Herzog Georg ein großes Wort zu reden hatte, auf den Hals ziehen.

Der Einzige, der nicht in Verlegenheit gerieth über die Zwickauer Propheten, war Luther. Derselbe antwortete dem Melanchthon in ruhiger Weise, er finde bei den vorgeblichen Propheten nichts, das der Satan nicht auch zuwege bringen könnte. Ihren Beruf sollten sie beweisen, ihre Gründe gegen die Kindertaufe seien nicht stichhaltig; nach Wittenberg zu kommen könnten ihn jene Leute, die ihn gar nicht bewegten, nicht veranlassen. Auch an Amsdorf schrieb er, sie sollten sich durch die neuen Propheten nicht beirren lassen, vielmehr die Geister prüfen, ob sie aus Gott seien. An Spalatin aber schrieb er, der Kurfürst solle ja nicht seine Hände mit der Zwickauer Blut beflecken.

In Wittenberg schritt man indes mit der Einrichtung einer neuen Ordnung der Dinge weiter. Carlstadt entwarf eine neue Gemeindeordnung, die dann vom Rath und der Universität angenommen wurde. Nach derselben sollte das ganze Kirchenwesen auf einen neuen Fuß gesetzt werden. Es sollte aus den sämmtlichen Kirchengütern und Einkünften eine Gemeindekasse gestiftet werden, aus der auch die Armen der Gemeinde theils durch Almosen, theils durch zinsfreie Darlehen unterstützt werden sollten; auch sollte man aus dieser Kasse armer Leute Kinder, die Gaben hätten, studiren lassen. Der Bettel hingegen sollte ganz aufhören. Ferner sollten alle Bilder aus den Kirchen entfernt werden und nur drei Altäre stehen bleiben. Das heilige Abendmahl sollte streng nach Christi Einsetzung verwaltet werden, wobei die Communicanten Hostie und Kelch selbst in die Hand nehmen möchten.

Dabei blieb aber Carlstadt nicht stehen. In täglichen Abendgottesdiensten hetzte er, von Zwilling unterstützt, das Volk gegen die Messe, die Beichte, die Bilder auf und forderte, die Gemeinde solle sich gegen diese Mißbräuche erheben. Als ihm

darüber durch einen Bevollmächtigten des Fürsten Vorhalt gethan wurde, berief er sich auf sein Amt an der Stiftskirche und auf sein Doctorat und behauptete, er stehe auf Gottes Wort. Bei einem Theil seiner Zuhörer hatten aber seine und Zwillings Predigten die Wirkung, daß sie einen Sturm gegen die Bilder veranstalteten und dieselben gewaltsam hinauswarfen, zerhackten und verbrannten. Die Beichte ging fast ganz ein. Über dem wüsten Toben gegen äußerliche Dinge versäumte man aber in empörendem Maße die Seelsorge bei Gesunden und Kranken. Auch sein Lehramt an der Universität vernachlässigte Carlstadt, ja er gab durch eine Verachtung der gelehrten Studien, die er in Wort und That an den Tag legte, Veranlassung, daß viele Studenten wegzogen und sagten, sie wollten ein Handwerk lernen. Carlstadt und Zwilling zogen in den Häusern umher und ließen sich von den schlichten Bürgersleuten die Schrift auslegen. In der Stadtschule und auf dem Kirchhofe forderte der Lehrer More die Bürger und Bürgerinnen mit Bitten und Flehen auf, ihre Kinder doch aus der Schule zu nehmen, und trieb dies so lange, bis wirklich die Schule gänzlich einging und das Haus als Bäckerladen verwendet wurde. Auch außerhalb Wittenbergs machten sich die Folgen dieser Vorgänge fühlbar. Die Verschleppung der Carlstadtschen Grundsätze in ihre Gebiete zu verhüten, verboten manche Fürsten ihren Unterthanen den Besuch der Wittenberger Universität und forderten solche, die schon dort waren, ab. Das Reichsregiment ließ auch von sich hören, und der Bischof von Meißen sprach die Absicht aus, Prediger auszusenden, die den Predigten der Neuerer entgegen arbeiten sollten. Damit wäre noch Öl ins Feuer gegossen und am Ende wirklich zu Morden, Sengen und Brennen Anlaß gegeben worden. Hatte doch jetzt schon die Hartköpfigkeit und Heftigkeit der Wittenberger Stiftsherrn, die das Hergebrachte auch nicht eben maßvoll vertheidigten, zu der stürmischen Stimmung in Wittenberg beigetragen.

Die Nachrichten, welche über die Lage der Dinge auf die Wartburg drangen, ließen den Wunsch, welchen Luther ausgesprochen hatte, zum Entschluß reifen: er wollte zurück nach

Wittenberg. Zunächst griff er noch einmal zur Feder und schrieb eine scharfe Zurechtweisung an die Wittenberger. Er hielt ihnen vor, wie sie über viel geringeren Dingen Glaube und Liebe vergessen hätten. „Wir haben", schrieb er, „noch viel Brüder und Schwestern, die zu Leipzig, im Lande Meißen und sonst umher wohnen; die müssen wir auch mit zum Himmel haben.. Nun hat man diesen Handel schnell, purdi, purdi, angefangen und mit Fäusten hineingetrieben. Das gefällt mir gar nicht, daß ihrs wisset; und wenns dazu kommt, so will ich in diesem Handel auch nicht bei euch stehen. Ihr habts ohne mich angefangen; so sehet, daß ihrs ohne mich hinausführen möget. Es ist nicht recht, was ihr gethan habt, und wenns noch einmal Carlstadt 2c. gesagt hätte. Ihr habt viel elender Gewissen hineingeführt, die das Sacrament genommen und angegriffen haben, Bild niedergerissen, Eier und Fleisch gessen. Wenn sie in ihrem Sterben oder in einer Anfechtung sollten dem Teufel Rechnung darum geben, so wüßten sie kein Haar breit drum, .. und siehet mich gleich an, als hätten diejenigen, so dies Spiel angefangen haben, ihren Ruhm gesucht."

Damit hatte Luther das Richtige getroffen. Aber er war nicht der Mann, der einem Ertrinkenden seine Unvorsichtigkeit oder Leichtfertigkeit vorhielt und ihn damit versinken ließ. Da jetzt auch der Rath und die Gemeinde ihn rief und er die Noth und Gefahr sah, in die seine Brüder sich begeben hatten, hielt er es für seine Pflicht zu gehen und zu retten, was zu retten war, Über seinen Kurfürsten war er mit Recht ungehalten, weil derselbe großentheils aus Menschenfurcht auch berechtigten Wünschen nicht Gehör geschenkt hatte. Nicht ohne einen empfindlichen Vorwurf einfließen zu lassen, schrieb er ihm gegen Ende Februars: „Ew. Fürstl. Gnaden hat nun lange Zeit nach Heiligtum in alle Lande bewerben lassen; aber nun hat Gott Ew. F. G. Begierd erhört und heimgeschickt ohn alle Kost und Mühe ein ganzes Kreuz mit Nägeln, Speeren und Geißeln." *) Zum Schluß aber schrieb er: „Ich habe nicht mehr Zeit, will

*) damit meinte er das Kreuz der Wittenberger Unruhen.

selbst, so Gott will, schier da sein. E. F. G. nehme sich meiner nur nichts an."

Entsetzt über diesen Brief that der Kurfürst sofort Schritte, Luther von der Ausführung seines Vorhabens, deren Folgen er fürchtete, abzubringen. Doch umsonst. Daß der Fürst Einsprache erheben würde, hatte sich Luther vorher sagen können. Er machte sich also am 1. März allein und, um auf der Reise unerkannt zu bleiben, in seiner Reiterkleidung auf den Weg nach Wittenberg.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Dämpfung der Unruhen.

Drinnen in Jena feierte man Fastnacht, als draußen vor dem Thore im Gasthaus zum Bären zwei Studenten aus der Schweiz einkehrten, die auf dem Wege nach Wittenberg waren, um daselbst die heilige Schrift zu studiren. In der Gaststube fanden sie einen Reisenden, einen Reitersmann, der den Waffenrock abgelegt hatte und in ein Büchlein vertieft am Tische saß. Im Laufe des Gesprächs, das sich zwischen ihnen entspann, legte der Reiter eine auffallende Bekanntschaft mit hervorragenden Lehrern der Universität an den Tag; er wußte auch, daß der Luther zur Zeit nicht in Wittenberg sei, aber bald dahin kommen werde; und als einer der Studenten einen Blick in des Reiters Büchlein warf, sah er, daß es ein hebräischer Psalter war. Da die Studenten den herzlichen Wunsch ausgesprochen hatten, den Mann zu sehen, der die Priesterwirthschaft angegriffen hatte, sagte ihnen der Wirth, derselbe sei vor zwei Tagen da gewesen; nachher aber rief er einen von ihnen hinaus und eröffnete ihm, der Mann, der bei ihnen sitze, sei der Luther. Als aber der Geselle dem Andern ins Ohr raunte, was ihm der Wirth verrathen habe, machte ihm der klar, er werde den Namen nicht recht verstanden haben; der Wirth werde wohl Hutten gesagt haben.

Als dann noch zwei Kaufleute ankamen, von denen einer Luthers Auslegung der Evangelien und Episteln bei sich hatte, ließ sich der fremde Reiter auch mit ihnen in ein Gespräch ein, und einer von ihnen meinte, er ließe sichs seine letzten zehn Gulden kosten, wenn er dem Luther beichten könnte. Beim Abendessen hielt der Reiter die Studenten frei, und als sie, während nach Tisch die Kaufleute ihre Pferde versorgten, wieder mit ihm allein waren, bedankten sie sich bei ihm und ließen dabei verstehen, daß sie ihn für den Hutten hielten. Darüber trat der Wirth wieder ein, und als ihm der Unbekannte zurief, er sei diese Nacht ein Edelmann geworden, diese Schweizer hielten ihn für den Ulrich von Hutten, entgegnete der Wirth: „Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther." Da lachte der Reiter: „Die halten mich für Hutten, Ihr für den Luther; bald werde ich wohl Marcolfus heißen." Dann that er einen Abschiedstrunk, warf den Waffenrock über und gab den Studenten die Hand mit den Worten: „Wenn ihr gen Wittenberg kommt, so grüßet mir den Doctor Hieronymus Schurf;" und als sie fragten, von wem, sprach er: „Sagt ihm: der da kommen wird, läßt euch grüßen." Damit ging er zur Ruhe. Am nächsten Morgen ritt er weiter nach Wittenberg zu.

Als die beiden Studenten ihren Gruß ausrichten wollten, fanden sie in der Stube in eifrigem Gespräch mit Melanchthon, Justus Jonas, Amsdorf und dem Mediciner Schurf ihren Bekannten aus dem Bären vor Jena.

Am 6. März war Luther wieder in Wittenberg angelangt. Am Tage vorher hatte er noch von Borna aus seinem Kurfürsten, dessen letzte schriftliche Einsprache gegen sein Hervortreten er am Abend vor seinem festgesetzten Aufbruch von der Wartburg empfangen hatte, einen ausführlichen Brief geschrieben. Der Fürst hatte ihm zu bedenken gegeben, daß seine Rückkehr in die Öffentlichkeit einen gefährlichen Zusammenstoß mit dem Reichsregiment und besonders mit Herzog Georg nach sich ziehen könne. Darauf antwortet Luther: *)

*) S. diesen Brief „L. D." Bd. 7, S. 23 ff.

„Ich habe Ew. Kurf. Gnaden genug gethan, daß ich dieses Jahr gewichen bin, Ew. Kurf. Gnaden zu Dienst. Denn der Teufel weiß fast wohl, daß ichs aus keinem Zag gethan hab. Er sahe mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch unter sie gesprungen mit Freuden. Nun ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einigen Teufel. Und sintemal der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit uns durchs Evangelium hat gemacht freudige Herren über alle Teufel und Tod und uns gegeben den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: Herzliebster Vater! kann E. K. F. G. leicht ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht sowohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgens Zorn seien. Das weiß ich ja von mir wohl, wenn diese Sache zu Leipzig also stände, so wollte ich doch hineinreiten, wenns gleich (E. K. F. G. verzeihe mir mein närrisch Reden) neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein Herr und ich eine zeitlang wohl leiden. Ich will aber E. K. F. G. nicht verbergen, daß ich für Herzog Georgen habe nicht nur einmal gebeten und geweinet, daß ihn Gott wolle erleuchten. Ich will auch noch einmal beten und weinen, darnach nimmermehr, und bitte, E. K. F. G. wolle auch helfen bitten und bitten lassen, ob wir das Urteil könnten von ihm wenden, das, ach Herr Gott! auf ihn dringet ohn Unterlaß. Ich wollte Herzog Georgen schnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit wäre ausgericht. Solches sei E. K. F. G. geschrieben der Meinung, daß E. K. F. G. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich habs auch nicht im Sinn, von E. K. F. G. Schutz zu begehren. Ja ich halte, ich wollt E. K. F. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich E. K. F. G. könnte und wollte schützen, so wollt' ich nicht kommen. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert rathen oder

helfen; Gott muß allhie allein schaffen ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß E. K. F. G. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege E. K. F. G. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.. Dieweil denn ich nicht will E. K. F. G. folgen, so ist E. K. F. G. vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getödtet würde. Vor den Menschen soll E. K. F. G. sich also halten: nämlich der Oberkeit als ein Kurfürst gehorsam sein und Kaiserliche Majestät lassen walten in E. K. F. G. Städten und Ländern an Leib und Gut, wie sichs gebührt nach Reichsordnung, und ja nicht wehren noch widersetzen, noch Widersatz oder irgend ein Hindernis begehren der Gewalt, so sie mich fahen oder tödten will. Denn die Gewalt soll niemand brechen noch widerstehen, denn allein der, der sie eingesetzt hat, sonst ists Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, sie werden der Vernunft brauchen, daß sie E. K. F. G. erkennen werden als in einer höheren Wiege geboren, denn daß sie selbst sollt Stockmeister über mir werden. Wenn E. K. F. G. die Thore offen läßt und das frei kurfürstlich Geleit hält, wenn sie selbst kämen, mich zu holen, oder ihre Gesandten, so hat E. K. F. G. dem Gehorsam genug gethan.. Werden sie aber je so unvernünftig sein und gebieten, daß E. K. F. G. selbst die Hand an mich lege, will ich E. K. F. G. alsdenn sagen, was zu thun ist. Ich will E. K. F. G. Schaden und Fahr sicher halten an Leib, Gut und Seele meiner Sachen halben, es glaub es E. K. F. G. oder glaub es nicht.

Hiemit befehl ich E. K. F. G. in Gottes Gnaden.. Es ist ein ander Mann denn Herzog Georg, mit dem ich handel; der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn E. K. F. G. glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen. Gegeben zu Borne bei dem Geleitsmann am Aschermittwoch Anno 1522.

E. K. F. G. unterthäniger Diener

Mart. Luther."

Was wollte der Kurfürst machen? Er mußte wohl geschehen lassen, was er gerne verhindert hätte. Daß aber Luther wirklich ohne sein Zulassen nach Wittenberg zurückgekehrt sei, wollte er von ihm schriftlich haben. „Du wollest", schrieb er an seinen Rath Hier. Schurf, „nach Anzeige unsers gnädigen Grußes mit ihm reden und handeln, daß er ein Schreiben an uns thue, darinnen er anzeige, aus was Ursach und Bedenken er sich wieder gen Wittenberg gethan, und daß solches ohne unser Zulassen beschehen, und daß er sich auch etlichermaß erbieten thäte mit Anzeige, daß er niemand zu Beschwerung sein wollt, und daß die Schrift dermaßen gestalt und gefertigt würde, daß wir die an etlich unsere Herrn und Freunde möchten gelangen lassen, damit Glimpf zu erhalten." Dieser Aufforderung seines Fürsten kam Luther nach, schrieb sogar, als der Kurfürst nach Empfang der ersten Fassung einige Änderungen wünschte, den Brief*) diesem Wunsch entsprechend um, und der Kurfürst konnte nun jedem, der es lesen sollte oder wollte, schwarz auf weiß zeigen, daß Luther zur Dämpfung der in Wittenberg entstandenen Unruhen und um einen allgemeinen Aufruhr zu verhüten zurückgekehrt sei, und daß er dabei des Kurfürsten Gnade und Ungnade hintan gesetzt habe und „hinter und ohne dessen Wissen, Willen, Gunst und Bewilligung sich nach Wittenberg wiederum gefügt und niedergethan habe."



Als Luther am Mittwoch nach Invocavit seinen Ausweis für den Kurfürsten in die bestellte Form brachte, war er schon mitten in der Arbeit, die kein Andrer hatte leisten können. Am Donnerstag war er als Reitersmann angekommen; am Sonntag Invocavit stand er wieder im Mönchsgewand auf seiner Kanzel in der Stadtkirche. Zwar seine äußere Erscheinung hatte doch seit seinem Abschied in der Osterzeit des vorigen Jahres einige Veränderung erfahren. Die gute Pflege, die er

*) S. „L. V." Bd. 7, S. 29 ff.

auf der Wartburg erfahren hatte, und die ihm anfänglich Leibesbeschwerden verursacht hatte, war ihm späterhin doch zuträglich gewesen. Er sah kräftiger und gesunder aus und ging erhobenen Hauptes einher. Den blitzenden Falkenblick der dunklen Augen hatte er behalten. Kräftig war der Klang seiner Rede, als er nun, ruhig, nicht wie die Stürmer der verflossenen Wochen, aber ernst und gewaltig seinen Pfarrkindern sagte, was er ihnen zu sagen hatte. Und das war viel mehr, als er in einer Predigt sagen konnte. Acht Tage nach einander predigte*) er über die Fragen, welche die Wittenberger in der jüngsten Zeit beschäftigt hatten. Offen sagte er ihnen, worin sie es versehen hätten, wie sie besonders die Liebe gegen die schwächeren Brüder aus den Augen gesetzt und die Gewissen verletzt hätten, wie sie das, was man der Wirkung des göttlichen Worts hätte überlassen sollen, in die eigene rauhe Hand genommen und hindurch getrieben hätten. „Ihr habt gehört," sprach er, „daß man keinen mit den Haaren dazu oder davon ziehen soll, sondern das Wort frei predigen und wirken lassen, ohne unser Zuthun, was es soll und will. Denn ich kann keinen in den Himmel treiben oder mit Knitteln zuschlagen. ." „Ihr habt euch in diesem Stück grob vergriffen, daß auch nicht Wunder wäre, daß der Donner und Blitz hätte euch in die Erde geschlagen. . Und werdet ihr von diesem Stück nicht abstehen, so darf mich kein Kaiser noch König noch sonst jemand von hinnen jagen; ich will wohl ungetrieben selbst von euch laufen. Ich darf wohl und frei sagen, daß mir meiner Feinde keiner, wiewohl sie mir viel Böses beigebracht, so viel Leid gethan hat, als eben ihr, meine Freunde, mit diesem einzigen Stück. Ihr habt mich hierinne recht getroffen."

Und wieder bewährte das Wort, durch das Luther alles wollte ausgerichtet sehen, seine wunderbare Kraft. Als die acht Tage um waren, da waren auch die wilden Wogen in Wittenberg, deren Brausen auf der Wartburg zu seinen Ohren gedrungen war, wieder besänftigt und es war wieder Ruhe in

---

*) Diese acht Predigten s. „L. W.", Bd. 17. 18. S. 186 ff.

der Stadt. Man athmete wieder frei auf; der Rath schenkte dem Mann, der in großer Noth Hilfe gebracht hatte, Tuch zu einem neuen Gewand und einen Labetrunk.

Selbst der eine Hauptstürmer, Gabriel Zwilling, nahm Vernunft an und gewann Luthers Vertrauen wieder. Nicht so Carlstadt. Zwar war er fürs erste ruhig; aber in ihm kochte es. Obschon Luther in seinen acht Predigten alle mögliche Schonung geübt und Carlstadt so wenig wie Zwilling persönlich angegriffen hatte, so waren die Sünden, welche er hatte strafen müssen, doch auch und vornehmlich Carlstadts Sünden, und sein Ehrgeiz war aufs neue tief gekränkt. Jetzt wurde auch manches, was der neue Reformator angeordnet hatte, rückgängig gemacht. Das Bilderstürmen mußte ein Ende haben; bei der Abendmahlsfeier wurde in der Stadtkirche*) nur die papistische Opferung weggelassen und der Genuß des Kelchs freigestellt, bis alle Gemeindeglieder aus eigener Überzeugung dem einen Altar, an welchem noch nach hergebrachter Weise ausgetheilt wurde, fern blieben und dieser Mißbrauch von selbst aufhörte. Luther kannte Carlstadt zu gut und traute ihm nicht. Bald erfuhr man, daß er in einem Buch, das er ausgehen lassen wollte, auch Luther angegriffen hatte, und die Schrift wurde ohne Luthers Zuthun auf Anordnung der Universität in aller Stille confiscirt. Wie sehr Luther darauf bedacht war, Carlstadt zu schonen, ging bei dieser Gelegenheit wieder daraus hervor, daß er dem armen Buchhändler, der durch Carlstadt zu Schaden gekommen war, dadurch Ersatz bot, daß er ihm ein eigenes Schriftchen zum Verlag schenkte. Wie wenig ehrlich aber Carlstadt zu Werke ging, trat ebenfalls bei dieser Gelegenheit darin hervor, daß er an demselben Tage, an welchem sein Buch unterdrückt wurde, Luthern frech ins Gesicht leugnete, daß er gegen ihn geschrieben habe. Doch zog er sich jetzt in auffallender Weise zurück, ließ eine Weile alles

*) In der Schloßkirche wurden noch längere Zeit die ganzen papistischen Meßgreuel, auch die in der Stadtkirche ebenfalls auf immer abgeschafften Stillmessen, beibehalten.

Schreiben sein und hielt sich öfters längere Zeit außerhalb Wittenbergs auf dem Lande auf.

So wenig wie Carlstadt waren die Zwickauer Propheten zu gewinnen. Als Stübner einige Wochen nach Luthers Rückkehr wieder in Wittenberg auftauchte, hatte Luther eine Unterredung mit ihm. Wie den Papisten, so diesem Schwärmer gegenüber blieb Luther steif und fest dabei, daß die heilige Schrift allein die Quelle sei, aus der wir die göttliche Wahrheit zu schöpfen haben, und da Stübner neue Offenbarungen und den Beruf, dieselben zu verkündigen, vorgab, forderte Luther ihn auf, die Göttlichkeit seiner Sendung durch Wunder zu beweisen. Mit der Drohung, das werde er schon thun, zog Stübner ab und verließ noch an demselben Tage die Stadt auf Nimmerwiedersehen. Von seinen Wundern meldet die Geschichte nichts. Auch Claus Storch ließ sich später noch einmal in Wittenberg sehen, hatte auch eine Zusammenkunft mit Luther, und zog, da er bald sah, daß hier nichts mehr zu machen war, in seiner Landsknechtsauftakelung von dannen.

Doch Luther hatte mit den Schwärmern noch nicht völlig abgerechnet. In Wittenberg hatte er ihnen das Handwerk gelegt; nun wollte er ihr wildes Feuer auch auf dem Hauptherd in der Zwickauer Gegend löschen. Zwar konnte er diesen Plan nicht sofort ausführen, denn in der nun folgenden Fasten- und Osterzeit ließen ihn seine Berufsarbeiten auf dem Katheder und auf der Kanzel nicht reisen. Dennoch war er auch in dieser Zeit für weitere Kreise thätig, indem er in mehreren Schriften die Fragen, welche weithin die Gemüther beschäftigt hatten, behandelte. So schrieb er eine Abhandlung „von beider Gestalt des Sacraments zu nehmen und anderer Neuerung". An den Ritter Hartmuth von Kronberg schrieb er einen Sendbrief,*) worin er den Feinden der Wahrheit die Verantwortung zuschiebt für das Unglück, welches über Deutschland hereinzubrechen drohe. In beiden Schriften warnt er ernstlich vor Verleugnung der Wahrheit, die jetzt verlästert und verfolgt werde.

*) S. „L. V." Bd. 2, S. 163 ff.

„Am Ende," heißt es in der Schrift von beider Gestalt, „ich sehe, daß ein gute Vermahnung noth ist zu thun, an die, so jetzt der Satan anfähet zu verfolgen, unter welchen etliche sind, die meinen, sie wollen der Fährlichkeit damit entlaufen, wenn man sie angreift, daß sie sagen: Ich halts nicht mit dem Luther, noch mit jemand, sondern mit dem heiligen Evangelio.. Wahrlich solch Bekenntnis hilft sie nicht und ist eben so viel als Christum verleugnet. Darum bitte ich, dieselben wollten sich ja wohl vorsehen. Wahr ists, daß du bei Leib und Seel nicht sollt sagen: Ich bin lutherisch oder päpstlich; denn derselben ist keiner für dich gestorben noch dein Meister, sondern allein Christus, und sollst dich Christen bekennen. Aber wenn du es dafür hältst, daß des Luthers Lehre evangelisch und des Papstes unevangelisch sei, so mußt du den Luther nicht so gar hinwerfen, du wirfst sonst seine Lehre auch mit hin, die du doch für Christus Lehre erkennest.. Denn du siehest, daß die Tyrannen nicht damit umgehen, daß sie nur den Luther umbringen, sondern die Lehre wollen sie vertilgen, und von der Lehre wegen tasten sie dich an und fragen dich, ob du lutherisch seist."

Am Schluß des Sendbriefs an Hartmuth von Kronberg bemerkt Luther: „Ich hab mir auch vorgenommen, die Biblia zu verdeutschen. Das ist mir noth gewesen; ich hätte sonst wohl sollen in dem Irrtum gestorben sein, daß ich wäre gelehrt gewesen." Und auch an dieser auf der Wartburg begonnenen Arbeit finden wir ihn wieder seit seiner Rückkehr nach Wittenberg. Jetzt konnte er auch haben, wonach er auf seinem Patmos so großes Verlangen getragen hatte, die Beihilfe der Freunde, besonders Melanchthons. Mit großer Sorgfalt wurde die Feile angesetzt, und sowie ein Stück druckreif war, wanderte es zur Presse.

Eine Unterbrechung erlitt diese Arbeit, als Luther sich in Wittenberg losmachte, um die beabsichtigte Reise zu machen. Vor zahlreichen Zuhörerschaften predigte er in Borna, in Altenburg, in Zwickau, in Eilenburg. An letzterem Orte hatte Zwilling am ersten Tage des Jahres auf seine in Wittenberg geübte Weise Reformation getrieben, im Studentenrock gepre-

digt und das Sacrament unter beiderlei Gestalt den Leuten ohne vorhergegangene Beichte in die Hand gereicht. In Zwickau wurden die Schaaren, die ihn hören wollten, so groß, daß er eine seiner Predigten von einem Fenster des Rathhauses aus hielt, während das Volk unten auf dem freien Platze gedrängt stand; 25,000 Menschen sollen aus der Umgegend zusammengeströmt sein. In Altenburg wurden Schritte gethan, an der Pfarrkirche einen evangelischen Prediger anzustellen; die Wahl des Kurfürsten fiel auf Luthers Freund Link, und dieser begann trotz des Widerstandes der dortigen Chorherren seine Thätigkeit, trat auch im folgenden Jahre in den Ehestand.

Auch in Erfurt war es ähnlich wie in Wittenberg zu stürmischen Auftritten gekommen. Schon der Empfang, welchen man dem Mönch, der einst in den Straßen dieser Stadt mit dem Bettelsack umhergezogen war, auf seiner Durchreise nach Worms bereitet hatte, war eine Veranlassung zu einem Zusammenstoß zwischen den darüber ergrimmten Priestern und ihrer Gegenpartei unter den Studenten und der Bürgerschaft geworden. Ein Canonicus, der sich bei jenem Empfang betheiligt hatte, war, als er seine Horen singen wollte, mit Schimpf zum Chor hinausgestoßen worden; diese an einem Glied der Universität von den Priestern geübte Rache hatten die Studenten mit einem allgemeinen Pfaffensturm bestraft, bei dem Fenster eingeschlagen, Möbel zertrümmert, Keller und Schränke ausgeräumt und so viel Federbetten aufgeschnitten und ausgeleert wurden, daß es in den Straßen und in der Luft über die ganze Stadt hin aussah, als ob es schneite. Diese Auftritte hatten sich wiederholt, und die Universität war darüber so in Verruf gekommen, daß viele Studenten und eine Anzahl Professoren wegzogen. Luther hatte, als er auf der Wartburg davon hörte, seine Betrübnis darüber ausgesprochen und beklagt, daß aus solchem Satanswerk dem Evangelium Schande erwachse. Später hatte man auch von den Kanzeln heftig gegen das Papsttum gepredigt und wie in Wittenberg die Schonung der Schwachen aus den Augen gesetzt. Jetzt eiferte man besonders gegen die Heiligenverehrung, und Lu-

thers alter Freund Lange, der auch das Kloster verlassen hatte, hätte gerne gesehen, daß Luther auch nach Erfurt gekommen wäre und dort die Dinge in die rechte Bahn geleitet hätte. Luther hielt es jedoch für gerathen, nicht hin zu gehen; statt dessen richtete er an die Christen zu Erfurt eine „Epistel oder Unterricht von den Heiligen".*) Darin spricht er seine Freude darüber aus, daß auch den Brüdern zu Erfurt das Licht der Gnaden aufgegangen sei; doch habe er vernommen, daß unter ihnen Zank und Zwietracht entsprungen sei aus etlichen Predigten von unnöthigen Sachen; und nun ermahnt er sie, über dem Eifern über geringere Dinge die Hauptsache nicht zu vergessen und dem Satan nicht zuzulassen, daß er Unheil anrichte.

Im October des Jahres aber wurde den Erfurtern doch noch die Freude zu theil, Luther in ihrer Stadt zu sehen und zu hören. In Begleitung Melanchthons und anderer Freunde kam er an und wurde wieder mit großer Auszeichnung empfangen und bewirthet. Noch gährte es bedenklich in der Stadt, und mit großer Zartheit trug Luther den Umständen Rechnung, indem er alles unnöthige Aufsehen vermied, und seine drei schlichten Predigten, die er in der bescheidenen Michaeliskirche hielt, trugen viel zur Beruhigung der Gemüther bei. Noch am Nachmittag nach seiner Schlußpredigt kehrte er nach Weimar zurück, wohin er durch Herzog Johann eingeladen war, und wo er noch an vier auf einander folgenden Tagen predigte. Dann kehrte er zu seiner Arbeit in Wittenberg zurück.

*) S. „L. V." Bd. 7. S. 34. ff.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Pflanzen und Begießen.

Schon vor Luthers Erfurter Reise war der Druck des Neuen Testaments zur Vollendung gediehen. Drei Druckerpressen, aus denen täglich 10,000 Blätter hervorgingen, hatten das große Werk rasch gefördert, und den 21. September 1522 hat man als den Geburtstag unsers deutschen Neuen Testaments bezeichnet. Die erste Ausgabe erschien in großem Format (Folio) ohne Angabe des Übersetzers, des Druckers und der Jahreszahl und enthielt den Text des Neuen Testaments nebst Vorreden und Randbemerkungen, war mit Holzschnittbildern von Cranach illustrirt und wurde für 1½ Gulden verkauft. Trotz dieses hohen Preises aber und trotz, oder vielleicht zum Theil infolge des Verbots, das sofort an vielen Orten angeschlagen wurde, fand das Buch einen so reißenden Absatz, daß schon im December eine neue Auflage nöthig wurde.

Einer, in dessen Gebiet wie in Baiern, der Mark und Österreich das Buch streng verboten und dessen Auslieferung an die Behörde gefordert wurde, war wieder Herzog Georg. Dieser forderte auch von seiner Facultät in Leipzig ein Gutachten über dasselbe. Das Gutachten wurde unter dem 6. Januar 1523

ausgestellt und bezeichnete die Übersetzung als vielfach fehlerhaft, die Vorreden und Randglossen als voll längst verdammter Irrlehren und das Verbot als gerechtfertigt. Auch Emser war wieder bei der Hand mit einer Schrift, in welcher er nachweisen wollte, „aus was Grund und Ursach Luthers Dolmetschung über das Neue Testament dem gemeinen Mann billig verboten worden sei, mit scheinbarlicher Anzeigung, wie, wo und an welchen Stellen Luther den Text verkehrt u. s. w." Die 1400 Fehler aber, welche Emser gefunden haben wollte, waren meistens Abweichungen von der fehlerhaften lateinischen Übersetzung, in Stellen, die Luther nach dem griechischen Grundtext richtig deutsch wiedergegeben hatte. Als man sah, daß sich die Luthersche Übersetzung durch Verbote nicht aus dem Volk bringen ließ, versuchte man sie dadurch zu verdrängen, daß Emser auch eine Übersetzung herausgab, die er aber fast wörtlich von der Lutherschen abgeschrieben und mit Fehlern nach der lateinischen Übersetzung gespickt hatte.

Das half aber alles nicht. Das Neue Testament war einmal im Volk und wurde von Männern und Weibern, Handwerkern, Knechten und Mägden eifrig gelesen und theilweise auswendig gelernt, und bald hörte man, daß schlichte Laien den Priestern und Mönchen mit der Heiligen Schrift zu Leibe gingen und sie aus dem Felde schlugen. Jene Verbote aber berücksichtigte Luther noch in demselben Jahre in seiner Schrift „von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei";*) nicht ein Blättlein, sagte er, solle man solchen Tyrannen ausliefern; wo sie aber die Bücher mit Gewalt nehmen würden, solle man das leiden und es Gott überlassen, die tyrannischen Narren zu richten.

Ehe jedoch das Neue Testament ans Licht trat, war schon von Luther auch das Alte Testament in Angriff genommen. Vor Weihnachten waren die fünf Bücher Mose übersetzt, und während Luther mit Hilfe Melanchthons und des Wittenberger Professors der hebräischen Sprache Aurogallus die Arbeit noch

*) S. „L. V." Bd. 27. 28., S. 85 ff.

sorgfältig durchsah und verbesserte, ging gleich nach Beginn des neuen Jahres dieser Theil durch die Presse. Im Jahre darauf erschienen zwei weitere Theile, welche die folgenden Bücher bis zum Hohen Lied umfaßten. Der Schlußtheil konnte erst nach Jahren erscheinen; wir werden unsern Dolmetscher, der auf einer Burg das große Werk begonnen hat, später wieder auf einer Burg beim Übersetzen finden.

Dies Gotteswort, das er so dem deutschen Volk in deutscher Sprache zu lesen gab, und das schon so große Dinge gethan hatte, gründlich auszulegen und auf die Herzen und Gewissen anzuwenden, war auch Luthers vornehmste Arbeit nach seiner Rückkehr. Das Wort, von dem er alles hoffte, trieb er mündlich und schriftlich. Er predigte anfänglich jeden Sonntag zweimal in der Stadtkirche, dazu an Wochentagen. In den Hauptgottesdiensten behandelte er wieder die herkömmlichen Texte, in den anderen fortlaufend ganze biblische Bücher. So legte er schon 1522 den 1. Brief Petri aus, später den 2. Petribrief und die Epistel Judä, die fünf Bücher Mose, den 1. Brief an Timotheus. Seine Predigtthätigkeit setzte er auch, obschon in geringerem Umfang, fort, nachdem im Jahre 1523 der alte kränkliche Stadtpfarrer, dessen Arbeit er bisher gethan hatte, verschieden und Bugenhagen, von seiner Heimat Pommern auch Pomeranus genannt, an dessen Stelle getreten war. Seine Predigten wurden von Zuhörern emsig nachgeschrieben und erschienen, theils mit seiner Einwilligung, theils ohne diese, großentheils in Druck, die Auslegung des 1. Briefs Petri schon 1523, die des 2. Petribriefs und des Judas 1524. In derselben Zeit erschienen zu Wittenberg einzelne seiner Predigten, zu Basel und zu Straßburg Sammlungen solcher, und die Verleger fanden, besonders da Luther von ihnen keine Vergütigung nahm, ihre Rechnung dabei.

Zur Förderung gesunder Predigt auch an anderen Orten nahm Luther auch die Ausarbeitung seiner Kirchenpostille wieder auf. Als er 1525 eine Fortsetzung derselben in die Druckerei gegeben hatte, mußte er erleben, daß ein Setzer die größere Hälfte des Manuscripts stahl und in Wittenberg mit hastiger

Liederlichkeit drucken ließ. Doch wurde auch in Wittenberg noch im genannten Jahre die Postille bis zum Abschluß des Winterhalbjahrs unter Luthers Aufsicht ans Licht gestellt.

Auch auf dem Katheder blieb er bestrebt, seine Studenten zu rechten Schriftgelehrten zu machen; ihnen legte er jetzt besonders die Propheten aus, und Melanchthon und Bugenhagen standen ihm in der gelehrten Schriftauslegung zur Seite, indem ersterer neutestamentliche Schriften, letzterer die Psalmen erklärte.

Wie die Gemeinde unter dieser treuen Arbeit in der Erkenntniß wuchs und befestigt wurde, konnte nun auch in der Wiederherstellung eines gereinigten Gemeindegottesdienstes fortgefahren werden. In der Wittenberger Gemeinde wurde ein Stück des päpstlichen Sauerteigs nach dem andern ausgefegt; so das Frohnleichnamsfest, welches auch in der kurfürstlichen Residenz Torgau hinfiel. Da die Stiftsherren der Schloßkirche zäh an dem Meßopfer festhielten, ließ Luther 1524, nachdem er lange Geduld gehabt hatte, eine Schrift „über den Greuel der Stillmesse“ ausgehen, und nachdem es trotz aller Beschwichtigungen von seiten Luthers noch zu mancherlei stürmischen Auftritten und zerbrochenen Fensterscheiben gekommen war, gaben auch diejenigen Stiftsherrn, welche sich immer noch auf des Kurfürsten Anhänglichkeit an seine und seiner Vorfahren Stiftung verlassen hatten, endlich nach und ließen am Weihnachtsfest 1524 zum erstenmal den „Greuel“ ganz weg.

Schon im vorigen Jahre war die Beichte, die unter Carlstadt und Zwilling wegreformirt worden war, wieder eingeführt worden; auch sollte regelmäßige Abendmahlsanmeldung beim Pfarrer stattfinden, und die Communicanten sollten an einem besonderen Ort in der Kirche zusammentreten.

Überhaupt hatte Luther schon im Jahre 1523 in seinen Schriften „Von Ordnung des Gottesdienstes“ und „Form der Messe“ ein Bild eines evangelischen Gemeindegottesdienstes entworfen, worin er so viel wie möglich die hergebrachten Formen beibehalten und das Anstößige theils einfach entfernt, theils durch Besseres ersetzt hatte. Besonders war er darauf

bedacht, daß die Gemeinde, deren thätige Betheiligung beim Gottesdienst unter dem Papst fast ganz verdrängt worden war, wieder zu ihrem Rechte käme. So behielt er die alten Schriftlectionen, die wir heute noch haben, bei, verlangte aber, daß sie deutsch vorgetragen werden sollten. Ferner ging er darauf aus, die lateinischen Gesänge durch deutsche Lieder zu ersetzen, die auch von der Gemeinde mitgesungen werden könnten. Er forderte seine Freunde auf, deutsche Kirchenlieder zu dichten, und griff, als es damit nicht viel wurde, selber in sein Saitenspiel. Nachdem er schon im Jahre 1523 sein erstes Lied, „Nun freut euch, lieben Christen gmein", gedichtet hatte, erschienen 1524 drei Sammlungen deutscher Kirchenlieder. Die erste enthielt nur acht Lieder, darunter vier von Luther: „Nun freut euch, lieben Christen gmein", „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir", „Ach Gott vom Himmel sieh darein", und „Es spricht der Unweisen Mund wohl", ferner drei Lieder von Paul Speratus, darunter „Es ist das Heil uns kommen her". Die zweite Sammlung enthielt schon 18, die dritte, „Geistliches Gesangbüchlein" betitelt, 24 Lieder von Luther nebst den dazu gehörigen Melodien. Diese Lieder Luthers, zu denen in späteren Jahren noch 12 hinzukamen, sind theils frei gedichtet, theils nach Psalmen und Lobgesängen des Alten und Neuen Testaments, theils aus schon vorhandenen deutschen Gesängen mit freien Zusätzen gearbeitet, theils aus dem Lateinischen übertragen.

Wie werthvoll die Gabe war, die Luther in diesen Liedern der deutschen Christenheit bescherte, hat er damals gewiß selber nicht ermessen. O wie klangen sie hinaus, wie hallten sie vieltausendfach wieder in Städten and Dörfern, in Kirchen und Schulen, in Häusern und Hütten, auf den Feldern und in den Wäldern schon in jenen Frühlingstagen der Reformation! Selbst wo man den evangelischen Predigern Schweigen gebot, ist vielfach die evangelische Wahrheit in diesen evangelischen Liedern in die Herzen hinein gesungen worden. Bald lockte die Wittenberger Nachtigall auch andere Sänger hervor, und so reihte sich an jene Lieder des Jahres 1524 der reiche Schatz des deutschen Kirchengesangs, dessen edelste Perlen sie geblieben sind.

Bei der Herausgabe seines Gesangbüchleins hatte aber Luther nicht allein die Gemeinde, sondern besonders auch die Jugend in den Schulen im Auge. Für sie waren die Melodieen in mehrstimmigem Satz und auch einige lateinische Gesänge beigegeben. Doch seine Sorge für die Schulen erstreckte sich noch weiter. Carlstadt und seine Genossen hatten die Wittenberger Stadtschule leer reformirt; jetzt wurde sie wieder hergestellt. Sodann aber erließ Luther im Jahre 1524 eine Ermahnung „an die Bürgermeister und Rathsherren aller Städte deutsches Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.*) Luther erkannte sehr wohl die große Gefahr für die christliche Gemeinde, welche in der Verwahrlosung der Jugend liege. „Derohalben," schreibt er, „bitte ich euch alle, meine lieben Herren und Freunde, um Gottes willen und der armen Jugend willen, wollet diese Sache nicht so geringe achten, wie viele thun, die nicht sehen, was der Fürst dieser Welt gedenkt. Denn es ist eine ernste und große Sache, da Christo und aller Welt viel an liegt, daß wir dem jungen Volk helfen uud rathen. Damit ist denn auch uns allen geholfen und gerathen.

„Was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klötze und Blöcke werden? Zwanzig, vierzig Jahr hat man gelernt und hat noch weder Lateinisch noch Deutsch gewußt. Wahr ists, ehe ich wollte, daß hohe Schulen und Klöster blieben so, wie sie bisher gewesen sind, daß keine andere Weise zu lehren und leben sollte für die Jugend gebraucht werden, wollte ich eher, daß kein Knabe nimmer nichts lernte und stumm wäre. Denn es ist meine ernste Meinung, Bitt und Begierde, daß diese Eselsställe und Teufelsschulen entweder in Abgrund versänken oder zu christlichen Schulen verwandelt würden. Aber nun uns Gott so reichlich begnadet, und solcher Leute die Menge geben hat, die das junge Volk frei lehren und ziehen mögen, wahrlich, so ist noth, daß wir die Gnade Gottes nicht in Wind schlagen und lassen ihn nicht umsonst anklopfen. Er stehet vor der Thür; wohl uns, so wir

*) S. „L. V." Bd. 4, S. 67 ff.

ihm aufthun. Er grüßet uns; selig der ihm antwortet. Versehen wirs, daß er vorüber geht, wer will ihn wieder holen?

„Laßt uns unsern vorigen Jammer ansehen und die Finsternis, darinnen wir gewesen sind. Ich achte, daß Deutschland noch nie so viel von Gottes Wort gehöret habe als jetzt: man spürt ja nichts in den Historien davon. Lassen wirs denn so hingehen ohne Dank und Ehre, so ists zu besorgen, wir werden noch greulichere Finsternis und Plage leiden. Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt vor der Thüre ist; sammlet ein, weil es scheinet und gut Wetter ist; braucht Gottes Gnade und Wort, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen; aber hin ist hin, sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn in Griechenland; hin ist auch hin; nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn auch gehabt; hin ist auch hin; sie haben nun den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht bleiben lassen. Darum greift zu und haltet zu, wer greifen und halten kann; faule Hände müssen ein böses Jahr haben.

„Weil denn allenthalben der größten Gebreche, Mangel und Klagen ist, daß an Leuten fehle, so muß man nicht harren, bis sie selbst wachsen; man wird sie auch weder aus Steinen hauen, noch aus Holz schnitzen; so wird auch Gott nicht Wunder thun, so lange man der Sache durch andere seine dargethanen Güter gerathen kann. Darum müssen wir dazu thun und Mühe und Kosten daran wenden, sie selbst erziehen und machen."

Und zwar sollten, wie Luther sehr richtig betonte, auch solche Schulen vorhanden sein, auf denen die alten Sprachen, besonders die Grundsprachen der heiligen Schrift getrieben würden. „Laßt uns," schreibt er, „das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheide, darinnen dies Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darinnen man dies Kleinod trägt.

Sie sind die Kemnot, darinnen diese Speise liegt. . Ja, sprichst du, es sind viel Väter selig worden, haben auch gelehrt ohne Sprachen. Das ist wahr. Wo rechnest du aber auch das hin, daß sie so oft in der Schrift gefehlet haben? Wie oft fehlet St. Augustin im Psalter und andern Auslegungen, so wohl als Hilarius, ja auch alle, die ohne die Sprachen sich die Schrift haben unterwunden auszulegen?"

Diese Ermahnung war auch nicht ohne Frucht. Wir hören von da und dort, daß man vorhandene Schulen verbesserte und neue einrichtete, und Luther ist in einer Zeit, wo das Papsttum und das in neuem Aufschwung begriffene Jagen nach Dingen, die man in Säcke füllen kann, an dem Verfall der Schulen Hand in Hand arbeiteten, der Reformator des deutschen Schulwesens geworden, so daß mit den neuen Kirchenordnungen, die man bald hin und her in Deutschland einführte, regelmäßig auch eine Schulordnung verbunden wurde.

Daß aber Luther mit dieser Aufforderung sich an obrigkeitliche Personen wandte, hatte seinen besonderen Grund. Gemeinden wie wir sie hier haben, gab es eben nicht. Luther hoffte dieselben von einer späteren Zeit und mußte sich begnügen, wenn die Leute kamen und das Evangelium hörten, wo es gepredigt wurde. Mit einer Gemeinde, in der man weiter gehen wollte, und die nach Luthers Meinung ein Muster für andere Gemeinden werden sollte, zu Leisnig an der Mulde, machte er die trübe Erfahrung, daß bald der evangelische Pfarrer Aussicht hatte, dem Hunger weichen zu müssen, und alles hinter sich ging.

Wie hohe Ursache aber Luther hatte, bei allem Mangelhaften, das er tragen mußte und mit Weisheit zu tragen wußte, Gott zu danken für das, was durch die Predigt des Evangeliums gewirkt wurde, lernen wir noch besser verstehen, wenn wir sehen, welche Anstrengungen gemacht wurden, die durch Gottes Walten entstandene Reformationsbewegung zu hindern oder in falsche Bahnen zu lenken.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Herren rathschlagen.

Dreierlei Feinde waren es, die der Teufel auf den lieblich daherblühenden Garten Gottes hetzte, um ihn zur Wüste zu machen: geistliche Herren, weltliche Herren, und falsche Brüder.

Um dieselbe Zeit, als Luther sein Patmos verließ und wieder auf den Plan trat, sahen sich auch die Bischöfe von Meißen und Merseburg, die sich bisher um die rein kirchlichen Angelegenheiten wenig bekümmert hatten, veranlaßt, sich zu rühren. Sie veranstalteten Kirchenvisitationen, bei denen die Leute vor der „neuen Lehre" gewarnt und, sofern sie sich ihr schon zugewendet hatten, in Zucht genommen werden sollten, und auch auf kursächsischem Gebiet wurde für den Papst gekanzelt. Der Kurfürst ließ die Bischöfe gewähren; nicht so Luther. Er berieth in mehreren Schriften die Gewissen, die so von verschiedenen Seiten beeinflußt in Noth kamen; so entstanden die Schriften „Von Menschenlehren zu meiden", „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe", und „Daß eine christliche Versammlung und Gemeine Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein=

und abzusetzen." *) Denjenigen, welche den Sünden des Klosterlebens und der erzwungenen Ehelosigkeit entgehen wollten und darüber angefochten wurden, kam er zu Hilfe in einer Predigt „vom ehelichen Leben" **) und einer „Auslegung des 7. Kapitels im 1. Korintherbrief", die er im Druck erscheinen ließ, und in denen er mit großer Nüchternheit und Offenheit die vorliegende Sache behandelte. Auch sonst ging er ausgetretenen Klosterbrüdern mit Rath und Unterstützung, so viel seine geringen Mittel erlaubten und seine Fürbitte vermochte, an die Hand. Als 1523 neun Nonnen mit Hilfe dreier Torgauer Bürger aus dem Kloster Nimtzsch bei Grimma in der Nacht vor Ostern heimlich entflohen waren, pries er die That jener Männer in einem offenen Brief und bekannte, daß er selbst dazu gerathen habe; die Verwandten der Nonnen wollte er veranlassen, sie aufzunehmen, und falls dieselben sich weigerten, selber für sie sorgen; auch Spalatin bat er, Geld zu ihrer Unterstützung zu betteln. Auch andere Nonnen erhielten, theils unter seinem Beirath, alle zu seiner Freude, bald darauf ihre Freiheit, und im nächsten Frühjahr veröffentlichte er die Geschichte einer Nonne, die, nachdem man sie im Kloster auf mancherlei Weise gepeinigt und endlich auf Lebenszeit eingesperrt hatte, durch Unachtsamkeit der Schließerin entkommen war.

Auch wenn seine Freunde, die im Pfarramt standen, in die Ehe traten, freute sich Luther; so 1522 über Bugenhagen und 1523 über Link, zu dessen Hochzeit er mit anderen Wittenberger Freunden nach Altenburg reiste, wo er selbst die Trauung vollzog.

Für sich selbst machte Luther von der Freiheit, in deren Genuß er andere gerne sah, zunächst noch geringen Gebrauch. Zwar die Beobachtung der strengen Klosterregel hatte er schon gleich nach der Verbrennung der Bulle aufgegeben. Im Jahre 1524 vertauschte er auch seine letzte abgetragene Kutte gegen einen Rock, den er sich aus einem Stück vom Kurfürsten geschenk-

*) S. „L. V." Bd. 13. 14., S. 7 ff.

**) S. „L. V." Bd. 13. 14., S. 251 ff.

ten braunen Tuchs „Gott zu Ehren, vielen zur Freude und dem Satan zu Trotz und Schmach“ machen ließ. Aber einsam wohnte er noch unter mancherlei Entbehrungen in dem öden, von allen Anderen außer dem früheren Prior Brisger verlassenen und fast aller Einkünfte ermangelnden Kloster bei gar schmaler Kost und schlechtem Lager. Den Gedanken, daß auch er in die Ehe treten solle, wies er noch gegen Ende des Jahres 1524 von sich; er, der Geächtete und mit dem Tode Bedrohte, wollte nicht noch das Geschick eines Weibes an das seine ketten.

Noch stand ja das Wormser Edict gegen ihn auf dem Papier, und unter den Herren vom Reichsregiment hatte er heftige Feinde. „Nur todt, todt, todt, schreien sie“, hatte er auf der Wartburg geschrieben. Zwar hatte sich schier erfüllt, was man kurz nach seiner Entführung an den Mainzer Erzbischof geschrieben hatte: „Den Luther haben wir verloren, wie wirs wünschten; aber ich fürchte, wir werden kaum unser Leben retten, wenn wir ihn nicht überall mit Lichtern suchen und zurückholen.“ Sein maßvolles Auftreten, wodurch er in Wittenberg und an anderen Orten den schon entfesselten Sturm beschwichtigt hatte, war nicht unbemerkt geblieben und hatte bei manchen Gliedern des Reichsregiments die Stimmung zu seinen Gunsten gewendet.

Seinen bittersten Feind aber, den Herzog Georg, hatte Luther durch eine Stelle in seiner Schrift an Hartmuth von Kronberg noch mehr erbittert. Dort fanden sich nämlich die Worte: „Der einer ist vornehmlich die Wasserblase N., trotzt dem Himmel mit ihrem hohen Bauch und hat dem Evangelium entsagt; hats auch im Sinn, er woll Christum fressen, wie der Wolf eine Mucken; läßt sich auch dünken, er hab ihm schon nicht eine kleine Schramme in den linken Sporen gebissen, und tobet einher für allen andern. Ich hab zwar mit ganzem Herzen für ihn gebeten und mich seines greulichen Anlaufs fast erbarmet; aber ich sorge, es drück ihn sein Unheil vorlängst verdienet.“

Das Exemplar, welches in Georgs Hände kam, hatte auch noch seinen Namen ausgedruckt. Zwei Tage nach Empfang desselben schrieb er am 28. December 1522 einen Brief an Lu-

ther, in welchem er sich beklagte, daß er in jener Schrift mit Namen benannt und mit schmählichen Worten und wichtigen Injurien seine Seele, Ehre und guten Leumund belangend angetastet worden sei. „Ist unser Begehr", schließt er, „Ihr wollet uns durch euer Widerschrift anzeigen, ob Ihr ein Schrift an Hartman von Cronnberg habt lassen ausgehen, und was Ihr des geständig sein wollet, uns, als euch wohl geziemet, nicht verhalten, damit wir uns unser Ehren Nothdurft darnach wissen zu richten."

Darauf antwortete Luther am 3. Januar 1523:

„Aufhören zu toben und zu wüthen wider Gott und seinen Christ anstatt meines Dienstes zuvor. Ungnädiger Fürst und Herr! Ich hab E. f. U(ngnaden) Schrift samt dem Büchlein oder Brief, so ich an Hr. Hartmann von Cronenberg geschrieben haben soll, empfangen und mir sonderlich den Ort, des sich E. f. U. beschweret, als wichtiger Injurien, Seele, Ehre und Leumund betreffend, lassen lesen; denn vorhin dasselb Büchlein allhie und auch anderswo gedruckt ist. Weil denn nun E. f. U. begehret zu wissen, was ich darinnen geständig sein wolle, ist kürzlich meine Antwort, daß mirs gleich gilt für E. f. U., es werde für gestanden, gelegen, gesessen oder gelaufen angenommen. Denn was ich wider E. f. U. handele oder rede, es sei heimlich oder öffentlich, erbiete ich mich zu recht und wills, ob Gott will, auch wohl für recht erhalten. Gott aber wird die Gewalt wohl finden. Denn wo es E. f. U. Ernst wäre und nicht so unhöflich löge, daß ich E. f. U. Seele, Ehre und guten Leumund zu nahe wäre, würde sie freilich die christliche Wahrheit nicht so schändlich lästern und verfolgen. Doch ist das nicht das erste Mal, daß ich von E. f. U. belogen und böslich dargeben bin, daß ich billiger Ursach hätte, mich zu beklagen der Injurien, Seele, Ehre und guten Leumund betreffend. Aber ich schweige des alles; denn mir Christus gebeut, auch den Feinden günstig zu sein.

Welches ich auch bisher gethan hab mit meinem armen Gebet gegen Gott für E. f. U., und erbiete noch mich, E. f. U. zu dienen, womit ich kann, ohn alles falsch Gesuch. Ist das

verachtet, da kann ich nicht zu; ich werde mich darum für keiner Wasserblasen zu Tod fürchten, ob Gott will und mein Herr Jesus Christus. Der wolle E. f. G. Augen und Herz erleuchten und ihm gefällig und mir einen gnädigen, günstigen Fürsten machen aus E. f. G. Amen. Zu Wittenberg am achten Johannis 1523.

Martinus Luther
von Gottes Gnaden
Evangelist zu Wittenberg.

Nun wandte sich der Herzog klagend an den Kurfürsten, und es entspann sich ein langer Briefwechsel zwischen den Vettern. Auch das Reichsregiment rief Georg um Hilfe an, wurde aber mit bedauerndem Achselzucken wieder an den Kurfürsten gewiesen. Auch Graf Albrecht von Mansfeld mußte mit Luther über die Sache verhandeln, erreichte aber nur, daß Luther erklärte, er habe die Drucke nicht veranstaltet, sei an der Namennennung unschuldig und habe des Herzogs Ehre nicht kränken wollen, für das aber, was er geschrieben, gute Gründe gehabt.

Was aber wie früher so auch bei dieser Gelegenheit Herzog Georg vergebens versucht hatte, das Reichsregiment gegen Luther in Harnisch zu bringen, das versuchte jetzt ein Anderer. Leo X. war gestorben, und der Bischof Hadrian von Tortosa, der schon früher unter Luthers Gegnern aufgetreten war, hatte als Hadrian VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Dabei hatte er erklärt, er beuge sich unter diese Würde nur, um die Braut Christi zu ihrer vorigen Reinheit zurückzuführen. Als nun im Herbst 1522 ein neuer Reichstag zu Nürnberg zusammentrat, erschien daselbst ein päpstlicher Gesandter, der darauf dringen sollte, daß gegen den Mönch, der schlimmer sei als Mohamed und wie dieser die Vielweiberei erlaubt habe und fleischliche Freiheit predige, dessen Lehren auch längst auf Kirchenversammlungen verdammt seien, Ernst gemacht würde. Aber der Papst erreichte nicht mehr als Herzog Georg. Während der Anwesenheit des Legaten durften evangelische Prediger ungehindert in Nürnberg Luthers Lehre verkündigen; von einer Verfolgung Luthers, dessen Schriften ja eben dem deutschen

Volk die Augen für die zum Theil vom Papst selbst anerkannten Mißbräuche geöffnet hatten, wollte man nichts wissen, und in einem Beschluß der Stände, der als kaiserliches Edict ausging, wurde binnen Jahresfrist ein freies christliches Concil auf deutschem Boden verlangt und in Ausdrücken, die jede Partei für sich auslegen konnte, festgesetzt, wie man sich mittlerweile in Betreff der Lehre halten solle. Auch bei Luthers Landesherrn, an den er sich in zwei Sendschreiben wandte, erreichte der Papst nichts. Der Legat sprach offen sein Erstaunen aus über den Bescheid des Reichstags und wiederholte die Bitte um Vollstreckung des Wormser Edicts; umsonst. Es blieb dabei: die Mehrheit der Reichsstände hatte dem Papst gegenüber mit Luther gemeinschaftliche Sache gemacht, obschon in einer Weise, die nicht eben nach Luthers Sinn war. Doch gab sich Luther mit dem Bescheid zufrieden; er legte eben die Festsetzungen zu seinen und des Evangeliums Gunsten aus in einer Schrift „wider die Verkehrer und Fälscher kaiserlichen Mandats," die er an des Kaisers Bruder und Statthalter Erzherzog Ferdinand von Österreich, sowie an die Stände des Reiches richtete. Dazu gab er die dem Reichstag vorgetragene päpstliche Instruction mit Randglossen in Druck.

Eine Beschuldigung, die Erzherzog Ferdinand öffentlich vor den Ständen ausgesprochen hatte, als lehre Luther, Christus sei ein natürlich gezeugter Nachkomme Abrahams, widerlegte Luther im Jahre 1523 in einer Schrift „daß Jesus Christus ein geborner Jude sei", und zwar in der Weise, daß er zugleich auf die Juden seiner Zeit Rücksicht nahm, ob er vielleicht einen oder den andern überzeugen könne, daß in Christo wirklich der verheißene Heiland erschienen sei.

Der Ausgang der Verhandlungen dieses Reichstags war um so bedeutsamer und erfreulicher, als während derselben Dinge vorgingen, die man auf papistischer Seite gar zu gerne zum Nachtheil der Reformation ausgebeutet hätte. Franz von Sickingen, der einst Luthern die Ebernburg zum Asyl angeboten hatte, war als politischer Reformator aufgetreten. An der Spitze des Adels wollte er im deutschen Reich eine neue

Ordnung der Dinge schaffen und damit zugleich dem Evangelium eine Gasse brechen. Einen Anlaß zum Losschlagen gab



Franz von Sickingen, nach einem alten Kupferstich.

ihm ein Privathandel mit dem Erzbischof von Trier. Doch der Erzbischof erhielt kräftige Unterstützung; Sickingen nicht. Sein Angriff auf Trier schlug fehl, und er mußte sich in seine Burg

zurückziehen. In die zerschossene Feste drangen die Belagerer ein, und an dem Sterbelager des durch einen Schuß zum Tode verwundeten Ritters beteten die Fürsten, die ihn besiegt hatten, entblößten Hauptes knieend ein Vater Unser. Bald darauf starb auch Ulrich von Hutten, noch nicht sechsunddreißig Jahre alt, auf der Insel Ufnau im Züricher See, wo er eine Zufluchtsstätte gefunden hatte.

So sehr bemühten sich auf dem Reichstag zu Nürnberg die Römlinge, diese Vorgänge zu Gunsten des Wormser Edicts auszunutzen, daß der Kurfürst einerseits daran dachte, Luther wieder verschwinden zu lassen, andrerseits für den Fall, daß es zum Krieg käme, von seinen Wittenberger Theologen ein Gutachten einholte. In beiden Stücken war Luthers Antwort gleich entschieden: er wollte weder von einem neuen Patmos noch von einem Krieg für das Evangelium etwas wissen.

Doch die Feinde, die damals sagten, der Gegenkaiser (Sickingen) sei nun dahin, der Gegenpapst (Luther) müsse folgen, drangen, wie wir gesehen haben, nicht durch. Hingegen mußte der wirkliche Papst bald dem Sickingen folgen. Schon 1523 starb Hadrian, und Clemens VII. trat an seine Stelle. Dieser nahm ganz nach der Päpste Weise die Fäden, die seines Vorgängers erstarrenden Händen entsunken waren, wieder auf. Als im Jahre 1524 wieder ein Reichstag in Nürnberg zusammentrat, war wieder ein päpstlicher Legat anwesend und beflissen, das Wormser Edict zur Geltung zu bringen. Doch wieder konnte der Gesandte nur wenig für seinen Herrn Erfreuliches aus Nürnberg berichten. Wieder wurde während des Aufenthalts in der Stadt gegen den Papst gepredigt, und bei einer Communion unter beiden Gestalten waren unter mehreren tausend Abendmahlsgästen 30 bis 40 Männer aus des kaiserlichen Statthalters Hofgesinde. Der Reichstagsabschied zeigte wieder deutlich, daß er zwei Parteien gerecht werden sollte, die wie ja und nein einander gegenüberstanden. Das Wormser Edict wurde anerkannt, Befolgung nur nach Möglichkeit versprochen. Luthers Lehre sollte weiter untersucht und die anfechtbaren Sätze sollten einer Versammlung zu Speier vorgelegt

werden, auf welcher auch über das wiederum geforderte Concil verhandelt werden sollte.

Ergrimmt über diesen offenbaren Widerspruch ließ Luther die beiden Edicte, das Wormser und das neue Nürnberger, zusammen drucken unter dem Titel: „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote den Luther betreffend". „Schändlich lautets", sagt er in der Vorrede, „daß Kaiser und Fürsten öffentlich mit Lügen umgehen; aber schändlicher lautets, daß sie auf einmal zugleich widerwärtige Gebote lassen ausgehen, wie du hierinnen siehst, daß geboten wird, man solle mit mir handeln nach der Acht zu Worms ausgangen und dasselbige Gebot ernstlich vollführen, und doch daneben auch das Widergebot annehmen, daß man auf künftigen Reichstag zu Speier soll allererst handeln, was gut und böse sei in meiner Lehre. Da bin ich zugleich verdammt und aufs künftige Gericht gespart, und sollen mich die Deutschen zugleich als einen Verdammten halten und verfolgen, und doch warten, wie ich verdammt soll werden. Das müssen mir ja trunkene und tolle Fürsten sein. . Nun, meine lieben Fürsten und Herren, ihr eilet fast mit mir armen einigen Menschen zum Tod, und wenn das geschehen ist, so werdet ihr gewonnen haben. Wenn ihr aber Ohren hättet, die da höreten, ich wollt euch etwas Seltsames sagen. Wie wenn des Luthers Leben so viel vor Gott gälte, daß, wo er nicht lebte, euer keiner seines Lebens oder Herrschaft sicher wäre und daß sein Tod euer aller Unglück sein würde? Fahret nur frisch fort, würget und brennet, ich will nicht weichen, ob Gott will; hie bin ich und bitte euch gar freundlich, wenn ihr mich getödtet habt, daß ihr mich ja nicht wieder aufwecket und noch einmal tödtet. . Doch rathe ich jedermann, der da glaubt, daß ein Gott sei, daß er sich solches Gebots enthalte. Denn wiewohl mir Gott die Gnade gegeben hat, daß ich den Tod nicht so fürchte, wie ich vor Zeiten that, und mir auch helfen wird, daß ich willig und gern sterbe, so sollen sie es doch nicht eher thun, mein Stündlein sei denn da und mein Gott rufe mir, und sollten sie noch so sehr toben und wüthen. Denn der mich nun ins dritte Jahr hat wider ihren Willen und über alle meine Hoffnung lebendig

behalten, kann mich auch wohl länger fristen, wiewohl ichs nicht hoch begehre. Und wenn sie mich nun tödten, sollen sie ein solch Tödten thun, das weder sie noch ihre Kinder überwinden sollen, davor ich sie lieber wollte gewarnt haben und ihnen wahrlich nicht gönne."

So wenig wie Luther waren übrigens die anderen Betheiligten mit dem Nürnberger Edict zufrieden. Der Kaiser, in dessen Namen es ausging, polterte von Spanien aus gegen dasselbe und verbot bei Strafe der Acht die Versammlung zu Speier. Kurfürst Friedrich behielt sich vor, nach seinem Gewissen zu handeln, und ließ nachher in seiner Residenz die Einführung des deutschen Gottesdienstes zu. Der Papst pflog Verhandlungen in Rom; man beschloß, den nach Speier ausgeschriebenen Reichstag wo möglich zu hintertreiben, und es wurde sogar vorgeschlagen, Friedrich die Kurwürde abnehmen zu lassen. Der Legat Campeggi aber that jetzt einen bösen Schritt zu einem offenen Riß im deutschen Reich. Wozu er den Reichstag nicht bewegen konnte, dazu brachte er jetzt eine Minorität. Unter seiner Leitung hielten Ferdinand von Österreich, die Herzoge von Baiern und eine große Anzahl deutscher Bischöfe oder deren Vertreter eine sechzehntägige Separatconferenz in Regensburg, deren Theilnehmer übereinkamen, das Wormser Edict streng durchzuführen. Die armen Unterthanen dieser Herren mußten auch bald erfahren, was das besagte; bald floß Märtyrerblut und rauchten Scheiterhaufen hin und her in deutschen Landen.

Weit größer aber als die Gefahren, welche die Auflehnung der Fürsten und das Rathschlagen der Herren der Reformation bereiteten, waren die Gefahren von seiten solcher, die auch, und zwar noch entschiedener als Luther, für die Wahrheit zu streiten vorgaben. „Er ist mir, ja uns allen ein ärgerer Feind, als wir bisher gehabt haben", schrieb Luther von einem Mann, der das Bollwerk des Papstes im Sturmlauf hatte nehmen wollen und Carlstadt hieß.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Allstedter Geist. Der Bauernkrieg.

Carlstadt hatte, wie wir vernommen haben, sich nach Luthers Rückkehr verdrossen zurückgezogen und nur im Geheimen seine Beziehungen zu Geistesverwandten wie Münzer fortgesetzt. Doch nicht lange litt es ihn in der Stille. Die Bauernrolle, die er auf seinem Landgute spielte, wo er im grauen Bauernkittel Mist fuhr und sich „Nachbar Andres“ nennen ließ, mochte ihm auf die Dauer doch auch nicht zusagen. Schon 1523 trat er wieder in Schriften hervor, in denen er sich ein „neuer „Laie“ nannte. In einer besonderen Schrift gab er Nachricht über die „Ursachen, daß Andr. Carolstat ain Zeit still geschwiegen“. Wieder eiferte „der neu Lai“ gegen die hohen Schulen, obschon er von seinem Amt zu Wittenberg noch seine Einkünfte sogar im Voraus einstrich. Da er aber in Wittenberg keine Aussicht auf Erfolg für seine Schwärmerei hatte, suchte er sich einen anderen Wirkungskreis. Die Pfarrei Orlamünde war mit seiner Stelle im Stift unter der Bestimmung verknüpft, daß dieselbe durch einen stehenden Vicar bedient werden solle. Als aber jetzt durch Weggang des Vicars dessen Stelle erledigt wurde, trat Carlstadt selbst zu Orlamünde als Prediger auf, ließ sich noch förmlich

zum Pastor wählen und nahm diese Wahl an. Wieder reformirte er die Bilder, Altäre und Crucifixe in Trümmer. In einer Schrift zog er gegen solche los, welche „von Ärgernissen und brüderlicher Liebe predigten und schrieben". Wen er damit meinte, lag auf der Hand, besonders da er auch der „Schlemmer zu Wittenberg" Erwähnung that. Dabei gerieth er auf immer bedenklichere Abwege in der Lehre. Den Sonntag wollte er auf jüdische Weise gehalten wissen; Falschgläubige sollten mit dem Tode bestraft werden, wie ja im Alten Testament geboten sei, ganze Städte umzubringen, wenn sie von der Abgötterei nicht lassen wollten. „Vielleicht werden sie in Orlamünde noch die Beschneidung einführen", schrieb Luther 1524 an den Kanzler Brück. Auch gegen die Kindertaufe sprach sich der Schwarmgeist aus und ließ selbst sein jüngst geborenes Kind ungetauft. In einer Schrift vom Jahre 1524, „ob man mit heiliger Schrift erweisen möge, daß Christus mit Leib, Blut und Seele im Sacrament sei", versucht er nachzuweisen, daß Christus nicht im Sacrament sei; Christus sage ja, das Fleisch sei kein nütze; wenn Christus in den Einsetzungsworten spreche: „das ist mein Leib, das ist mein Blut," so meine er damit nicht das, was er zu essen und zu trinken darreiche, sondern er deute dabei auf seinen Leib und das Blut in seinen Adern. Das, sagte er zur Begründung, gehe auch aus dem großen Anfangsbuchstaben des griechischen Worts für „das" und aus dem Punkt vor demselben hervor.*) Die Wittenberger nannte er „neue Papisten", und er redete von „Sacramentsknechten" und „Sacramentfressern". Um seine Schriften der in Wittenberg geübten Aufsicht zu entziehen, ließ er sie in einer Winkeldruckerei zu Jena erscheinen.

Da Carlstadt trotz wiederholt an ihn ergangener Aufforderungen zur Rückkehr auf seinen Posten in Wittenberg sein Unwesen in Orlamünde weiter trieb, auch Anhang unter den Predigern anderer Orte fand, mußte ernstlich gegen ihn eingeschritten werden. Dazu nöthigte aber noch der Umstand, daß

*) Nun war aber der Grundtext des Neuen Testaments ursprünglich in lauter großen Buchstaben und ohne Interpunktion geschrieben, und mit Recht hat Luther den Carlstadt für diese Begründung gründlich hergenommen.

Carlstadts Geselle Münzer, der sich zu Allstedt festgesetzt hatte, es ähnlich wie Carlstadt, nur noch schlimmer trieb. Während er offen predigte, man müsse die Feinde des Evangeliums wie tolle Hunde todtschlagen, wühlte er heimlich aufs gefährlichste und schmiedete blutige Pläne, zu deren Ausführung er weithin Verbindungen anknüpfte.

Luther erkannte wohl die Größe der Gefahr, mit welcher Carlstadt und der „Satan zu Allstedt“ das Werk der Reformation bedrohten. Gaben doch sie und ihre Genossen vor, sie seien es eben, die mit der Reformation Ernst machten, es nicht bei schönen Worten bewenden ließen, wie Luther, sondern der Lehre gemäß auch handelten. Und dies ungesunde Drängen zu allerlei Umsturz fand nur zu viel Anklang unter dem Volk, in welchem es längst brodelte und gährte. Dazu hatte das Auftreten eines Carlstadt, der als Bruder Andres einherging, und eines Münzer, der im Kirchthurm zu Allstedt geheime Zwiegespräche mit Gott zu haben vorgab und viel von seinen Offenbarungen zu sagen wußte, auch so muthig das Blut der Tyrannen verlangte, vor den Augen des Volkes einen großen Schein. Hatte doch selbst ein Melanchthon denselben Geist bei den Zwickauer Propheten nicht durchschaut. So ließ es denn Luther zunächst in Wittenberg an Belehrung über diesen Geist nicht fehlen. In einem Schreiben an den Kurfürsten und an Herzog Johann, das er der Öffentlichkeit übergab, sagte er sich von diesen Umtrieben los. „Nun ist mir,“ schrieb er, „das eine sonderliche Freude, daß nicht die Unseren solch Wesen anfahen und sie auch selbst wollen gerühmet sein, daß sie unseres Theiles nicht sind, nichts von uns gelernet und empfangen haben; sondern vom Himmel kommen sie und hören Gott selbst mit ihnen reden wie mit den Engeln, und ist ein schlecht Ding, daß man zu Wittenberg den Glauben, Liebe und Kreuz Christi lehret.“ Da hatte Luther den Unterschied zwischen dem Allstedter Geist und dem Geist, der zu Wittenberg sein Werk hatte, richtig und scharf hervorgehoben. Zugleich aber erinnerte er die beiden Fürsten, ja achtzuhaben auf den ausgetriebenen Satan, der, nachdem er an dürren Stätten umhergelaufen sei und

Ruhe gesucht und nicht gefunden habe, jetzt unter ihrem Schutz und Schirm gegen die gute Sache fechten wolle. Er habe, schrieb er, vernommen, daß dieser Geist die Sache nicht im Worte bleiben lassen, sondern sich mit der Faust drein begeben wolle. „Was sollte der Geist wohl anfangen, wenn er des Pöbels Anhang gewönne? . . Ob sie aber sollten fürgeben, wie sie denn mit prächtigen Worten pflegen, der Geist treibe sie, man müsse es zu Werk bringen und mit der Faust drein greifen, da antwort ich also: es muß freilich ein schlechter Geist sein, der seine Frucht nicht anders beweisen kann, denn mit Kirchen- und Klosterzerbrechen und Heiligenverbrennen. Welches auch wohl thun könnten die allerärgsten Buben auf Erden, sonderlich wo sie sicher sind und ohn Widerstand. Da hielt ich aber mehr von, wenn dieser Geist Allstedt gen Dresden oder Berlin oder Ingolstadt führe, . wenn er nicht so zu Winkel kröche und das Licht scheute, sondern öffentlich vor Feinden und Widersachern müßte stehen, bekennen und Antwort geben. Er riecht aber den Braten; er ist ein Mal oder zwei vor mir zu Wittenberg in meinem Kloster auf die Nase geschlagen, darum graut ihm vor der Suppe. . Man lasse sie nur getrost und frisch predigen, was sie können und wider wen sie wollen; denn wie gesagt, es müssen Secten sein und das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen. Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten und wohl bleiben. Ist unserer recht, so wird er sich vor ihnen auch nicht, noch vor jemand fürchten. Man lasse die Geister auf einander platzen und treffen. Werden etliche indes verführt, wohlan, so gehts nach rechtem Kriegslauf; wo ein Streit und Schlacht ist, da müssen etliche fallen und verwundet werden; wer aber redlich ficht, wird gekrönet werden. Wo sie aber wollen mehr thun, denn mit Worten fechten, wollen auch brechen und schlagen mit der Faust, da sollen E. F. G. zugreifen, es seien wir oder sie, und stracks das Land verboten und gesagt: wir wollen gern leiden und zusehen, daß ihr mit dem Worte fechtet, daß die rechte Lehre bewähret werde; aber die Faust haltet stille, denn das ist unser Amt, oder hebt euch zum Lande hinaus."

So wurde denn Münzer im August zu Weimar verhört. Als er aber sah, daß man Ernst gegen ihn machte, entwich er heimlich aus Allstedt und begab sich nach Mühlhausen, wo er in dem früheren Mönch Pfeifer einen Gesinnungsgenossen und Mitarbeiter hatte. Hier kam es aber bald dahin, daß beide wandern mußten, und Münzer zog nach Süddeutschland und der Schweiz, um dort sein Werk fortzusetzen. In Nürnberg, wo er Station machte, ließ er gegen Luther, der den Rath von Mühlhausen brieflich vor ihm gewarnt hatte,*) eine „Schutzrede wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg" ausgehen, worin er mit ausgesuchten Schimpfreden auf Luther um sich warf.

Der Brand aber, den der Schwarmgeist angefacht hatte, glühte weiter auf dem vom Brandstifter verlassenen Herd, und dahin begab sich nun Luther noch im August auf der Fürsten Wunsch. Als er in Jena gegen den Allstedter Mordgeist predigte, war auch Carlstadt zugegen. Da nun Luther von jenem Geist sagte, er erweise sich durch Bilderstürmen und Aufhebung der Sacramente, bezog dies Carlstadt auf sich, und gleich nach dem Gottesdienst bat er Luther brieflich um eine Unterredung. Luther lud ihn ein in seine Herberge im Gasthaus zum Schwarzen Bären und ließ ihn, da er gerade mit vielen Gästen zu Mittag speiste, unter diesen Platz nehmen. Bei der Unterredung verwahrte sich Carlstadt dagegen, daß man ihn mit Münzer zusammenwerfe. Nun hatte er, als Münzer ihn und die Orlamünder zum Aufruhr aufgefordert hatte, allerdings in einem Brief an Münzer sich ablehnend ausgesprochen, und dies erkannte Luther an. Hingegen wies er darauf hin, daß er Carlstadts Namen in seiner Predigt nicht genannt habe; wenn derselbe aber sich getroffen fühle, so möge er es haben; zu den neuen Propheten gehöre Carlstadt jedenfalls, und sein Geist habe sich zu Wittenberg nicht als göttlich bewährt. Carlstadt wiederum warf Luthern vor, er lehre falsch vom Sacrament, und erbot sich, als Luther Beweise forderte, zu einer Disputation. Daß er in Wittenberg nicht durchgedrungen sei,

*) S. „L. V." Bd. 7, S. 75 ff.

erklärte er daraus, daß man ihn nicht habe frei schreiben lassen. Luther aber versprach ihm zur Disputation in Wittenberg freies Geleit und forderte ihn auf, nur frei gegen ihn zu schreiben, gab ihm als Pfand, daß er das ernst meine, einen Goldgulden und bekräftigte seine Worte ferner durch einen Bescheidtrunk und einen Handschlag. Carlstadt ging mit seinem Goldgulden davon und machte sich sofort ans Schreiben.

In Kahla, wo es ebenfalls brannte, fand Luther, als er auf die Kanzel kam, daselbst ein zertrümmertes Crucifix. Da hatte er ja ein Stück Arbeit des Geistes, der hier waltete, vor sich. Er schob es ruhig beiseite und that seine Predigt.

Die von Orlamünde hatten ihn durch einen groben Brief förmlich vorgefordert und ihm dann auf die Anzeige, daß er kommen werde, noch eine zweite Einladung nach Jena geschickt. Als er sich am 24. August einstellte, holte man die Bürger schnell von den Erntefeldern zusammen. Mit Carlstadt, der jetzt sein Feind sei und seinen Gulden darauf genommen habe, wollte Luther nicht verhandeln, und jener entfernte sich, als Luther erklärte, wenn Carlstadt bleibe, so werde er gehen. Jetzt ging es ans Verhandeln. Luther hielt den Bürgern ihren Brief vor; diese protestirten aufs neue dagegen, daß er sie zu den Schwärmern zähle. Darüber geriethen sie aber bald kräftigst ins Schwärmen, und Luther sah, daß hier nichts zu machen sei; er stieg auf seinen Wagen und fuhr davon. Wie es dabei herging, mag er uns selber erzählen. „Carlstadt", sagt er, „hätte mich zu Jena aus Ursach einer Schrift schier überredet, daß ich seinen Geist nicht mit dem Allstedtischen .. vermengt hätte. Aber da ich gen Orlamünde unter seine Christen kam, aus fürstlichem Befehl, fand ich wohl, was er für Samen da gesäet hatte, daß ich froh ward, daß ich nicht mit Steinen und Dreck ausgeworfen ward, da mir etliche derselben einen solchen Segen gaben: Fahr hin in tausend Teufel Namen, daß du den Hals brächst, eh du zur Stadt hinauskommst."

Als aber nun Carlstadt und seine Anhänger noch mit einer Klage gegen Luther vor den Kurfürsten kamen, riß diesem

ob solcher Frechheit die Geduld: Carlstadt wurde des Landes verwiesen. Er schrieb noch zwei Abschiedsbriefe, einen an die Männer, den andern an die Frauen der Gemeinde zu Orlamünde, und unterzeichnete sich: „Andreas Bodenstein, unverhört und unüberwunden, vertrieben durch Martinum Lutherum." Die Glocken riefen die Gemeinde zur Verlesung der Briefe, und nasse Augen sahen dem Briefschreiber nach, als er von dannen zog.

Auf allen seinen Kreuz- und Querzügen wollen wir Carlstadt nicht begleiten. Wo er hinkam, fand er zuerst Theilnahme und war man bald froh, wenn er weiterzog; denn überall stiftete er Unruhe und war er anderer unruhiger Geister Genosse. In Straßburg wurde er nach kurzem Aufenthalt vom Rath ausgewiesen; er hatte auch hier der Bilder wegen die Gemüther verwirrt. Über seine Lehre erbaten sich durch einen besonderen Boten die Straßburger Prediger von Luther ein Gutachten, und dieser schickte ihnen ein „Sendschreiben an die allerliebsten Freunde Gottes, alle Christen in Straßburg."*) Da sich die Bittsteller besonders auf Carlstadts Abendmahlslehre bezogen hatten, so ging Luther in seiner Antwort auch auf diese ein. „Das bekenne ich," schreibt er da, „wo Dr. Carlstadt oder jemand anders vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sacrament nichts denn Brot und Wein wäre, er hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich hab wohl so harte Anfechtungen da erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gern heraus gewesen wäre, weil ich wohl sahe, daß ich damit dem Papsttum hätte den größten Puff geben können. Ich hab auch zween gehabt, die geschickter davon zu mir geschrieben haben denn Dr. Carlstadt und nicht also die Worte gemartert nach eigenem Dünken. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus. Der Text ist zu gewaltig da und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinn reißen. Ja wenn noch heutiges Tages möcht geschehen, daß jemand mit beständigem Grund beweiset, daß schlecht Brot und Wein da wäre,

*) S. „L. V." Bd. 7, S. 78 ff.

man dürfte mich nicht so tasten mit Grimm. Ich bin leider allzu geneigt dazu, so viel ich einen Adam spüre. Aber wie Dr. Carlstadt davon träumet, ficht mich so wenig an, daß meine Meinung nur desto stärker dadurch wird."

Ausführlicher aber rechnete Luther mit Carlstadt ab in der Schrift „Wider die himmlischen Propheten von Bildern und Sacrament", die er nun in zwei Theilen gegen ihn ausgehen ließ. Auf den zweiten Theil kommen wir später zurück. Im ersten Theil handelt er hauptsächlich von den Bildern und zeigt, welchen Mißbrauch Carlstadt mit dem alttestamentlichen Gesetz treibe. Dazwischen rückt er dem geldgierigen Gegner vor, warum er denn die Geldmünzen, auf denen doch auch Bilder seien, nicht von sich werfe. Daß aber Carlstadt überall lästerte, er sei durch Doctor Luther verdrängt und vom Kurfürsten mit Unrecht vertrieben worden, weist Luther damit zurück, daß er die krummen Wege aufdeckt, auf welchen Carlstadt nach Orlamünde gekommen war, und zeigt, wie alle an Carlstadt gerichteten Ermahnungen, von seinem Stürmen und Trümmerstreuen abzustehen und mit den anderen Schwarmgeistern gänzlich zu brechen, fruchtlos gewesen seien, und daß es nicht Carlstadts Verdienst sei, wenn der Geist, der ihn beseele, nicht schon Schlimmeres angerichtet habe. Den Thatbeweis für die Richtigkeit dieses Urteils hat Carlstadt selber später noch reichlich geliefert, so als er im Jahre 1525 zu Rothenburg an der Tauber im Bauernkittel und weißen Filzhut bei dem Kreuz auf dem Kirchhof stand und die Bauern zum Aufruhr gegen die Obrigkeit hetzte.



Die Bauern zum Aufruhr zu treiben erforderte damals keine große Beredsamkeit. Seit den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts hatte sich die Lage des deutschen Bauernstandes schnell verschlimmert. Althergebrachte Rechte wurden den Landleuten entzogen, neue Lasten ihnen aufgelegt. Von Adeligen, Bürgern und Pfaffen wurden sie ausgesogen, von

den Adeligen durch Steuern und geforderte Frohndienste, von reichen Bürgern durch Wucher, von der hohen und niederen Priesterschaft durch hunderterlei Beutelschneiderei. Besonders den Rhein hinauf, in der „Pfaffengasse“, wie Maximilian zu sagen pflegte, war das Volk aufs niederträchtigste ausgepreßt worden, obschon Mißwachs und pestartige Krankheiten besondere Schonung hätten empfehlen können. Dabei war aber gerade damals der Bauer viel weniger genügsam als früher und dem Bauchdienst in hohem Maße ergeben. Wahre Frömmigkeit, die auch den Feind lieben und Unrecht geduldig tragen kann, war auch rar in deutschen Landen. War es da ein Wunder, wenn die Bauern mit Ingrimm und Begehrlichkeit emporsahen nach den Burgen und Klöstern, wo man herrlich und in Freuden schwelgte, und wenn Bauernhände und Bauernfäuste bereit waren, sich an Bewohnern jener Mauern und dem, was ihre Schränke und Kisten und Keller bargen, zu vergreifen?

So hören wir denn auch an der Grenze des 15. und 16. Jahrhunderts von Aufständen verschworener Bauern. Ein solcher Geheimbund trug das Bild eines Bauernschuhs, den „Bundschuh“, auf seinen Fahnen; ein anderer hatte als geheime Losung den Spruch:

„Was ist das denn nun für ein Wesen?
Man kann für München und Pfaffen nit genesen.“

Wie nun, wenn der Allstedter Geist in diese Haufen fuhr und neue zusammenblies? Wie, wenn man ihnen ein Zerrbild der reinen Lehre von christlicher Freiheit als Evangelium vortrug? Wie, wenn papistische Fürsten zu anderen Bedrückungen noch Verfolgung um des Glaubens willen hinzutreten ließen?

Das alles aber sah Luther mit Bangen vor sich gehen. Er, der Bauernsohn, wußte, daß mit „Herrn Omnes“, den Massen, nicht zu spaßen sei, am wenigsten in solcher Zeit. Daher sein treues Warnen nach oben und unten vor jeglicher Gewaltthätigkeit; daher sein Grauen vor dem Allstedter Geist.

Doch sein Warnen war vergebens; der Reformation stand schwere Prüfung bevor; ja schon brach dieselbe mit Macht her-

ein. Schon im Jahre 1524 flammte es hier und dort empor, und bald war der Himmel Deutschlands weithin geröthet von dem furchtbaren Brand, der alles zu verzehren drohte, was Gottes Geist aufgebaut hatte. Wo der Schwarzwald die Donauquellen vom Rheinthal trennt, rotteten sich zuerst die Bauern zusammen und schlugen los; bald wälzte sich die Woge des Aufruhrs über ganz Süd- und Mitteldeutschland hin. Anfangs und auch später, wo sie gemäßigter auftraten, stellten die Bauern ihre Forderungen und schwangen erst Waffen und Brandfackeln, wo sie auf Widerstand stießen. Anderen aber genügte das nicht, und besonders dem „Erzteufel zu Allstedt" war solches Verfahren viel zu zahm. Münzer war, als es nun Ernst wurde, nach Thüringen zurückgekehrt. In Mühlhausen, wo er als Meister und Prophet aufgenommen wurde, predigte er jetzt Mord und Brand ohne alles Maß vor Tausenden herbeiströmender Bauern. Waffen wurden geschmiedet und riesige Kanonen gegossen. Bald rauchte es weithin von brennenden Klöstern und Burgen; sie alle sollten ohne Ausnahme vom Erdboden verschwinden, und gegen ihre Bewohner sollte keine Gnade walten. Keine Bedingungen sollten gestellt, keine angenommen werden. „Dran, dran, dran!" hetzte Münzer; „es ist Zeit; die Bösewichter sind verzagt wie die Hunde. Dran, dran, dran! laßt euch nicht erbarmen, ob euch der Esau gute Worte fürschlägt! Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen; sie werden euch also freundlich bitten, greinen, flehen wie die Kinder. Laßt's euch nicht erbarmen, wie Gott durch Mosen befohlen hat 5. Mos. 7. und uns auch hat geoffenbart dasselbige.. Dran, dran, weil das Feuer heiß ist! Schmiedet Pinkepank auf den Ambossen Nimrods. Werfet ihnen den Thurm zu Boden. Es ist nicht möglich, weil sie leben, daß ihr der Menschenfurcht sollt leer werden. Laßt euer Schwert nicht kalt werden vom Blut. Dran, weil ihr Tag habt!" Und Münzer hetzte nicht allein; Pfeifer war auch wieder da, und andere lernten ihre Sprache bald. Wo die Woge vorüberbrauste, wurden Bauern und Bürger gezwungen mitzumachen; wo man sich weigerte, floß Blut und flogen die rothen Hähne auf die Dächer.



Thomas Münzer nach einem alten Holzschnitt.
(Im Hintergrund Münzers Hinrichtung.)

Wenn Luther, als die Bewegung losbrach, sich an ihre Spitze gestellt hätte! In Schwaben hatten sich die Bauern auf ihn berufen. Die „zwölf Artikel", in welchen sie ihre Forderung aufgestellt hatten, wurden ihm zugesandt; er sollte sich darüber aussprechen. Unter denen, gegen welche sich der Sturm erhob, waren ja seine bittern Feinde. Aber Luther zweifelte keinen Augenblick, wie er sich zu stellen habe. Zwar ehe er vom wirklichen Losschlagen der Bauern und ihrer folgenden Blut- und Brandarbeit Kunde hatte, schrieb er zu Eisleben, wo er nach Ostern 1525 helfen sollte, eine neue Schule einrichten, eine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben."*) Da sagte er zuerst den Fürsten und Herren, Bischöfen und Pfaffen die Wahrheit, daß sie mit ihrem Schinden und Schatzen und ihrem Toben wider das Evangelium das arme Volk zur Verzweiflung trieben. „Wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen", schreibt er, „so möcht ich jetzt in die Faust lachen und den Bauern zusehen, oder mich auch zu ihnen schlagen und die Sachen helfen ärger machen; aber da soll mich mein Gott vor behüten wie bisher". Von den zwölf Artikeln, sagt er, seien etliche billig und recht; daß aber die Bauern sie so vorbrächten, daran sei nicht seine Lehre schuld, wie etliche lästerten, sondern die Mordpropheten seien unter diese Leute gekommen. Und dies hebt er nun hervor, wo er sich an die Bauern wendet. Daß sie sich eine christliche Vereinigung nannten, bezeichnet er als einen Mißbrauch des Namens Gottes. Das Evangelium lehre die segnen, die uns beleidigen, und die christliche Weise, vom Übel loszukommen, sei, daß man sich zum Vater Unser halte. Ja er erklärt sie, falls sie bei ihrem Aufruhr blieben, für ärgere Feinde des Evangeliums als Papst und Kaiser. Den ersten Artikel, in welchem sie das Recht, Prediger zu wählen, beanspruchten, billigt er; die andern verwirft er oder weist sie den Rechtskundigen zu. Schließlich ermahnt er beide Theile, sich friedlich zu vergleichen.

Als er aber gleich nach Abfassung dieser Schrift vernahm, wie es die Bauern trieben, und daß auch schon Thüringen und

*) S. „L. V." Bd. 27. 28., S. 7 ff.

Sachsen in vollem Aufruhr sei, zog er andere Saiten auf. Noch waren allerdings auch in jenen Gegenden Bauern, die zwar auch vom Sturm erfaßt waren, die aber doch noch mit sich handeln lassen wollten; vielleicht konnte er bei denen noch etwas ausrichten. Doch es war keine Zeit zu verlieren. Höher und höher gingen die Wogen; schon schätzte man die Zahl der zusammengerotteten Bauern im Fürstentum auf 35,000, und die Gefahr war im Wachsen. Da entschloß sich Luther rasch, sich der Woge in eigener Person entgegenzuwerfen. Gleich von Eisenach aus reiste er in den Herd des Aufruhrs hinein und versuchte mit Predigten, die Bauern zur Vernunft zu bringen; aber vergebens. „Die Thüringischen Bauern", berichtet er, „habe ich selbst erfahren, daß, je mehr man sie vermahnet und lehret, je störriger und stolzer und toller sie wurden, und haben sich allenthalben also muthwillig und trotzig gestellt, als wollten sie ohne alle Gnade und Barmherzigkeit erwürget sein." So mußte er denn den letzten Versuch, den er „mit Gefahr Leibes und Lebens" unternommen hatte, aufgeben und nach Wittenberg zurückkehren, um noch einmal die Feder anzusetzen. „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" *) betitelte er die Schrift, die er jetzt ausgehen ließ, und in welcher er die Obrigkeiten aufforderte, ihre Pflicht zu thun, zum Schwert zu greifen und drein zu schlagen, so lange sie noch eine Ader regen könnten.

Das geschah. Schon hatte Graf Albrecht von Mansfeld einen Haufen der Aufrührer aus einander gesprengt. Jetzt rückte auch Landgraf Philipp von Hessen, der in seinem Gebiet den Aufruhr niedergeschlagen hatte, zu Hilfe. Am 15. Mai wurden „Münzer mit dem Schwert Gideons" und seine schlecht bewaffneten Bauern bei Frankenhausen hinter ihrer Wagenburg angegriffen und geschlagen; die Hälfte der Bauern wurde auf der Flucht niedergemacht, Münzer aber, der sich in ein Bett verkrochen hatte, lebendig gefangen und mit Pfeifer und andern Rädelsführern zu Mühlhausen enthauptet. Auch in Schwaben

*) S. „L. V." Bd. 27. 28., S. 44 ff.

und Franken wurde der Aufruhr mit Waffengewalt gedämpft, und furchtbare Strafgerichte über die Besiegten folgten nach.

Einer, dem es gelungen war, seine Bauern mit Worten zur Ruhe zu bringen, war Kurfürst Johann.

Kurfürst Friedrich hatte das blutige Ende des Bauernaufstandes nicht erlebt. Stille und friedlich, wie er gelebt hatte, war er, ein rechter Friedreich, am Abend des 5. Mai auf Lochau entschlafen, nachdem er noch das heilige Abendmahl der Einsetzung Christi gemäß aus der Hand seines Beichtvaters genossen hatte. In der Schloßkirche zu Wittenberg wurde sein Leichnam ohne alle papistischen Ceremonien feierlich bestattet, und Luther, den man von seiner Reise unter die Bauern zurückgerufen hatte, hielt zum Gedächtnis des Fürsten, mit dem er nie gesprochen, der aber in seinen letzten Stunden des Doctor Martinus noch liebend gedacht hatte, zwei Leichenpredigten über 1. Theff. 4, 13—18.



Kurfürst Friedrich der Weise nach einem Gemälde von Cranach.

Für sein Verhalten während des Bauernkrieges erntete Luther von beiden Seiten schlechten Dank. Daß er den Fürsten ins Gewissen geredet hatte, wurde ihm von papistischen Fürsten und ihren Anhängern als ein Schüren des Aufruhrs ausgelegt, und die Lästerung, die er in seiner „Vermahnung zum Frieden" zurückgewiesen hatte, wurde immer wieder laut. Besonders Herzog Georg, auf dessen Gebiet Münzers Schaaren gesengt und gemordet hatten, that jetzt, als hätten diese aus Lutheranern bestanden, und ließ das

Richtschwert auch gegen Unschuldige wüthen, nur weil sie lutherisch waren. Daß hingegen Luther nachher die Obrigkeit aufgefordert hatte, den Aufruhr mit des Schwertes Schärfe zu dämpfen, wurde ihm wiederum von den Besiegten schwer verdacht, und man lästerte, er habe, als er sah, wo es hinaus wollte, den Mantel nach dem Wind gehängt und wie Pilatus die Hände gewaschen. Doch Luther hatte in beiden Fällen gewußt, was er that, und in einem „Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern" *) ließ er von dem, was er geschrieben hatte, nach keiner Seite hin etwas nach. Nur gegen die Mißdeutung verwahrte er sich, als wollte er den Herren, die auch nach der Dämpfung des Aufstands gegen die Besiegten mit den grausamsten Blutgerichten wütheten, das Wort geredet haben. Für einzelne Verführte legte er selber Fürsprache ein. Selbst Carlstadt suchte unter seinen Fittigen Schutz. In der Gegend von Rothenburg war er zuerst schier von den Bauern, die er selbst erst aufgereizt hatte, erschlagen worden; jetzt wurde er als Aufruhrstifter verfolgt, und in seiner Noth war es Luther, bei dem er Hilfe suchte. Er hatte Luthers Großmuth nicht überschätzt. Nachdem Carlstadt einigermaßen befriedigende Erklärungen abgegeben hatte, wurde ihm auf Luthers Verwendung beim Kurfürsten Verzeihung gewährt und erlaubt, als stiller Dorfbewohner sich niederzulassen. Er hatte sich erboten, nicht mehr zu predigen, nichts mehr zu schreiben, sondern „ewiglich zu schweigen und sich seiner Arbeit zu nähren".

Als der frühere Taufverächter im Februar des folgenden Jahres Kindtaufe hielt, war Luther als Gast zugegen, und die Pathen waren Melanchthon, Jonas und Luthers Ehefrau.

*) S. „L. V." Bd. 27. 28., S. 53 ff.



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

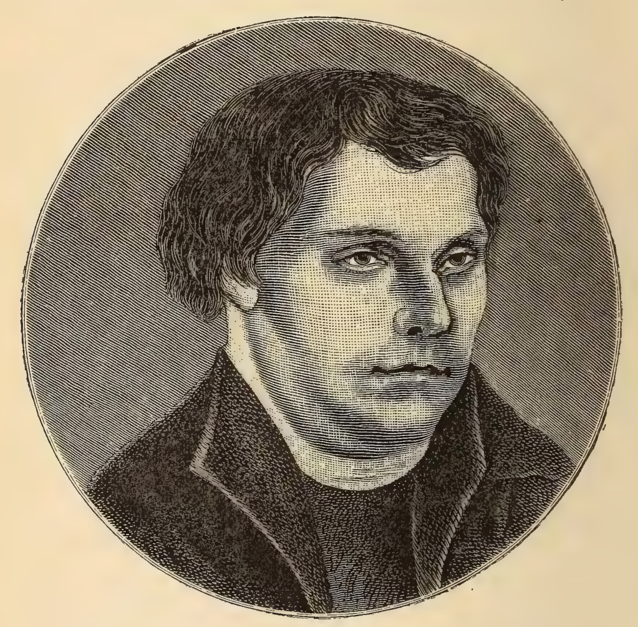
Luthers Heirat. Erasmus von Rotterdam.

Unter den Klosterfräulein, die in der Osternacht des Jahres 1523 aus dem Kloster Nimtzsch entwichen, war auch Katharina von Bora. Von ihrem zehnten Jahre an war sie, die Tochter eines alten aber armen adeligen Hauses, in jenem Kloster gewesen. Als aber Luthers Lehre auch durch die Gitter und in die Zellen des Klosters gedrungen war, hatte sie und hatten andere Klosterschwestern gelernt, ihren Stand in einem neuen Licht ansehen, und neun von ihnen hatten ihre Verwandten inständigst gebeten, sie heraus zu nehmen. Doch ihre Bitten fanden taube Ohren, bis Luther sich ihrer annahm. Er trug seinem Freund, dem ehemaligen Rathsherrn Koppe von Torgau, ihre Befreiung auf, und dieser brachte sie durch das Gebiet des Herzogs Georg auf bedeckten Wagen am dritten Osterfeiertag glücklich nach Wittenberg. Noch zeigt man zu Nimtzsch einen Pantoffel, den Katharina bei dieser Flucht verloren haben soll.

„Ihr fraget, was ich mit ihnen mache?“ schrieb Luther damals an Spalatin. „Erst will ich an ihre Verwandten schreiben, daß sie sie aufnehmen; wo nicht, will ich sehen, sie sonst

unterzubringen; denn es ist mir von einigen versprochen worden. Etliche will ich auch verheiraten, wenn ich kann."

Die Fürbitte bei den Verwandten scheint nichts gefruchtet zu haben; so mußten denn die armen Fräulein sonst untergebracht werden, und Katharina von Bora fand im Hause des Stadtschreibers Philipp Reichenbach freundliche Aufnahme; dort verhielt sie sich zwei Jahre lang „stille und wohl".



Luther nach einem Gemälde Cranachs vom Jahre 1525.

Als Luther schrieb, er wolle etliche von dem „armseligen Völklein" verheiraten, wenn er könne, dachte er noch nicht daran, selber einer von ihnen die Hand zu bieten, und wenn er daran gedacht hätte, wäre nach der ersten Bekanntschaft seine Wahl nicht auf die „Käthe" gefallen; er „hielt sie verdächtig, als wäre sie stolz und hoffärtig". Hingegen machte er einen jungen vornehmen Nürnberger, der sich ihr genähert hatte,

gegen Ende des Jahres 1524 darauf aufmerksam, daß ein anderer Bewerber aufgetreten sei und er, wenn er sie wolle, sich beeilen solle. Zu dem Andern, dem Dr. Glatz, Pfarrer zu Orlamünde, konnte aber Katharina keine Neigung fassen, und sie bat Amsdorf, dafür zu sorgen, daß sie nicht zur Verbindung mit Glatz gedrängt würde; zugleich sprach sie unbefangen aus, daß wenn Amsdorf oder Luther sie haben wolle, sie sich nicht



Katharina Luther, geb. v. Bora, nach einem Gemälde Cranachs vom Jahre 1525.

weigern würde. Die Ablehnung eines Bewerbers, den sie von Luther, ihrem Wohlthäter, begünstigt glaubte, ist der armen Käthe ohne Zweifel schwer geworden, und so erklärt sich ihr Erbieten, durch das sie ihr dankbares Wohlwollen gegen Luther an den Tag legte. Luthern aber, dieser ehrlichen, offenen Natur, mag gerade die ehrliche Offenheit der Verlassenen zu Herzen ge-

gangen sein. Als ihn im Mai 1525 die Springfluth des Aufruhrs umtoste und er zu merken meinte, daß der Teufel es sonderlich auf ihn abgesehen habe und ihn schlechterdings todt haben wolle, schrieb er in einem Brief die Worte: „Kann ichs schicken dem Teufel zum Trotz, will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe, wo ich höre, daß sie fortführen.“ Als er bald darauf sogar den Erzbischof Albrecht aufforderte, sich in die Ehe zu begeben, ließ er ihm sagen: „Wo meine Ehe Sr. Kurf. Gnaden eine Stärkung sein möchte, wollt ich gar bald bereit sein, Sr. Kurf. Gn. zum Exempel vorherzutraben, nachdem ich doch sonst im Sinn bin, ehe ich aus diesem Leben scheide, mich in dem Ehestande finden zu lassen, welchen ich von Gott gefordert achte, und sollts auch nichts weiter als eine verlobte Josephsehe sein.“ Über diese Absicht sagt er später: „Das hatte ich bei mir, ehe ich ein Weib nahm, ganz und gar beschlossen dem Ehestand zu Ehren: wenn ich gar unversehens hätte sollen sterben oder jetzt auf dem Todtenbett wäre gelegen, so wollte ich mir haben lassen ein frommes Mägdlein ehelich vertrauen, und derselben wollt ich darauf zween silberne Becher als Mahlschatz und Morgengabe gegeben haben.“ Daß er seine Wahl unter herzlichem Gebet getroffen hat, versteht sich bei Luther von selbst; er hat es auch später ausgesprochen mit den Worten: „Lieber Gesell, thu wie ich. Da ich meine Käthe wollt nehmen, da bat ich unsern Herr Gott mit Ernst; das thu du auch.“

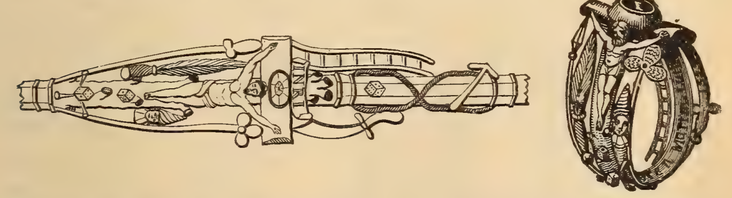
Die Ausführung seines Entschlusses aber beschleunigte er, als er merkte, daß über sein Verhältnis zu Käthe schon böse Verlästerungen in Umlauf gesetzt wurden. Da er befürchten mußte, daß manche seiner Freunde versuchen würden, ihm abzureden, so ging er mit keinem von ihnen zu Rathe. Den ängstlichsten unter ihnen, Melanchthon, ließ er gar nichts merken. Am 13. Juni lud er den Pfarrer Bugenhagen, den Stiftspropst Jonas, den Professor der Rechte Dr. Apel, dazu den Maler und Rathsherrn Lucas Cranach und dessen Frau zum Abendessen ein, und in ihrem Beisein trat er unter Beobachtung damals üblicher Formen mit Katharina von Bora in die Ehe. Der

Bräutigam stand in seinem zweiundvierzigsten, die Braut in ihrem siebenundzwanzigsten Lebensjahr.*)

Am nächsten Morgen bewirtheten die Neuvermählten jene Zeugen ihrer Trauung mit einem Frühmahl, und vom Magistrat der Stadt kam eine Gabe edlen Weins. Auf den 27. Juni aber lud Luther, der nun mit seiner Frau Käthe in dem Klostergebäude wohnte, eine Anzahl Freunde zu einem Hochzeitsschmaus, mit dem ein feierlicher Kirchgang verbunden werden sollte. Da sollten die Gäste, Spalatin, Amsdorf, Link, Koppe und andere, besonders aber Luthers Vater und Mutter, vor Gott und der Welt sich zu seiner Ehe bekennen und für dieselbe eintreten. Auch der Magistrat und die Universität benutzten die Gelegenheit zu einer öffentlichen Anerkennung; jener sandte ein Faß Eimbecker Bier und zwanzig Gulden, diese einen stattlichen Silberpokal zum Hochzeitsgeschenk. Der Becher, jetzt im Besitz der Universität Greifswald, trägt am Fuß die Inschrift: „Die löbliche Universität der kurfürstlichen Stadt Wittenberg verehrt dieses Brautgeschenke Doctor Martino Luthero und seiner Jungfruw Kethe v. Boren."

So war denn die Ehe am 13. Juni geschlossen, am 27. öffentlich und feierlich verkündigt. Die darüber den Kopf schüttelten, und ihrer waren viele, Freunde und Feinde, die ließ

*) Trauringe sind wohl bei Luthers Vermählung nicht gebraucht worden; doch zeigt man noch zwei Ringe, die an jenes Ereignis erinnern. Den einen mag Käthe nachträglich ihrem Doctor zum Andenken an den Tag ihrer Ver-



bindung geschenkt haben. Er ist kunstvoll in durchbrochener und erhabener Goldarbeit gefertigt und zeigt außer einem Rubin das Bild des gekreuzigten Heilandes mit den Marterwerkzeugen und den Würfeln der Kriegsknechte und auf der Innenfläche die Inschrift: D. Martino Luthero Catharina v. Boren.

Luther schütteln, so lange sie es aushielten. Ihm hatte Gott in seiner Käthe zwar keinen Engel, wohl aber ein treues, frommes Weib beschert, und er dankte Gott für den Schatz, den er an ihr hatte. Daß die Feinde mit Hohn an die Sage erinnerten, aus der Ehe eines Mönchs und einer Nonne solle der Antichrist geboren werden, kümmerte ihn nicht. Er wußte, daß der Antichrist nicht erst brauchte geboren zu werden. Luther, der Reformator der Kirche, wurde als Gatte und Vater ein reformatorisches Vorbild auch für das christliche Familienleben, das auch der Reformation bedürftig war.

Dem Antichrist aber hatte er durch seine Verheiratung nichts geschenkt. Dafür zeugte die erste Schrift, die er als Ehemann verfaßte, das Buch „Vom geknechteten Willen“ oder „Daß der freie Wille nichts sei“ gegen Erasmus von Rotterdam.



Als Luther sein Buch „von der babylonischen Gefangenschaft“ hatte ausgehen lassen, war auf dasselbe eine Gegenschrift erschienen, als deren Verfasser sich König Heinrich VIII. von England nannte. Dieser wollüstige Tyrann hielt sich für einen großen Theologen, und zum Lohn für diese Schrift, in der er mit maßloser Grobheit und Aufgeblasenheit über Luther

---

13. Jun. 1525. Der andere Ring besteht aus zwei in einander gefügten Reifen, die sich aus einander legen lassen. Die Fassungen der beiden Edelsteine, eines Diamanten und eines Rubins, zeigen auf den sich an einander legenden Flächen die Anfangsbuchstaben beider Namen des Ehepaares: M. L. D. (Martinus Luther Doctor) und C. v. B. (Catharina v. Bora). Die Innenfläche des einen Reifens zeigt die Inschrift: WAS. GOT. ZUSAMEN. FIEGT., die des andern die Fortsetzung: SOL. KEIN MENSCH. SCHEIDEN.





als über einen bellenden höllischen Wolf und unverbesserlichen Ketzer, der schon in des Teufels Bauch stecke, hergefallen war, hatte ihm Papst Leo X. den Titel „Vertheidiger des Glaubens" verliehen, auch allen, die das königliche Buch lesen würden, zehnjährigen Ablaß verheißen. In einer Antwort, die er 1522 zuerst lateinisch und, als des Königs Buch auf Anstiften des Herzogs Georg übersetzt worden war, auch deutsch erscheinen ließ, hatte ihm Luther mit Keilen gedient, wie sie auf einen groben Klotz gehörten, und hatte ihm so mitgespielt, daß der König durch einen besonderen Herold beim Kurfürsten Friedrich Beschwerde führen ließ. „Ich wußte wohl," hatte Luther bald darauf geschrieben, „daß ich viele vor den Kopf stoßen würde mit dem, was ich wider den König in Engelland, den abgeschmackten und giftigen Thomisten, schreiben wollte; allein es hat mir also gefallen, ist auch um vieler Ursachen willen nöthig gewesen. Was ich jetzt thue, weiß man nicht, man wird es aber hernach erfahren." Der Kurfürst hatte, wie das seine Weise war, die Angelegenheit von der Hand gewiesen und nur den König an den Ton seiner eigenen Schrift erinnert. Hingegen war der große Keulenschwinger Eck für den übel tractirten König Heinz eingetreten, ohne jedoch von Luther beachtet zu werden. Da hatte sich Heinrich VIII. einen anderen Rächer gewonnen, einen Mann, den viele als den König der gelehrten Welt verehrten, den geistreichen Erasmus von Rotterdam.

Erasmus, der hochbegabte, fein gebildete, dabei kleinlich eitle und ehrgeizige Schöngeist, war zur Zeit, als Luther hervortrat, weitaus der gefeiertste Gelehrte im ganzen Abendland. Seine vielen Reisen waren wie Triumphzüge, auf denen sich Fürsten und Bischöfe, Universitäten und Magistrate um die Wette bemühten, ihm ihre ausgezeichnete Hochachtung an den Tag zu legen. Von einer Anzahl hoher Personen bezog er seine regelmäßigen Jahrgelder, und zahlreiche Geschenke an Geld und Geldeswerth flossen ihm zu. Zwar hatte auch er sich heftige Ausfälle gegen mancherlei Unfug auf den Schulen und in der römischen Kirche gestattet; auch war er es gewesen, der

im Jahre 1516 die erste gedruckte Ausgabe des griechischen Neuen Testaments auf den Büchermarkt gebracht hatte. Auch Erläuterungen zu den neutestamentlichen Büchern hatte er veröffentlicht. Dabei war ihm selber aber, wie gerade diese Auslegungen erkennen lassen, der Kern und Stern der heiligen Schrift, Jesus, der armen Sünder Heiland, und die Gerechtigkeit allein aus Gnaden durch den Glauben, fremd geblieben. Was er bauen wollte, war ein weit über die Lande hin sich erstreckendes Gelehrtenreich zur Pflege der schönen Studien unter dem unumstrittenen Scepter des wissenschaftlichen Dictators Erasmus. Da kam ihm urplötzlich der Mönch von Wittenberg dazwischen, der von Complimenten vor den Großen der Erde, wie sie Erasmus übte, nichts wußte und nichts wissen wollte und den ganzen Strom des geistigen Wirkens und Schaffens in ein neues breites Bette abzulenken und Erasmus auf dem Trockenen sitzen zu lassen drohte. Bald jubelten Tausende dem kühnen Augustiner zu, als wenn es einen Erasmus nie gegeben hätte, und der Stern des Schöngeistes erbleichte vor dem Glanz, der von dem Reformator aus durch die Lande leuchtete. Was sollte er thun? Luthern zufallen? Das litt sein Ehrgeiz nicht und konnte außerdem gefährlich werden. Eine Märtyrerkrone begehrte er nicht, und die Geschenke und Jahrgelder, Dinge, auf die allerdings Luther keine Rücksicht kannte, und die Gunst der Großen mochte er nicht fahren lassen. Oder sollte er für das eintreten, was Luther angriff? Das mochte er auch nicht; denn er hatte ja selbst seinen Hohn auf die alte Klerisei und Schulweisheit spielen lassen. So versuchte er denn, zunächst sich vornehm *über* die Parteien zu stellen und nach beiden Seiten Hemmschuhe anzulegen. Der Nöthigung, ein Urteil über Luthers Bücher abzugeben, wich er dadurch aus, daß er erklärte, er lese sie nicht, könne sie also weder billigen noch verwerfen. Zwar hatte er nicht lange vor dem Wormser Reichstag noch in einer Unterredung mit dem Kurfürsten Friedrich zu Köln erklärt, in zwei Stücken habe Luther gesündigt, nämlich daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe. Als aber die Bannbulle gegen Luther

bekannt wurde, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als an Papst Leo X. zu schreiben und zu betheuern, er habe weder Gemeinschaft mit dem Gebannten, noch Bekanntschaft mit dessen Schriften und enthalte sich des Schreibens nur, um den Streit nicht noch ärger zu machen. Durch solches Verhalten machte er sich aber bei beiden Parteien verächtlich: die Römlinge sowohl als die Lutheraner sahen ihn entweder als einen Feigling oder als einen ganz gesinnungslosen Menschen an, der überhaupt keine Überzeugung habe, oder auch als beides; und das Letztere war wohl das Richtige. Luther hatte schon auf der Wartburg geurteilt, Erasmus wisse von der göttlichen Gnade nichts und scheue das Kreuz. Später schrieb er über ihn: „Er hat die Sprachen eingeführt und uns von den gottlosen Studien weggerufen; vielleicht wird er mit Mose im Lande Moab sterben.; das Gute zu zeigen und ins Land der Verheißung zu führen vermag er nicht."

Auf die Dauer war aber des Erasmus Stellung unhaltbar, wenn er nicht ganz aus dem Reigen verschwinden wollte; und als nun sein gekrönter Gönner Heinrich VIII. wiederholt in ihn drang, als sein Rächer aufzutreten und eine Schrift gegen Luther herauszugeben, da gab er endlich mit Bangen und Zagen nach und schrieb gegen die Lehre Luthers und der heiligen Schrift von dem gänzlichen Verderben des natürlichen Menschen ein Buch „vom freien Willen". Hier erklärte er zunächst, daß er sich in allen Dingen den Beschlüssen der Kirche unterwerfe; er halte das für sicherer, als wenn sich der Einzelne auf die Schrift berufe, die doch der Klarheit ermangele. Sah man aber näher zu, so fand man, daß er überhaupt nichts mit fester Herzenszuversicht, wie wir sie bei Luther finden, zu glauben vermochte. Vom freien Willen lehrte er dann, der Mensch habe das Vermögen, sich der Gnade zuzuwenden oder von ihr abzukehren, im Grunde die Lehre des alten Ketzers Pelagius. Mit dem Spruch: „Der Würfel ist geworfen", sandte Erasmus sein Machwerk seinen hohen Gönnern zu.

Luther hatte von dem Entstehen dieser Schrift vernommen, schon ehe sie erschien. Er hatte erwartet, der gelehrte und geist-

reiche Erasmus werde etwas, wenn auch nicht in der Sache, so doch in der Ausführung Glänzendes liefern. Wie erstaunte er, als er im September 1524 das Buch zu Gesicht bekam! So elend und jämmerlich war dies Geschreibsel über einen so fruchtbaren Gegenstand, daß Luther nur mit Mühe sich entschließen konnte, darauf zu antworten. So kam es, daß er erst im December des folgenden Jahres mit seiner in feinem Latein verfaßten Erwiderung „Vom geknechteten Willen", oder, wie sie Jonas in seiner Übersetzung betitelte: „Daß der freie Wille nichts sei", ans Licht trat. Er selber erklärte in der Einleitung, daß er jetzt erst auf des Erasmus Buch antworte, das er aus Verachtung beinahe unbeantwortet gelassen hätte, habe seinen Grund darin, daß ihn die Freunde erinnert hätten, es möchten viele Schwache durch des Verfassers großen Namen sich bethören lassen, und daß er es nun als seine Amtspflicht ansehe, an dem Buch seine Schuldigkeit zu thun, obschon dasselbe es nicht verdiene. So zeigt er denn zunächst, wie verwerflich es sei, daß Erasmus alles im Zweifel lasse und dafür die Schrift verantwortlich mache, als wäre sie dunkel, da sie doch hell und klar sei. „Du redest aber darum also schlecht von den Sachen," schreibt er, „weil du vielleicht in der Bibel nicht mit Fleiß liesest oder nicht fleißig Achtung giebst." Wiederum aber hält er ihm vor, daß er in anderen Stücken, wie in der Lehre von der ewigen Versehung, Thür und Riegel aufreiße, wo doch Gottes Wort Geheimnisse gelassen habe, die Gott nicht habe wollen offenbaren. „Warum," schreibt er, „lässest du dich hier nicht unbekümmert, und weisest andere auch, daß sie solches ungeforscht lassen, wovon Gott gewollt hat, daß es uns verborgen sei, und das er in der Schrift nicht ausgedrückt hat? Hier hätte es sich gebührt, den Finger auf den Mund zu legen, mit Ehrfurcht zu begegnen dem, das verborgen ist, anzubeten die heimlichen Rathschlüsse der göttlichen Majestät und mit Paulo zu sagen: Ja, lieber Mensch, wer bist du, daß du mit Gott rechten wolltest.

„Aber hier sagst du weiter: wer will sein Leben bessern? Ich antworte: niemand; denn es vermag es auch niemand,

und nach dem Bessern des Lebens, das ohne den Geist geschieht, davon du redest, da fragt Gott nichts nach, dieweil es eitel Heuchler macht. Es werden sich aber die Auserwählten und Frommen durch den Heiligen Geist bessern; die Andern werden ungebessert bleiben. . Weiter sagst du: Wer wird glauben, daß ihn Gott lieb habe? Ich antworte: kein Mensch wird oder kann es glauben; die Auserwählten aber werdens glauben; die Andern werden im Unglauben verdammt werden, zürnen und lästern, wie du hier thust. Darum werden je etliche sein, die glauben werden. Daß du aber sagst, durch diese Lehren werde der Gottlosigkeit Thür und Fenster aufgethan: sei es denn; mögen jene zu dem Aussatz gehören, davon ich oben gesagt habe, die als Böse zu dulden sind. Dennoch wird durch diese Lehren zugleich die Thüre aufgethan zur Gerechtigkeit, der Eingang zum Himmel, der Weg zu Gott für die Frommen und Auserwählten. .

„Wozu ist es also nütze oder noth, solches zu verkünden, da so viel Übels davon zu kommen scheint? Ich antworte: es wäre genug gesagt, wenn man sagte: Gott wollte, daß es verkündigt werde, nach dem Grund des göttlichen Willens aber haben wir nicht zu forschen, sondern ihn einfältig anzubeten und Gott die Ehre zu geben, daß er, da er gerecht und allein weise ist, keinem Unrecht thut und nichts thöricht oder von ungefähr handeln kann, ob es uns auch gar anders scheine. Mit dieser Antwort sind die Frommen zufrieden. Doch daß wir ein Übriges thun, so fordern zwei Dinge, daß solches gepredigt werde. Das Erste ist die Demüthigung unseres Hochmuths und die Erkenntnis der Gnade Gottes; das Andere der christliche Glaube selbst. Erstens also hat Gott den Gedemüthigten, das ist denen, die ihr Elend beweinen und an sich verzweifeln, gewißlich seine Gnade zugesagt. Nun kann aber der Mensch nicht gänzlich gedemüthigt werden, bis er weiß, daß seine Seligkeit ganz und gar seinen Kräften, Rathschlägen, Vorsätzen, Willen und Werken entrückt, gänzlich von eines Anderen, nämlich Gottes Verfügung, Rath, Willen und Wirken allein abhänge; denn so lange einer der Meinung ist, er vermöge das

Geringste zu seiner Seligkeit, bleibt er im Vertrauen auf sich selbst und verzweifelt nicht gänzlich an sich selbst, wird also nicht gedemüthigt vor Gott, sondern behält sich Ort, Zeit oder irgend ein Werk vor, oder hofft oder wünscht wenigstens etwas, wodurch er endlich zur Seligkeit gelangen möchte. Wer aber nicht zweifelt, daß es ganz von Gottes Willen abhänge, ganz und gar an sich selbst verzweifelt, nichts wählt, sondern wartet, daß Gott wirke, der ist der Gnade am nächsten, daß er selig werde. Also wird um der Auserwählten willen solches verkündigt, daß sie auf diese Weise gedemüthigt und zu nichte gemacht, selig werden. Die Andern widerstreben dieser Demüthigung, ja verdammen es, daß sie gelehrt werden, an sich selbst verzweifeln, wollen, daß ihnen etwas, und wäre es das Geringste, gelassen werde, das sie vermöchten. Diese bleiben insgeheim stolz und Widersacher der Gnade Gottes."

In diesen Auszügen sind die Grundgedanken angegeben, die sich durch das Buch hindurch ziehen, daß des Menschen Wille zu seiner Bekehrung und Seligkeit gar nichts beizutragen vermöge, hingegen Gottes Gnade allein das Wollen und das Vollbringen wirken müsse und wirke, den Glauben schenke und erhalte. Und gerade dies, daß Gott unsere Seligkeit ganz unseren Händen entnommen und in seine Hände gelegt hat, gereicht Luthern zum kräftigen Trost. „Ja ich bekenne", schreibt er am Schluß, „daß, selbst wenn es möglich wäre, wollte ich doch nicht, daß mir freier Wille verliehen oder irgend etwas in meiner Hand belassen würde, wodurch ich versuchen könnte, meine Seligkeit zu schaffen." Denn, sagt er, wenn w i r unsere Seligkeit so vielen Feinden gegenüber bewahren sollten, so würde kein Mensch selig. „Nun aber", fährt er fort, „da Gott meine Seligkeit meinem Willen entrückt und in den Seinen gelegt, auch versprochen hat, mich nicht durch m e i n Wirken oder Laufen, sondern durch seine Gnade und Barmherzigkeit zu erhalten, so bin ich sicher und gewiß, daß Er treu ist und mir nicht lügen wird, auch mächtig und groß, daß kein Teufel, keine Widerwärtigkeit ihn fällen oder mich ihm wird rauben können. Niemand, spricht er, wird sie mir aus meiner Hand reißen."

Diese gewaltige Schrift hat auch außerhalb der Papstkirche sehr verschiedene Beurteilung erfahren. Die Einen haben in derselben die Lehre zu finden gemeint, die später Calvin vorgetragen hat, und bis in die neueste Zeit hat es solche gegeben, die behauptet haben, Luther habe den damals vertretenen Standpunkt später verlassen. Andere hingegen haben den Inhalt des Buchs abschwächen wollen und es so hingestellt, als hätte Luther vieles nicht so gemeint, wie es da stehe, und nur dem Erasmus gegenüber in der Hitze des Kampfes so geredet. Nichts von alledem ist wahr. Vielmehr betont Luther in dem Buche selbst, daß er nicht wie Erasmus im Zweifel schwebe, sondern im Ernst und mit voller Überzeugung rede; auch hat er von dem, was er hier schrieb, nichts zurückgenommen, sondern im Gegentheil später dies Buch und seinen Katechismus als diejenigen seiner Schriften bezeichnet, die er erhalten sehen möchte, wenn die anderen untergingen; auch hat er sich vor seinen Studenten im letzten Jahrzehnt seines Lebens noch zu diesem Buch bekannt. Und das konnte er auch; denn es ist nicht wahr, daß Luther hier die greulichen Dinge gelehrt habe, die manche in das Buch hineingelesen haben, obwohl ja gewiß ist, daß vieles, was Luther in dieser großartigen und dicht an unausforschliche Tiefen hinantretenden und hinanführenden Schrift vorträgt, unter die schwere Speise zu rechnen ist, die nicht jeder vertragen kann und von der Luther schreibt: „Darum siehe dich vor, daß du nicht Wein trinkest, wenn du noch ein Säugling bist. Eine jegliche Lehre hat ihre Maße, Zeit und Alter.“



Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ausbreitung der Reformation.

Stürmisch war, wie wir bisher gesehen haben, der Frühling der Reformation, in welchem die Saat des reinen Evangeliums ausgestreut wurde. Doch die Saat ging auf, und die Stürme, welche der Satan einherfegen ließ, machten nur, daß sie tiefer Wurzel schlug, ehe sie Halme und Ähren trieb. Jetzt waren es besonders die deutschen Städte auch außerhalb des Sachsenlandes, in denen die wachsende Zahl evangelischer Prediger begießen durfte, was Luther durch sein Zeugnis gepflanzt hatte. Von Nürnberg haben wir schon gehört, von Straßburg ebenfalls. Auch in Magdeburg, in Frankfurt a. M., in Ulm, in Schwäbisch Hall, in Breslau, in Bremen fand das Evangelium Aufnahme. Im Mai 1524 erbat sich der Landgraf Philipp von Hessen, als er eine Strecke Wegs Melanchthons Reisegefährte war, von diesem einen kurzen Unterricht über die streitigen Hauptpunkte der Lehre; im Juli erließ er einen Befehl, daß in seinem Lande das reine Evangelium gepredigt werden solle, und im folgenden Jahre erklärte er, Herzog Georgs Schwiegersohn, er wolle eher Land und Leben lassen als das Evangelium. Auch in Mecklenburg begann die Reformation einzudringen, und in Hamburg begann man „das Wort Gottes

zu suchen". Besonders erfreuliche Nachrichten aber kamen aus Preußen. Hier waren schon in den Jahren 1523 und 1524 zwei katholische Bischöfe zur lutherischen Lehre übergetreten, und als nun im Jahre 1525 Markgraf Albrecht von Brandenburg erster Herzog von Preußen wurde, erhielt dies Land einen evangelischen Landesfürsten, der sich schon vor seiner Belehnung lutherische Prediger erbeten hatte, und von dem Luther jetzt schrieb: „Weil er dem Evangelium Raum und Ehre gab, hat es ihm wieder viel mehr Raum und Ehre geben, mehr denn er hätte dürfen wünschen." Schon vorher hatte in Riga, Reval und Dorpat, sowie in Danzig das Evangelium Fuß gefaßt. Die meisten der genannten Städte und Gebiete traten auch zu Luther persönlich in Beziehung und erhielten von ihm in freundlichen Sendschreiben Rath, Ermunterung und Trost. So schrieb er im Jahre 1523 an die „auserwählten lieben Freunde Gottes, allen Christen zu Righe, Revell und Tarbthe (Riga, Reval und Dorpat)" *); denen zu Riga, die ihn gebeten hatten, „etwas Christliches für sie zu schreiben", verfaßte er 1524 eine Auslegung des 127. Psalms **), und als er vernahm, daß auch in jenen Gegenden Rottirer ihr Wesen trieben, richtete er im folgenden Jahre eine Ermahnung an „alle lieben Christen in Liefland samt ihren Pfarrherren". †)

Auch in außerdeutsche Länder floß der Segen über, den Gott über Deutschland ausgoß.

Schon gleich nach der Leipziger Disputation, wo Luther zu jenen Äußerungen über das Costnitzer Concil gedrängt worden war, hatten sich zwei Prager Priester brieflich mit Glückwünschen an ihn gewendet und Geschenke beigefügt. Wiederholt hatte man auch schon das Gerücht ausgesprengt, Luther wolle zu den Böhmen fliehen, wenn in Deutschland seines Bleibens nicht mehr sei, und Luther hatte selber erklärt, er hätte schon längst den Böhmen gerne einen Besuch gemacht. Hie und da

---

*) S. „L. V." Bd. 7, S. 51.

**) S. „L. V." Bd. 11. 12., S. 246 ff.

†) S. „L. V." Bd. 7, S. 93 ff.

wurde auch Luthers Lehre verkündigt. Doch wurde eine Ausbreitung des Evangeliums dadurch vereitelt, daß eine römisch gesinnte Partei die Oberhand gewann. Wie gewissenhaft aber Luther sich hütete, mit Drangabe irgend eines Stücks der Wahrheit der guten Sache Anhänger zu gewinnen, geht daraus hervor, daß er wegen der irrigen Lehre vom heiligen Abendmahl, welche die böhmischen Brüder festhielten, die angeknüpften Beziehungen zu ihnen fallen ließ, nachdem er sie 1523 in einer Schrift „Vom Anbeten des heiligen Leichnams Christi" *) vergebens liebevoll unterwiesen hatte.

Nach Schweden hatten schon 1519 die Brüder Petersen, die zu Wittenberg unter Luther studirt hatten, das Evangelium getragen, und daß auf Veranlassung Christians II. in Dänemark Wittenberger Einfluß thätig wurde, ist oben schon erwähnt; seit 1524 wirkte daselbst, zuerst unter harter Verfolgung, Hans Tausen, der ebenfalls zu Luthers Füßen gesessen hatte.

In den Niederlanden waren besonders in die Zellen der Augustinermönche die gewaltigen Worte ihres Ordensbruders zu Wittenberg gedrungen und hatten daselbst muthige Herzen für die Wahrheit gewonnen. Und hier hat die evangelische Kirche ihre ersten Blutzeugen gefunden. Das Wormser Edict wurde von der Statthalterin Margaretha, des Kaisers Tante, mit aller Strenge durchgeführt, und am 1. Juli 1523 wurden zwei Bekenner aus dem Augustinerorden, Heinrich Voes und Johann Esch, vor dem Rathhaus der Hauptstadt Brüssel öffentlich verbrannt. Ihren Zeugentod hat Luther in einem Liede besungen, das anfängt:

„Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott, unser Herre,
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre:
Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zween junge Knaben
Hat er sein Wunder macht bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret.

*) S. „L. V." Bd. 25., 26., S. 206 ff.

Zum Schluß singt er:

„Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.

Noch lassen sie ihr Lügen nicht,
Den großen Mord zu schmücken.
. . . .

Die laß man lügen immerhin,
Sie habens keinen Frommen;
Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wiederkommen.
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden." *)

Für die Hinrichtung machte Luther den Papst verantwortlich. Als im Jahre 1524 der im Anfang des 12. Jahrhunderts verstorbene Bischof Benno von Meißen heiliggesprochen wurde, wies Luther in einer Schrift „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden", darauf hin, daß das Meister Hadrians Weise sei: die rechten Heiligen habe er in Brüssel verbrannt, nun erhebe er hingegen Benno, ja den Teufel selbst.

Mit der Hinrichtung dieser beiden Augustiner hatte aber die Verfolgung in den Niederlanden noch lange ihr Ende nicht erreicht, und Luther tröstete die Verfolgten in einem „Sendschreiben an die lieben Christen in Holland, Brabant und Flandern." **) Ein anderer Ordensbruder in Antwerpen, Heinrich

*) Das ganze Lied s. „L. V." Bd. 25. 26., S. 278 ff.
**) S. „L. V." Bd. 7, S. 48 ff.

von Zütphen, der den Verfolgern in seiner Heimat entrissen worden war, und der dann zuerst in Bremen, nachher im Dithmarschen das Evangelium verkündigt hatte, wurde von einem durch die Mönche aufgehetzten Bauernhaufen aufs grausamste hingeschlachtet, und auch seinem Martertum widmete Luther eine eigene Schrift.*) Daß auch in Deutschland lutherische Unterthanen solcher Fürsten, die das Wormser Edict durchführten, verfolgt wurden und manche ihr Leben lassen mußten, ist oben erwähnt worden.

Leider mußte Luther in jenen Jahren, in denen die Reformation unter Stürmen des Frühlings erblühte, auch erfahren, daß einige seiner lieben Freunde rückgängig wurden oder sich wenigstens in aller Stille zurückzogen. Am meisten schmerzte ihn das Verhalten seines geistlichen Vaters Staupitz. Derselbe konnte die Unruhe, die sich am Evangelium erregte, nicht vertragen und zog sich nach Salzburg zurück, wo ihm sein Freund, der Erzbischof von Salzburg, ein stilles Plätzchen einräumte. Er wurde Abt eines Benedictinerklosters und erzbischöflicher Vicar und starb zwei Jahre später, im Jahre 1524, von Luther geliebt und beklagt zugleich.

*) S. „L. V.“ Bd. 25. 26., S. 248 ff.



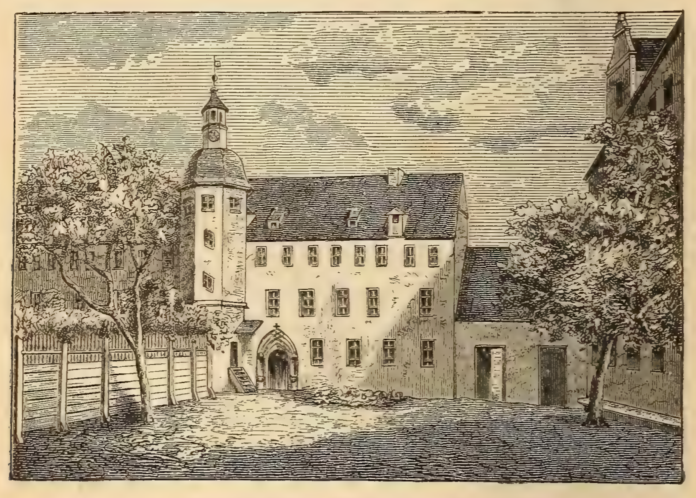
Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Reformator daheim. Ausbau der Reformation in Wittenberg.

Nach unserm Gang durch das weite Ackerfeld der Reformation kehren wir nach Kursachsen zurück, und zwar richten wir zunächst den Blick wieder nach Wittenberg und in Wittenberg auf Luthers Person und nächste Umgebung.

Als Wohnung behielt Luther das frühere Klostergebäude; es wurde ihm vom Kurfürsten Johann geschenkt, unvollendet, wie es war, als er noch mit seinen Klosterbrüdern darin wohnte. Hier hauste also Luther mit seiner Käthe. Die „Lutherstube", welche jetzt noch gezeigt wird, wurde wohl als Wohnstube benutzt. Als Studirzimmer hatte Luther damals ein Stübchen im Gebrauch, das über dem Wasser des Befestigungsgrabens lag, und das später aus militärischen Gründen entfernt worden ist. Wenn er dort an seinem Arbeitstisch beschäftigt war, saß häufig Frau Käthe bei ihrem Gemahl, und derselbe erzählt später, wie sie zuweilen versucht habe, ein Gespräch anzuspinnen; da habe sie wohl auch Fragen gethan wie diese: „Herr Doctor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bru-

der?“ — Hochmeister und Markgraf in Preußen aber war eine Person. — Von seinen Arbeiten und Kämpfen sprach er mit ihr, zuweilen las er ihr auch dies und jenes vor, das ihm geschrieben wurde. Nur wenn die Arbeit besonders drängte, schloß er sich ab. Daß dies zuweilen nöthig war, verstehen wir, wenn wir bei der Besichtigung seiner Wohnung Tische, Stühle, Bänke, Schemel, Fensterbänke, und wohin man sonst etwas legen konnte, von allerhand Schreibereien bedeckt finden.

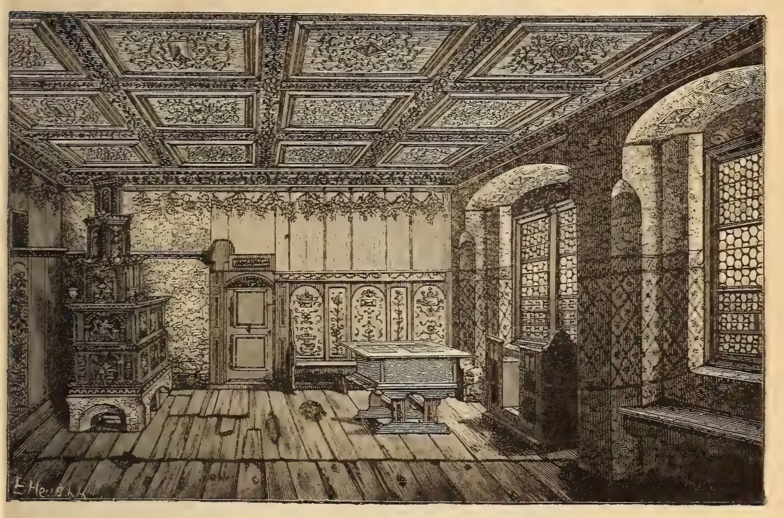


Das Lutherhaus, früher Augustinerkloster.

Erholung gewährte ihm die Arbeit im Garten, der zu seiner Wohnung gehörte, und zu dessen Bestellung er sich durch Link in Nürnberg und von Lange in Erfurt Sämereien schicken ließ. Von dem, was der Garten hervorbrachte, kam auch wohl Freunden etwas zu gute; so kündigt er dem Amsdorf eine Sendung Küchengewächse von seiner Käthe an. Mit seinem Famulus „Wolf“ (Wolfgang Sieberger) zusammen begann er auch, sich im Drechseln zu üben, und bestellte sich dazu Werkzeug aus Nürnberg. „Wenn die Welt“, schrieb er an Link, „durchaus nicht mehr um des Wortes willen uns nähren

mag, wollen wir lernen, mit unserer Hände Arbeit uns zu erhalten."

Zwar im Ernst zum Handwerk zu greifen war ihm nicht beschieden; Gott sorgte für seinen Unterhalt auf andere Weise. Doch fand Frau Käthe reichlich Gelegenheit, an den Tag zu legen, wie sie das Sparen und Haushalten verstehe. Des Doctors Einnahmen waren sehr mäßig. Für seine viele Arbeit an der Pfarrkirche nahm er nichts; Honorar für seine Vorlesungen

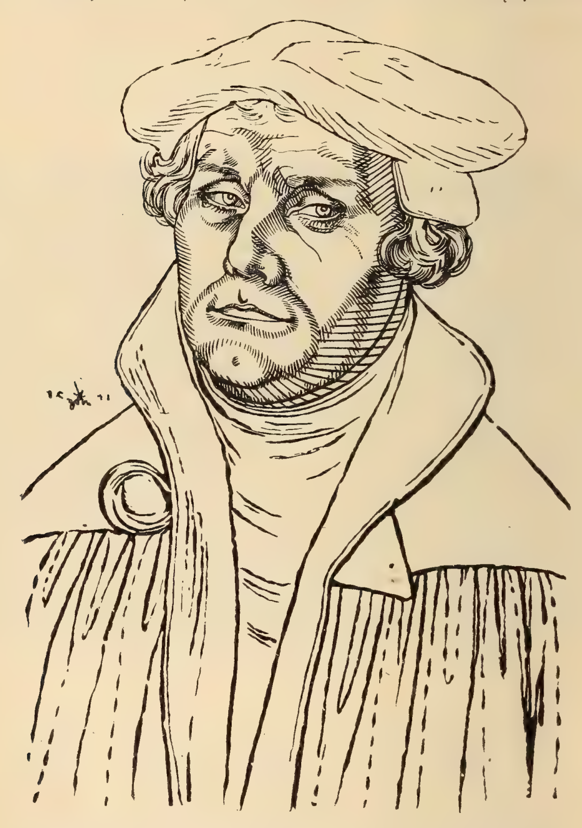


Die Lutherstube.

nahm er auch nicht; seine Schriften, aus denen er schweres Geld hätte lösen können, hatten die Verleger ebenfalls umsonst, und eine Anzahl Freiexemplare zum Verschenken war alles, was er von ihnen hatte. So hatte er nichts als seinen Gehalt, den ihm der Kurfürst nach seiner Verheiratung auf 200 Gulden erhöht hatte, und was der Magistrat dann und wann in die Haushaltung schenkte. Dabei war er sehr freigebig und gastfrei; eine Tante seiner Frau, die „Muhme Lene", die mit Käthe im Kloster gewesen war, hatte er ganz ins Haus genom-

men. So kam es, daß bei aller Sparsamkeit, die „Herr Käthe“ übte, der Herr Doctor öfters in Geldverlegenheit kam und Schulden machen mußte.

Ein Reichtum besonderer Art wurde dem Ehepaar in der

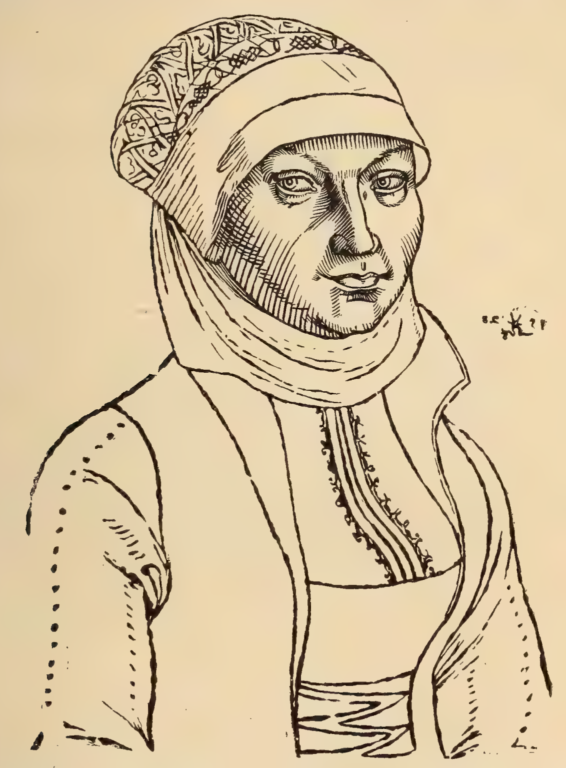


Luther nach einem Gemälde Cranachs vom Jahre 1528.

Klosterwohnung am 7. Juni 1526 zu theil; an diesem Tage wurde nämlich das erste Kind, Luthers „Hänschen“, geboren.

Im Juli des folgenden Jahres schien es einmal, als ob Frau Käthe nun zur Wittwe und Hänschen, an dem der Vater

mit zärtlicher Liebe hing, zum Waislein werden sollte. Nachdem nämlich Luther schon im Januar von beängstigendem Blutandrang nach dem Herzen zu leiden gehabt hatte, stellte sich am 6. Juli plötzlich ein so heftiger mit schwerer Seelenangst verbundener Krankheitsanfall ein, daß er glaubte, sein Ende



Luthers Frau nach einem Gemälde Cranachs vom Jahre 1528.

sei vorhanden. Er ließ Bugenhagen rufen, beichtete, ließ sich absolviren und befahl sich Gott. Gegen Abend fiel er in Ohnmacht und sein Leib wurde kalt. Nachdem er sich unter den Händen des herbeigerufenen Arztes etwas erholt hatte, betete er und bat die anwesenden Freunde, mit ihm zu beten, befahl

seine Käthe und sein „allerliebstes Hänschen", das man ihm hatte bringen müssen, dem Vater der Waisen und Versorger der Wittwen, und erst als man ihn durch anhaltendes Reiben in Schweiß gebracht hatte, ging die Gefahr vorüber.

Als gleich darauf der nahenden Pest wegen die Universität zeitweilig nach Jena verlegt wurde, blieb Luther in Wittenberg und stand, als die Krankheit wirklich in der Stadt ausbrach, dem Pfarrer Bugenhagen treulich bei. Den Muth einiger Studenten, die auch zurückgeblieben waren, ehrte er dadurch, daß er für sie eine besondere Vorlesung einrichtete. Bald waren 18 Leichen in der Nähe seiner Wohnung beim Elsterthor bestattet. Er aber blieb fröhlich und wohlgemuth. „Wir sind hier nicht allein," schrieb er, „sondern Christus und eure und aller Heiligen Gebete sind mit den heiligen Engeln bei uns." In einem offenen Brief an einen Freund über die Frage, „ob einem Christenmenschen gezieme zu fliehen in Sterbensläuften,"*) führte er aus, wer fliehen dürfe und wer nicht, und wie die, welche zu bleiben hätten, sich in solchen Zeiten ansteckender Krankheiten verhalten sollten. Im November kehrte die Seuche auch in seinem eigenen Hause ein; zwei weibliche Hausgenossen, deren eine die Frau des Arztes Schurf war, wurden von ihr befallen. Auch Hänschen war mehrere Tage krank. Dabei sah Frau Käthe ihrer zweiten Niederkunft entgegen, und am 10. December, nachdem die drei Patienten genesen waren, wurde ihm ein Töchterlein, Elisabeth, geboren. Dieselbe wurde den Eltern jedoch schon am 3. August des folgenden Jahres wieder genommen. „Elisabeth," schrieb er an einen Freund, „hat uns Lebewohl gesagt, um zu Christo zu gehen, durch den Tod zum Leben;" und an einen andern: „Sie hat mir ein wundersam krankes, fast weibisches Herz zurückgelassen." Dafür wurde ihm am 4. Mai 1529 wieder eine Tochter, Magdalena, geboren.

Die Universität war indes, nachdem die Pest vorüber war, zu Anfang des Jahres 1528 wieder nach Wittenberg zurückge-

*) S. „L. V." Bd. 6, S. 116 ff.

kehrt. Unter mancherlei schweren geistlichen Anfechtungen stand Luther seinem Lehramt vor, indem er die Propheten, den Prediger und das hohe Lied Salomonis, sowie den 1. Brief Johannis, den 1. Brief an Timotheus und den Titusbrief vor den Studenten auslegte. Auch der Gemeinde diente er durch Wort und Beispiel. Wie er in der Pestzeit ein Vorbild aufopfernder Liebe gewesen war, haben wir vernommen. Wie er damals dem Pfarrer Bugenhagen treu zur Seite gestanden



Bugenhagen, nach dem Gemälde Cranachs in dessen sog. Stammbuch in Berlin vom Jahre 1543.

hatte, so war überhaupt das Verhältnis zwischen ihm und seinem lieben „Doctor Pommer" ein überaus liebliches. Luther schätzte ihn hoch nicht nur als Freund, sondern auch als seinen Seelsorger und suchte fleißig Trost bei ihm, beichtete ihm oft und ließ sich von ihm absolviren, kam auch fleißig mit der Gemeinde zur Predigt und zum Tisch des Herrn. Wiederum stand er ihm als Gehilfe im Pfarramt treulich bei und fuhr so fort, durch sein Wort die Gemeinde zu erbauen. Wenn in den folgenden Jahren Bugenhagen seiner besonderen Begabung

wegen als Ordner des Kirchenwesens auswärts verwendet wurde, verwaltete Luther das Pfarramt für ihn.

Theils aus Nachschriften, theils aus früheren Drucken seiner Predigten wurde mit Luthers Bewilligung im Jahre 1527 durch den Magister Roth aus Zwickau die „Kirchenpostille“ weiter geführt, indem jetzt die Auslegung der Evangelien des Sommerhalbjahrs und der Fest- und Feiertage zusammengestellt und herausgegeben wurde. Eine deutsche Auslegung der Propheten Jonas, Habakuk und Sacharja, sowie mehrerer Psalmen gab Luther selber in Druck. Auch die Übersetzung des Alten Testaments für die deutsche Bibel wurde fortgesetzt, und mit großer Liebe und Sorgfalt wurden die Propheten, die, wie Luther klagte, nicht von ihrem Hebräisch lassen wollten und sich sträubten, dahin gebracht, daß auch sie deutsch zum deutschen Volke redeten. Durch mancherlei andere Arbeiten wurde aber Luther in diesem seinem liebsten Geschäft immer wieder aufgehalten. Konnte er doch mit Paulus sagen: „Ich werde täglich angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinen.“



In Kursachsen war die Lage der Dinge sehr verändert, seit Kurfürst Johann an seines Bruders Stelle getreten war. Schon Luthers Verhältnis war ein ganz anderes zu seinem neuen als zu seinem früheren Landesherrn. Mit Friedrich hatte er abgesehen von einigen Briefen von beiden Seiten nur durch Spalatins Vermittelung verkehrt. Dieser Vermittler wurde jetzt als solcher überflüssig, und seinem längst gehegten Wunsche entsprechend wurde er aus dem Hofdienst entlassen; er wurde an Links Stelle, der nach Nürnberg berufen wurde, Pfarrer in Altenburg und heirathete; Luther aber verkehrte mit dem Kurfürsten Johann, wie er es mit dem Herzog Johann gethan hatte, schriftlich und mündlich, wie es die Umstände erlaubten oder erheischten.

Auch dem Werke gegenüber, das Gott durch Luther in Kursachsen angefangen hatte, verhielt sich Johann anders als sein Bruder. In Wittenberg hatte der Magistrat im Verein mit der Universität unter Luthers maßvoller Leitung die kirchlichen Einrichtungen gestattet ohne ernstliche Hinderung und ohne ausdrückliche Billigung von seiten des Kurfürsten Friedrich. Jetzt wurde auf Anordnung des neuen Landesherrn mit den Verbesserungen fortgefahren. Bisher waren außer einigen deutschen Liedern, welche die Gemeinde sang, die gottesdienstlichen Gesänge vom Pastor und dem Chor lateinisch vorgetragen worden. Jetzt sollte Luther einen Entwurf für einen ganz deutschen Sonntagsgottesdienst ausarbeiten. Als Gehilfen für den musikalischen Theil der Arbeit erbat er sich vom Kurfürsten zwei Musikkundige, Johann Walter und Konrad Rupf. Die Frucht dieser Arbeit wurde vom Kurfürsten gebilligt und am 29. October, dem 20. Sonntag nach Trinitatis, 1525 zum erstenmal in der Stadtkirche beim Gottesdienst zu Grunde gelegt.

Das Hauptstück des Gemeindegottesdienstes blieb auch jetzt die Predigt. Dreimal wurde an jedem Sonntag in der Pfarrkirche gepredigt, früh um fünf oder sechs Uhr über die Epistel, um acht oder neun Uhr über das Evangelium des Tages; des Nachmittags über das Alte Testament. Für die Abendmahlsfeier dichtete Luther nach Jes. 6, 1—4. den Lobgesang „Jesaia, dem Propheten, das geschah u. s. w.“, zu dem er auch selber die Melodie componirte, und zur Einleitung für die Abendmahlshandlung verfaßte er eine Umschreibung des Vater Unser, der sich eine Vermahnung zu würdigem Genuß des Sacraments anschloß. Als Formular für die Taufhandlung gab er 1526 sein „Taufbüchlein“, das er schon im Jahre 1523 ausgearbeitet hatte, in etwas veränderter Gestalt heraus; in demselben behielt er den Exorcismus, jedoch in verkürzter Form, bei. Dies Stück ist später meistens außer Gebrauch gekommen; im Übrigen aber ist das Taufbüchlein mit einigen Zusätzen und geringen Änderungen noch heute das Taufformular der lutherischen Kirche.

Neben den Sonntagsgottesdiensten wurde seit 1523 täglich von Montag bis Freitag ein Frühgottesdienst, Samstags ein Abendgottesdienst gehalten, wobei die Schüler auch ferner lateinische Psalmen sangen und biblische Bücher fortlaufend ausgelegt wurden.

Eine Gemeinde in unserem Sinne, da „diejenigen, so mit Ernst Christen wollen sein und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen," und aus der man solche, „die sich nicht christlich hielten," wo sie der Ermahnung nicht Gehör geben wollten, könnte „ausstoßen oder in den Bann thun nach der Regel Christi Matth. 18.", konnte Luther auch damals noch nicht einrichten lassen. „Ich kann," schreibt er, „und mag noch nicht eine solche Gemeine oder Versammlung ordnen oder anrichten; denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu, so sehe ich auch nicht viel, die dazu dringen."

Überhaupt waren ja, wie schon oben erwähnt ist, die Zustände, unter denen Luther arbeiten und mit denen er rechnen mußte, ganz eigener Art. Durch die greuliche Wirthschaft der römischen Klerisei vom Papst herunter bis zum Dorfvicar war das kirchliche Leben unter dem Volk aufs tiefste zerrüttet. Die Priester waren größtentheils unfähige Menschen, die zu christlicher Unterweisung des armen Volks weder fähig noch willig waren; die Abgaben, welche die Pfarrkinder entrichtet hatten, waren ihnen entweder durch Gewissenszwang abgepreßt oder gegen Gewährung fleischlicher Freiheit abgenommen worden. Die Roheit und Ruchlosigkeit unter den Massen war wahrhaft haarsträubend. Dazu kam, daß neben dem Evangelium auch der Carlstadtsche und Allstedter Geist unter das Volk gedrungen war. Es ist daher nicht zu verwundern, daß, wo der papistische Zwang aufhörte und die gewohnten Fesseln fielen, bald Klagen laut wurden über schnöden Mißbrauch der erlangten Freiheit und Vernachlässigung des Predigtamts. Auch viele Herren vom Adel, und zwar auch papistisch gesinnte, wußten aus den neuen Verhältnissen ihren Vortheil zu ziehen, rissen die Klostergüter an sich und verpraßten sie und kümmer-

ten sich nicht darum, woher den Predigern ihr Unterhalt werden sollte.

Die Weisheit, mit welcher Luther diesen Zuständen Rechnung trug, verdient unsere höchste Bewunderung. Nicht von schleunigem Aufbau eines äußerlichen Kirchenwesens, für das die rechten Leute noch fehlten, hoffte er das Gedeihen der Kirche, sondern von der fortgesetzten Wirksamkeit des Wortes, das neue Menschen macht. Diese aber zu sichern gab es nur einen Weg, und diesen schlug Luther ein in dem vollen Bewußtsein, daß er damit Nothständen gerecht wurde. Er ließ die weltlichen Fürsten, welche sich damit befassen wollten, als „Nothbischöfe" eintreten und thun, was niemand Anders that. Daß weltlich und geistlich Regiment zu scheiden sei, wußte er wohl und hielt er fest, und stets unterschied er zwischen dem, was der Obrigkeit ihres Amtes wegen zukommt, und dem, was die gegenwärtige Noth und das Gebot der Liebe ihr an die Hand gab. Das Recht und die Pflicht der Gemeinden, Prediger zu berufen und zu erhalten und christliche Zucht zu üben, hat er nie preisgegeben. Aber wenn die Gemeinden ihre Pflicht nicht thaten, sollte deshalb nicht die Verwaltung der Gnadenmittel aufhören und alles in Trümmer gehen.



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die sächsische Visitation. Luthers Katechismen.

Treulich widmete sich Kurfürst Johann von Sachsen dem Amte eines „Nothbischofs", und Luther war dabei seine rechte Hand, oder sein Kopf, oder auch beides.

Sollte die Predigt des Evangeliums fortgehen und sich ausbreiten, so mußte zunächst dafür gesorgt werden, daß auch ferner tüchtige Prediger ausgebildet würden. Es wurde deshalb der Universität neue Sorgfalt zugewendet, und eine kurfürstliche Commission mußte an Ort und Stelle die nöthigen Anordnungen treffen, zu deren Ausführung Gelder verwendet wurden, die bei der nun geringeren Zahl der Stiftsherren übrig waren.

Schon zu diesen Maßregeln hatte Luther die Anregung gegeben, und zwar so dringlich, daß er sich in einem Briefe vom 31. October 1525*) bei dem Fürsten entschuldigt, „daß er so hart habe angeregt, die Universität zu ordiniren." In demselben Briefe aber macht er nun auch den Fürsten darauf aufmerksam, daß eine allge-

*) S. „L. V." Bd. 7. S. 102 ff.

meine Kirchenvisitation in seinem Lande nothwendig sei. Er weist darauf hin, „daß die Pfarren allenthalben so elend liegen; da giebt niemand, da bezahlt niemand. Opfer- und Seelpfennige sind gefallen. Zinse sind nicht da, oder zu wenig; so achtet der gemeine Mann weder Prediger noch Pfarrer, daß, wo hier nicht eine tapfere Ordnung und stattliche Erhaltung der Pfarren und Predigtstühle wird vorgenommen von E. K. F. G., wird in kurzer Zeit weder Pfarrhofe, noch Schulen, noch Schüler etwas sein, und also Gottes Wort und Dienst zu Boden gehen. Derhalben wollte sich E. K. F. G. weiter Gott gebrauchen lassen und sein treues Werkzeug sein, zu mehrem Trost, auch E. K. F. G. eigen Gewissen, weil sie dazu durch uns und durch die Noth selbst, als gewißlich von Gott, gebeten und gefordert wird."

Der Kurfürst ging sofort auf die Sache ein und forderte den Doctor auf, ihm mitzutheilen, wie er sich die Ausführung derselben denke. Darauf antwortete ihm Luther in einem Brief vom 30. November.*) Er schlug vor, das ganze Fürstentum in vier oder fünf Bezirke zu theilen und in einen jeden derselben zwei Visitatoren zu schicken, die den Stand der Dinge in Augenschein zu nehmen hätten. Wo es sich dann finden würde, daß das Pfarrgut zum Unterhalt des Predigers nicht hinreichte, sollten die Gemeindeglieder angehalten werden, das noch Erforderliche durch eine jährliche Beisteuer aufzubringen. „Daneben", schreibt er, „müßte nun auch auf die alten Pfarrherrn oder sonst untüchtigen achtgehabt werden, daß, wo sie sonst fromm wären, oder dem Evangelium nicht zuwider, daß sie entweder die Evangelia mit der Postillen selbst zu lesen, wo sie nicht geschickt wären zu predigen, oder lesen zu lassen verpflichtet wären."

Dem Anfange nach wurde die Ausführung dieser Vorschläge auch gleich nach Beginn des folgenden Jahres in Angriff genommen, indem der Amtskreis Borna durch Spalatin und das Amt Tenneberg durch Friedrich Mykonius visitirt wurde. Ferner wurde, als um diese Zeit Luther in einer Schrift

*) S. „L. V." Bd. 7. S. 106 f.

unter dem Titel „Deutsche Messe und Ordnung Gottesdiensts zu Wittenberg fürgenommen“ eine Beschreibung der damaligen Gestalt des Gottesdienstes in der Stadtkirche veröffentlichte, den Priestern vom Kurfürsten die Weisung ertheilt, sich nach dieser Form zu richten. Schon vorher waren sie aufgefordert worden, christlich zu leben, das Evangelium zu predigen und die Sacramente nach Christi Einsetzung zu verwalten.

Als die Klagen sich mehrten, rückte Luther im November 1526 aufs neue an den Kurfürsten. Wenn denn die Alten durchaus zum Teufel fahren wollten, mahnte er, so solle man durch christlichen Schulunterricht und die Predigt des Evangeliums wenigstens die Jugend retten. Bei einem Besuch des Fürsten in Wittenberg drang er sogar mit Gewalt in dessen Schlafzimmer und legte ihm die schreiende Noth ans Herz.

Jetzt wurde endlich mit der Visitation Ernst gemacht. Unter den Visitatoren, die im Februar 1527 ernannt wurden, war auch Melanchthon. Nachdem man in Thüringen einige Wochen visitirt und dabei einigen Einblick in das alle Befürchtungen übersteigende Elend gewonnen hatte, wurde Melanchthon beauftragt, für die Fortsetzung der Visitation eine Grundlage auszuarbeiten. Dieselbe wurde mit Zuziehung Luthers und Bugenhagens wiederholt sorgfältig durchgesehen und endlich mit einem Vorwort von Luther unter dem Titel: „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum zu Sachsen“ im Druck veröffentlicht. In diesem „Unterricht“ waren die Grundlehren des christlichen Glaubens und die Hauptstücke des christlichen Gemeindelebens kurz und schlicht dargelegt. Besonderer Nachdruck war auch darauf gelegt, daß zur christlichen Erziehung der Jugend Schulen errichtet und erhalten werden sollten.

Im Juli 1528 wurden dann aufs neue Visitatoren eingesetzt, und diesmal sollte auch Luther selbst mit Hand anlegen. Von den vier Districten, in welche das Land getheilt wurde, wies der Kurfürst ihm und Jonas denjenigen zu, der den Kurkreis und die meißnischen Ämter Torgau, Grimma, Eilenburg, Hainichen und Düben umfaßte; drei andre Visitatoren, die

nicht Theologen waren, wurden ihnen beigegeben. Im October gingen sie an die Arbeit, und als ein rechtes Muster eines Visitators war Luther bei der Lösung seiner Aufgabe thätig. Für alles hatte er Augen und Ohren. Wo die Commission hinkam, wurden die Hausväter der Gemeinde zusammengerufen und befragt über das Verhalten des bisherigen Pfarrers, über den Gemeindehaushalt, über ihre eigene Erkenntn s. Auch die Prediger wurden geprüft über ihre Erkenntnis und Lehrfähigkeit. Bei diesen Nachforschungen war der Befund im Ganzen ein überaus kläglicher. Zwar war fast an allen Orten die papistische Messe mit ihrem Zubehör hingefallen. Aber viele Pfarrer waren durchaus unfähig, eine Predigt zu machen, und mußten angewiesen werden, „nach Inhalt der Postillen" zu predigen. Jetzt zeigte es sich, wie sehr das Bedürfnis für ein solches Buch vorhanden war. Bei dem Volk war die Unwissenheit noch größer, und dabei trat eine schreckliche Roheit und Gleichgiltigkeit zu Tage. „Bei den Gemeinden," berichtete Luther, „siehts überall kläglich aus, indem die Bauern nichts lernen, nichts wissen, nichts beten, nichts thun als der Freiheit mißbrauchen, nicht beichten, nicht communiciren, als wären sie ganz frei geworden von Religion." Es mußte angeordnet werden, daß niemand fernerhin zum Sacrament zugelassen werden solle, der nicht wenigstens die Zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das Vater Unser könne. Auch über die Willkür fürstlicher Beamten mußte Luther Klage führen, indem dieselben nach eigenem Ermessen von den Anordnungen des Kurfürsten abzuweichen sich erlaubten und dadurch die Verwirrung noch größer machten. Auch die Verwahrlosung der Jugend ging Luthern sehr zu Herzen; um derselben einigermaßen abzuhelfen, wurden die Küster angehalten, den Kindern wenigstens die Zehn Gebote, den Glauben und das Vater Unser beizubringen.

Mit welcher Leutseligkeit der große Doctor bei alledem mit dem armen Volk umging, mag uns folgendes Beispiel zeigen. Als er einmal die armen Bäuerlein, wie er bei der Visitation zu thun pflegte, über den christlichen Glauben befragte und

unterrichtete, gab ihm einer, der den ersten Artikel hergesagt hatte, auf die Frage, was „allmächtig" heiße, die Antwort: „Ich weeß nich." Darauf sagte Luther: „Ja, lieber Mann, ich und alle Gelehrten wissens auch nicht, was Gottes Kraft und Allmächtigkeit ist; glaube aber du in Einfalt, daß Gott dein lieber, treuer Vater ist, der will, kann und weiß dir, deinem Weib und Kindern in allen Nöthen zu helfen."

Leider konnte Luther die Visitation in seinem Bezirk nicht zu Ende führen. Nicht nur wurde er durch längeres Unwohlsein genöthigt, eine Unterbrechung eintreten zu lassen, sondern es erschien auch dringend geboten, daß er nach Wittenberg zurückkehre. Da zu gleicher Zeit Melanchthon in Thüringen visitirte, so entstand Unzufriedenheit unter den Studenten, und über hundert zogen davon. Dazu war Bugenhagen abwesend, um in Braunschweig und nachher in Hamburg den Magistraten bei der Ordnung des evangelischen Kirchenwesens an die Hand zu gehen, und Luther mußte seine Arbeit übernehmen. So bekam denn Luther vom Kurfürsten im März 1529 die Weisung, einen andern Theologen an seiner Statt visitiren zu lassen und selber in Wittenberg zu bleiben. Doch hat er nachher noch an einzelnen Orten, z. B. in Torgau, persönlich die Visitation geleitet.



Die Erfahrungen aber, welche Luther machte, da er „auch ein Visitator war", sollten noch eine für die lutherische Kirche aller Zeiten überaus herrliche und werthvolle Frucht tragen. In der Vorrede eines Büchleins, daß er noch im Jahre 1529 herausgab, faßt er diese Erfahrungen zusammen mit den Worten: „Hilf, lieber Gott! wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren, und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sacramente

genießen, können weder Vater Unser, noch den Glauben oder Zehn Gebote, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue, und nun das Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernet haben aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen." Durch diese „klägliche, elende Noth" sah er sich nun „gezwungen und gedrungen", einen Plan auszuführen, den er schon länger gehegt hatte, dessen Verwirklichung aber bisher noch unterblieben war.

Die Hauptstücke der christlichen Lehre in Predigten unter das Volk zu bringen war, wie wir gesehen haben, vom Anfang seiner öffentlichen Lehrthätigkeit an Luthers Bestreben gewesen. Ferner hatte er schon im Jahre 1520 auf 14 Quartseiten „Ein kurz Form der 10 Gebote, des Glaubens und des Vater Unser" herausgegeben. In der Vorrede zu dieser Schrift hatte er gesagt, es sei nicht ohne sonderliche Ordnung Gottes geschehen, daß für den gemeinen Christenmenschen verordnet sei zu lernen und zu wissen die 10 Gebote, den Glauben und das Vater Unser, in welchen dreien Stücken alles, was einem Christen zu wissen noth ist, begriffen sei. Diese Schrift hatte er zwei Jahre später mit etwas erweitertem Inhalt neu herausgegeben unter dem Titel „Betbüchlein", und in dieser Gestalt hatte das Buch in vielen Auflagen Verbreitung gefunden.

Im Jahre 1525 erschien „Ein Büchlein für die Laien und Kinder"; es enthielt das A B C, den Text der Zehn Gebote, des Glaubens, des Vater Unser und die Einsetzungsworte der Taufe und des h. Abendmahls.

Doch keins dieser Bücher war ein „Katechismus". Das Bedürfnis für einen solchen empfanden aber neben Luther auch andere, und im Februar 1525 meldete Luther einem Freunde, Jonas und Agricola seien beauftragt, einen „Knabenkatechismus" zu verfassen. Bald darauf muß aber Luther zu dem Entschluß gekommen sein, diese wichtige Arbeit selber zu übernehmen; denn in einem Brief an denselben Freund aus der zweiten Hälfte desselben Jahres finden sich die Worte: „Den Katechismus verschiebe ich; ich möchte nämlich alles in einem abmachen." In der „deutschen Messe" wies er dann

wieder darauf hin, daß „ein grober, schlechter, einfältiger, guter Katechismus“ hochnöthig sei. Doch wieder vergingen Jahre, und der Katechismus war immer noch „verschoben“. Jetzt aber „zwang und drang“ den Reformator die klägliche, elende Noth, die er neulich erfahren hatte, da er auch ein Visitator war, den Katechismus nicht mehr aufzuschieben, und unterm 3. März konnte er demselben Freund, an welchen die oben angeführten Bemerkungen über den Katechismus gerichtet waren, schreiben: „Noch habe ich, lieber Hausmann, den Katechismus nicht fertig; in kurzem aber wird er fertig sein.“ Bald darauf erschien denn auch unter dem Titel: „Deudsch Katechismus“ Luthers großer Katechismus in Druck. Er wurde sofort auch ins Lateinische übersetzt, und eine zweite Ausgabe, die noch in demselben Jahr erschien, enthielt als neu hinzugekommenes Stück eine „kurze Vermahnung zur Beichte“. Vor die kurze Vorrede der ersten Ausgaben stellte Luther in einer Ausgabe vom Jahr 1530 noch eine längere, in der er besonders davon handelt, wie nothwendig es sei, den Katechismus immer wieder zu treiben. „Daß wir,“ schreibt er, „den Katechismum so fast treiben und zu treiben beide begehren und bitten, haben wir nicht geringe Ursachen.“ Nachdem er dann auf die Saumseligkeit vieler Pfarrherren hingewiesen hat, fährt er fort:

„Über das schlahet mit zu das schändliche Laster und heimlich böse Geschmeiß der Sicherheit und Überdruß, daß viele meinen, der Katechismus sei eine schlechte, geringe Lehre, welche sie mit einem Mal überlesen und denn alsbald können, das Buch in Winkel werfen und gleich sich schämen, mehr drinnen zu lesen. . Das sage ich für mich: ich bin auch ein Doctor und Prediger, ja so gelehrt und erfahren, als die alle sein mögen, die solche Vermessenheit und Sicherheit haben. Noch thue ich wie ein Kind, das man den Katechismum lehret, und lese und spreche auch von Wort zu Wort des Morgens, und wenn ich Zeit habe, die Zehn Gebot, Glauben, das Vater Unser, Psalmen rc. Und muß noch täglich dazu lesen und studiren und kann dennoch nicht bestehen, wie ich gern wollte, und

muß ein Kind und Schüler des Katechismi bleiben, und bleibs auch gerne."

Noch im Jahre 1529 hatte aber Luther diesem großen Katechismus seinen „Kleinen Katechismus" folgen lassen. Die erste Ausgabe ist im Wittenberger Originaldruck nicht mehr vorhanden; nach einem Erfurter und einem Marburger Nachdruck erschien sie mit dem Titel: „Der Kleine Katechismus, für die gemeinen Pfarrherrn und Prediger."*) Hier fanden sich dieselben fünf Hauptstücke wie im Großen Katechismus, ferner der Morgen- und Abendsegen, das Benedicite und Gratias vor und nach Tisch und die Haustafel mit dem Sprüchlein:

„Ein Jeder lern sein Lection,
So wird es wohl im Hause stohn."

Für die Pfarrherren und Prediger, die ja nach dem Titel und der Vorrede das Buch zunächst handhaben sollten, war noch ein „Traubüchlein" beigefügt. Merkwürdigerweise fehlte in den ersten Ausgaben die Anrede im Vater Unser, bis sie mit ihrer Erklärung in eine Ausgabe vom Jahre 1531 eingerückt wurde. Schon die zweite Ausgabe, die auch noch im Jahre 1529 herauskam, enthielt einige Zusätze; neu war nämlich im fünften Hauptstück die Frage: „Wie kann leiblich Essen und Trinken solch große Dinge thun?" mit ihrer Antwort, ferner eine Erklärung zum ersten Tischgebet und eine in zwei Formularen bestehende Anweisung zum Beichten. Dazu enthielt diese Ausgabe drei Holzschnitt, nämlich ein Bild der Anbetung des goldenen Kalbs zum ersten Gebot, eine Darstellung der Schöpfung zum ersten Artikel und ein Bild, das die Verkündigung des Evangeliums darstellte, zum dritten Hauptstück. Zu dem Traubüchlein kam in dieser Ausgabe ein Abdruck des „Taufbüchleins". Im Jahre 1531 waren zwischen dem vierten und fünften Hauptstück die Fragen und Antworten von der Beichte eingefügt. Die Fragen über das Amt der Schlüssel und die „christlichen Fragstücke" sind erst von Späteren hinzugethan worden. Die

*) Die späteren Ausgaben setzten davor noch das griechische Wort „Enchiridion", d. i. „Handbüchlein".

Lobpreisung „denn dein ist das Reich u. s. w." beim Vater Unser hat Luther dem damaligen kirchlichen Gebrauch gemäß auch im Katechismus weggelassen. In der Anrede des Vater Unser hat er im Katechismus der damals noch gebräuchlichen Wortstellung gemäß das Wort Vater vorangestellt, während er in seiner Bibelübersetzung der neueren Weise folgte. Die von Luther ebenfalls beibehaltene Form: „Verlaß uns unser Schulde" hat man später geändert in: „Vergieb uns unsere Schuld", letzteres mit Unrecht, indem Luther „Schulde" für „Schulden" schrieb.

Mit diesem Katechismus wollte nun Luther eine Form dargeboten haben, nach welcher man das, was einem Christen zu wissen noth ist, „in die Leute, sonderlich in das junge Volk bringen" könnte. Man sollte sie zuerst den „Text", dann auch den „Verstand" lernen lassen und dabei stets und unverändert eine Form beibehalten; denen, „welche es nicht besser vermögen", empfiehlt er die Form, welche er hier vorlegt. Es ist aber bis jetzt keiner aufgestanden, der es besser vermocht hätte, der das, was in dieser „Laienbibel" gesagt ist, so kurz, so klar, so schön in anderer Form hätte sagen können, und wir thun deshalb wohl daran, wenn wir diese herrlichste Gabe, die uns neben der deutschen Bibel Gott durch Luther beschert hat, durch kein anderes Buch verdrängen lassen.

Der Segen, welcher aus der Visitation erwuchs und den der Katechismus stiftete, machte sich denn auch bald bemerkbar. Schon im Mai des folgenden Jahres konnte Luther seinen Kurfürsten trösten mit den Worten:

„Über das, so erzeiget sich der barmherzige Gott wohl noch gnädiger, daß er sein Wort so mächtig und fruchtbar in E. K. F. G. Lande macht. Denn freilich E. K. F. G. Lande die allerbesten und meisten guten Pfarrer und Prediger haben, als sonst kein Land in aller Welt, die so treu und rein lehren und so schönen Frieden halten helfen. Es wächset jetzt daher die zarte Jugend von Knäblein und Mägdlein, mit dem Katechismus und Schrift wohl zugerichtet, daß mirs in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Mägd-

lein mehr beten, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin noch alle Stifte, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können."

„Es ist fürwahr solch junges Volk in E. K. F. G. Land ein schönes Paradies, desgleichen auch in aller Welt nicht ist. Und solches alles bauet Gott in E. K. F. G. Schoß zum Wahrzeichen, daß er E. K. F. G. gnädig und günstig ist. Als wollt er sagen: Wohlan, lieber Herzog Hans, da befehl ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustiges Paradies, du sollst Vater über sie sein. Denn unter deinem Schutz und Regiment will ich sie haben und dir die Ehre thun, daß du mein Gärtner und Pfleger sollst sein. Solches ist je gewißlich wahr." *)

*) Den ganzen Brief s. „L. V." Bd. 8, S. 7 ff.



Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der kirchliche Kampf im Reich. Die „Protestanten“.

Begünstigt war die ruhige Pflanzung dieses Paradieses in des Kurfürsten Landen gewesen durch die politischen Verhältnisse, die inzwischen eingetreten waren. Zwar gleich nach der Beendigung des Bauernkrieges hatte den Himmel über Deutschlands Gauen schweres Gewölk verdunkelt. Zunächst ließen geistliche und weltliche Fürsten, die dem Evangelium grollten, ihren Grimm an Bekennern desselben aus. Unter den Männern, welche nach der Unterdrückung des Aufruhrs zu Würzburg enthauptet wurden, waren viele, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie sich zum evangelischen Glauben bekannten. Zu Bamberg wurden neun wohlhabende, friedliebende Bürger ausgesprochenermaßen deshalb hingerichtet, weil sie lutherisch waren. Von der Thätigkeit des Profoßen Aichili, der in Schwaben und Franken das Land nach Lutherischen abtrieb, heißt es: „Er war sunderlich geflissen uf die lutherischen Pfaffen, fings', beraubts', schatzts' und henkts';“ vierzig evangelische Prediger knüpfte er an der Straße an Bäumen auf. Von Herzog Georgs Wüthen

haben wir oben gehört. Auch der Kaiser kam immer wieder auf das Wormser Edict zurück. Als er auf den December 1525 einen Reichstag nach Augsburg ausschrieb, erinnerte er daran, daß frühere Zustände wiederhergestellt werden müßten. In diesem Sinne trafen auch die geistlichen Fürsten, das Reichsregiment und andere Vorbereitungen auf den Reichstag, und es ließ sich an, als ob die Dinge eine den Evangelischen höchst ungünstige Wendung nehmen wollten. Es ist deshalb leicht erklärlich, daß die beiden Fürsten, welche sich am offensten für die Reformation ausgesprochen hatten, Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, ebenfalls anfingen, ihre Vorkehrungen für den drohenden Nothfall zu treffen. Auf dem festen Jagdschloß Friedewalt hielten des Kurfürsten Sohn Johann Friedrich und Philipp von Hessen eine Zusammenkunft, bei der vorbereitende Schritte zu einer Vereinigung aller Evangelischen in Deutschland gethan wurden.

Der Augsburger Reichstag wurde eröffnet, war aber so schlecht besucht, daß man sich auf die wichtigen Angelegenheiten so nicht einlassen wollte, und die Stände vertagten sich auf den 1. Mai des folgenden Jahres nach Speier. Merkwürdigerweise wurden in dem Reichsabschied die Bestimmungen der beiden vorhergegangenen Reichstage wiederholt.

Zu Speier also sollte im Rath der Reichsstände der Entscheidungskampf gekämpft werden. Der Kaiser selbst stellte seine Anwesenheit in Aussicht und ließ vernehmen, daß er mit der „verdammten lutherischen Lehre“ endlich aufräumen werde. Ein katholisches Bündnis, das mehrere Fürsten, darunter Herzog Georg und Albrecht von Mainz, geschlossen hatten, empfahl er mit einer Aufforderung zu treuem Festhalten am alten Glauben und zur Ausrottung der neuen Lehre. Andrerseits sahen sich auch die evangelischen Fürsten veranlaßt, voran zu gehen. Das Bündnis, welches im vorigen Jahre angebahnt worden war, kam jetzt im Februar 1526 in Gotha zustande und wurde von sächsischer Seite zu Torgau guigeheißen, daher es gewöhnlich das Torgauer Bündnis genannt wird. Die beiden Fürsten Johann und Philipp gingen auch sofort daran, weitere

Bundesgenossen zu werben, und des Kurfürsten Bemühungen waren so erfolgreich, daß auf einer Versammlung zu Magdeburg Herzog Ernst von Lüneburg, Philipp von Grubenhagen, Heinrich von Mecklenburg, Wolf von Anhalt, Albrecht von Mansfeld und die Stadt Magdeburg dem Bündnis beitraten.

Luther hegte im Jahre 1525 noch gute Hoffnungen. Besonders hatte er vernommen, zwei seiner bittersten Gegner, König Heinrich VIII. und Herzog Georg, seien vielleicht durch freundlichen Zuspruch für das Evangelium zu gewinnen, ja König Heinrich sei jetzt schon der Wahrheit geneigt. Er schrieb also auf den Wunsch „großer, feiner Leute“ an beide demüthige Briefe, ohne jedoch der Lehre dabei etwas zu vergeben. Er bat beide Fürsten*) fußfällig um Verzeihung, wo er sich gegen sie vergangen hätte, und ermahnte sie herzlich, der Wahrheit die Ehre zu geben. Er erhielt aber von beiden, vom Herzog sofort, vom König nach längerer Verzögerung, für seinen Fußfall die schnödesten Fußtritte, und Georg drohte, daß Gott durch ihn Münzer um seine Bosheit gestraft habe, das könne er Luthern auch wohl thun, und er, der Herzog, werde sich nicht weigern, solch Strafamt zu übernehmen.

Dennoch wollte Luther, als er von der Verbindung der evangelischen Fürsten hörte, davon nichts wissen. „Den Bund wider den Kaiser“, schrieb er, „höre ich nicht gerne, denn Menschenanschläge, sorge ich, werden fehlen“; und in seiner Schrift „ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können“**) betonte er nachdrücklich, daß man gegen die Obrigkeit nicht zum Schwert greifen dürfe, selbst wenn sie tyrannisch und eidbrüchig sei; da gelte das Wort: „die Rache ist mein, ich will vergelten“. Diese Schrift soll dem Herzog Georg, dem man sie ohne Angabe des Verfassers und des Druckorts zugehen ließ, so gefallen haben, daß er sie dem Lucas Cranach mit den Worten vorgestellt habe: „Siehe, da habe ich ein Büchlein, das ist so gut, ja besser, denn es der Luther nimmermehr machen könnte.“ Als ihm darauf

*) Den Brief an Herzog Georg s. „L. V.“ Bd. 7, S. 107.

**) S. „L. V.“ Bd. 5, S. 104 ff.

der Maler sagte, das Buch habe Luther gemacht, auch ihm ein Exemplar mit des Verfassers Namen zeigte, habe der Herzog gepoltert und grimmig gesagt: „Ist doch Schade, daß ein solch heilloser Mönch ein solch gut Büchlein hat machen sollen."

Glücklicherweise nahmen die Dinge schon in nächster Zeit ganz unerwartet eine solche Wendung, daß die drohenden Sturmwolken, die schon gegen einander heraufzuziehen begonnen hatten, sich wieder am Horizont lagerten.

Mit einem stattlichen Gefolge von siebenhundert Personen hatte sich Kurfürst Johann zum Reichstag in Speier eingefunden. Auch der Landgraf von Hessen wußte sich Respect zu verschaffen. Beide Fürsten ließen einen Tag um den andern in ihren Wohnungen Gottesdienst halten, und an Sonn- und Festtagen drängten sich Tausende herzu, um ihre Prediger zu hören. Über Johanns Thür prangte die Inschrift: ,,Verbum Dei manet in aeternum" („Gottes Wort bleibt in Ewigkeit") im kursächsischen Wappen.

Ein wundersames Gewirre von Gegensätzen herrschte im Reichstag. Stimmen für Durchführung des Edicts, Klagen über römische Mißbräuche, versöhnliche Reden, Erinnerungen an die Gefahren von Seiten der Türken an der Reichsgrenze und an des Kaisers neuen Zwist mit dem Papst schwirrten durch einander. Schon gewann es den Anschein, als sollte alles in Trümmer gehen, und neue Bundesgenossen suchten Anlehnung an Sachsen und Hessen für den Fall, daß man nun zur Gewalt greifen würde. Doch endlich gewann die gemäßigte Partei die Oberhand. Es stellte sich heraus, daß eigentlich niemand bisher das Wormser Edict wirklich durchgeführt habe. „So man die Buchstaben besieht", heißt es in einem Dokument, „so ist kein Fürst oder Bischof, der das Edict gehalten oder der nicht ein Entsetzen hat, dasselbige ad literam (buchstäblich) zu halten." Und wie sollte der Türke bekämpft werden, wenn die Deutschen gegen einander zum Schwert griffen? So kam es denn zu einem Beschluß, nach dem eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Spanien geschickt werden sollte mit dem Gesuch an das Reichsoberhaupt, so bald wie möglich ein freies Concil

zur Beilegung der kirchlichen Wirren anzustellen und bis dahin die Ausführung des Edicts ruhen zu lassen. Da inzwischen ganz ähnlich lautende, ja noch größere Zugeständnisse enthaltende Vorschläge vom Kaiser aus Spanien eingelaufen waren, kam ein Reichsabschied zu Stande, in welchem es hieß: „Demnach haben wir auch Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs und derselben Botschafter uns jetzo allhie auf diesem Reichstag einmüthiglich verglichen und vereiniget, mittler Zeit des Concilii oder aber der Nationalversammlung nichts desto minder mit unsern Unterthanen ein Jeglicher in Sachen, so das Edict, durch Kais. Maj. auf dem Reichstag zu Worms gehalten ausgegangen, belangen möchten, für sich also zu leben, zu regieren und zu halten, wie ein Jeder solches gegen Gott und Kais. Maj. hoffet und vertrauet zu verantworten."

Dieser Beschluß, nach welchem es den einzelnen Fürsten und Ständen überlassen blieb, in ihren Gebieten sich in Sachen des Glaubens so zu verhalten, wie sie es verantworten zu können meinten, bildet von nun an die Rechtsgrundlage der weiteren kirchlichen Entwickelung und legte den Grund zu dem Landeskirchentum, das nachher in Deutschland bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Für die nothgedrungene Nachgiebigkeit des Kaisers erwiesen sich übrigens die Deutschen dankbar durch kräftige Unterstützung desselben in Italien und seines Bruders in Ungarn. Der evangelisch gesinnte Feldhauptmann Georg von Frundsberg zog mit einem Heer deutscher Landsknechte nach Rom. Auf dem Marsch wurde der alte Kriegsoberste während einer Meuterei seiner Söldnerhaufen vom Schlag gerührt, daß er zurückbleiben mußte; das Heer aber zog weiter. Am 6. Mai 1527 wurde Rom zwei Stunden vor Sonnenuntergang mit Sturm genommen; die durch lange Entbehrungen in grimmige Wuth versetzten Truppen richteten in der reichen, üppigen Stadt ein furchtbares Plündern an in Häusern und Kirchen, und Landsknechte zogen in Cardinalsröcken und ähnlichen Gewändern zu Esel reitend durch die Straßen und riefen: „Luther soll Papst werden!"

Wie Kurfürst Johann in seinem Gebiet dem Reichsabschied von Speier gemäß „also lebte und regierte, wie er es gegen Gott und Kais. Maj. hoffte zu verantworten“, haben wir gesehen. Ähnliches finden wir auch bei dem Landgrafen Philipp von Hessen. Auch er ging rüstig an eine Neugestaltung des Kirchenwesens in seinem Lande. Im Jahre 1526 berief er nämlich sämmtliche Pfarrer seines Gebiets, sowie Abgeordnete der Städte und des Adels zu einer Synode nach Homberg. Hier wurde ein Entwurf vorgelegt und angenommen, nach welchem durch das ganze Land hin evangelische Gemeinden gebildet werden sollten. Die Glieder derselben sollten sich in ein Verzeichnis einschreiben, ihre eigenen Pastoren berufen, regelmäßige Gemeindeversammlungen halten und nach Matth. 18. Kirchenzucht üben. Jedes Jahr sollten die Prediger, Gemeindeabgeordnete und Vertreter des Adels mit dem Landesfürsten zu einer Synode zusammentreten, Visitatoren wählen und andere Geschäfte abmachen. Auch eine Gottesdienstordnung wurde nach Anleitung der „deutschen Messe“ von Luther eingeführt.

Luther, dem der Homberger Entwurf vorgelegt wurde, hielt aus oben dargelegten Gründen eine solche Ordnung für verfrüht, und der Landgraf gab ihm Gehör, ließ den Entwurf nicht in Kraft treten und legte bei seinen Reformen das sächsische Visitationsbüchlein zu Grunde. Daneben aber erkannte er den hohen Werth einer eigenen evangelischen Hochschule und gründete im Jahre 1527 die Universität Marburg, der er die Einkünfte eingezogener Klöster zuwies. Es war dies die erste Universität, die ohne päpstliches Privilegium ins Leben trat.

Auch in anderen Gebieten gewann die Reformation an Ausdehnung und Tiefe. In den fränkisch-brandenburgischen Landen führte Markgraf Georg 1527 evangelische Ordnungen durch und erhielt von Luther guten Rath*) und Prediger. Auch in den Städten Braunschweig, Hamburg, Göttingen, Goslar wurden lutherische Kirchenordnungen eingeführt; den beiden

---

*) S. „L. V.“ Bd. 7, S. 141 ff.

erstgenannten Städten borgte der Kurfürst zu diesem Zweck seinen Bugenhagen, während Luther für ihn das ganze Pfarramt an der Wittenberger Stadtkirche versah.

Doch auch die Fürsten, welche dem Evangelium feindlich waren, fuhren seit dem Speirer Reichstag in ihrer Bekämpfung des Evangeliums fort. In Baiern wurden mit Wasser und Feuer Bekenner des Evangeliums zu Tode gebracht, darunter der Prediger Leonhard Käser, der am 16. August 1527 verbrannt wurde. Einen Bericht über dieses Märtyrers Ende, den ihm ein Freund zuschickte, gab Luther mit einem Vorwort und Nachwort von seiner Hand heraus. Auch den Christen zu Halle a. d. Saale, deren Prediger Winkler von Feinden meuchlings ermordet worden war, schickte Luther eine „Tröstung über ihres Predigers Tod." Im Jahre 1528 schrieb er an sie noch eine Ermahnung zu treuem Festhalten an der erkannten Wahrheit und wies dabei hin auf das schreckliche Ende eines Dr. Krause, der sich in jener Stadt aus Verzweiflung darüber, daß er Christum, seinen Herrn, verleugnet habe, am Allerheiligentage 1527 den Hals abgeschnitten hatte.

Auch der Kurfürst Joachim von Brandenburg wüthete gegen die Bekenner der reinen Lehre, selbst gegen seine eigene Gemahlin Elisabeth, eine Nichte des Kurfürsten von Sachsen, die, weil sie das heilige Abendmahl der Einsetzung Christi gemäß genossen hatte, von ihrem Gemahl eingesperrt wurde, bis sie mit Hilfe ihres Bruders, des vertriebenen Königs Christian von Dänemark, und ihres Oheims als Bäuerin verkleidet nach Sachsen entfloh, wo sie auf Schloß Lichtenburg bei Wittenberg wohnend auch mit Luther befreundet wurde. Ihr Leibarzt Ratzeberger kam ebenfalls nach Wittenberg und wurde einer von Luthers vertrauten Freunden und später kurfürstlich sächsischer Leibarzt.

Auch Herzog Georg blieb der alte, feindselige Papist. Er fuhr fort mit Bedrückungen gegen evangelische Unterthanen, und man vernahm, daß er gedroht habe, gegen seinen Vetter, den Kurfürsten, zur Gewalt zu greifen, sobald der Kaiser ihn dazu auffordern würde; versöhnen werde er sich mit ihm nie-

mals, so lange er lutherisch bleibe. „Lieber Gott“, betete Luther, „will denn der tolle Kopf nicht einmal aufhören? Ist er zu bekehren, mein Herr Jesu Christe, so bekehre ihn doch; wo nicht, so wehre ihm doch bald.“ Auch zu persönlichen Händeln kam es wieder zwischen Luther und Georg. Dieser hatte nämlich auf krummen Wegen einen Brief Luthers an Link mit Auslassungen über den Herzog in die Hände bekommen und forderte von dem Schreiber Rechenschaft. Als Luther dieselbe verweigerte und ihn Georg darauf in einer öffentlichen Schrift heftig angriff, ließ Luther eine kleine Schrift „Von heimlichen gestohlenen Briefen samt einem Psalm ausgelegt wider Herzog Georg zu Sachsen“ ausgehen. Darauf antwortete Georg in einem gedruckten „kurzen Bericht .. auf etliche neue rasende Lügen, die M. Luther .. hat ausgehen lassen“, und führte daneben so laute Beschwerde beim Kurfürsten, daß dieser Luthern verbot, ohne besondere Erlaubnis fernerhin etwas wider Georg oder andere Fürsten, mit denen der Friede wiederhergestellt sei, drucken zu lassen.

Der gefährlichste politische Feind der evangelischen Wahrheit blieb aber Kaiser Karl. Derselbe hatte wieder seinen Frieden mit dem Papst gemacht und dabei sofort wieder sein Augenmerk auf die „Ausrottung der lutherischen Secte“ gerichtet.

Solche und andere Zeichen der Zeit machten besonders dem Politiker unter den evangelischen Fürsten, Philipp von Hessen, trübe Gedanken. In denselben fand ihn eines Tages ein vom Herzog Georg entlassener Kanzleirath Namens Otto von Pack. Als diesem der Landgraf seine Besorgnisse aussprach, seufzte er zuerst bedeutsam, und nach einigem Zögern rückte er mit Mittheilungen heraus über ein Bündnis, das zur Bekämpfung der evangelischen Fürsten beschlossen sei. Er erbot sich auch gegen entsprechende Belohnung und Sicherstellung die hierauf bezüglichen Documente beizubringen. Wirklich legte er im Februar 1528 dem Landgrafen die mit des Herzogs Ring versiegelte Abschrift einer Vertragsurkunde vor, woraus hervorging, daß die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, die Herzöge von Sachsen und Baiern und mehrere Bischöfe sich ver-



Landgraf Philipp von Hessen, nach einem Holzschnitt Brosamers.

einigt hätten, zunächst über den Kurfürsten von Sachsen herzufallen und, wo er sich weigerte, Luthern und seine Anhänger auszuliefern, sein Land unter sich zu theilen, darauf den Landgrafen ebenfalls zu vertreiben und dessen Land dem Herzog Georg zu überlassen. Auch über die Ausführung des Plans waren genaue Bestimmungen niedergelegt.

Sofort that Philipp Schritte zu Gegenvorkehrungen. Er eilte nach Weimar, um den Kurfürsten, als den zunächst Bedrohten, von der Gefahr in Kenntnis zu setzen. Beide zweifelten nicht an der Richtigkeit der Mittheilungen; sie schlossen sofort ein Waffenbündnis und boten Streitkräfte auf, um dem gegen sie geplanten Angriff zuvorzukommen. Schon standen die sächsischen Truppen im Thüringer Wald, die hessischen bei Herrenbreitungen schlagfertig: es schien, als sollte der blutige Kampf losbrechen; ganz Deutschland gerieth in Bewegung.

Da war es Luther, der sich der Kriegslawine entgegenstemmte. Obwohl auch er die Richtigkeit jener Mittheilungen nicht bezweifelte, wollte er doch den Fürsten das Recht zum Losschlagen nicht zugestehen, gab vielmehr sein Gutachten dahin ab, daß man den Angriff abwarten, den Schutz des Kaisers anrufen, im Übrigen aber über die Schließung eines Schutzbündnisses nicht hinausgehen solle. Damit stimmten auch die andern Wittenberger Theologen, und die Fürsten fügten sich, der Landgraf freilich mit Widerstreben und erst als er sah, daß er auf Johanns Mitwirkung nicht mehr rechnen durfte.

Groß aber war das Erstaunen der deutschen Höfe, als nun Philipp auf Luthers Rath jene Packsche Vertragsurkunde veröffentlichte. Herzog Georg antwortete schleunigst mit einer Erklärung, worin er das Schriftstück als eine großartige Fälschung bezeichnete. Andere Fürsten gaben ähnliche Erklärungen ab. Der Landgraf mußte, schon um sich selbst von bösem Verdacht zu reinigen, Pack festnehmen und processiren lassen; er gab nachher selber zu, daß er sich von dem Betrüger, der sich auch sonst ähnlicher Praktiken schuldig gemacht hat, habe hinters Licht führen lassen, und die Evangelischen, besonders Melanch-

thon, beklagten es tief, daß durch diese Übereilung ihre gute Sache so befleckt worden sei.

Damit war leider der Schaden nicht wieder gut gemacht. Die Erbitterung der römisch gesinnten Fürsten war vermehrt; dieselbe wurde zudem im Frühjahr durch den kaiserlichen Vicekanzler Waldkirchen geschürt, der von Stadt zu Stadt und von Hof zu Hof reiste und des Papstes Sache zu fördern suchte. Auch der Kaiser wurde von Rom aus erinnert, er solle nicht zulassen, daß die Nachwelt lesen müsse, unter dem größten Kaiser habe Deutschland von Ketzereien gewimmelt.



Aus zwei Reichstagen, die man nach Regensburg ausgeschrieben hatte, war nichts geworden; der eine war zu schlecht besucht gewesen, den andern hatte der Kaiser abgeschrieben. Jetzt aber wurde ein neuer Reichstag auf den 21. Februar 1529 nach Speier anberaumt, und schon aus der Ankündigung desselben konnte man merken, daß nun Ernst gemacht werden sollte; die Stände wurden verwarnt, daß man auf die Abwesenden keine Rücksicht nehmen werde, und als einer der Hauptgegenstände der Verhandlungen waren neben den Rüstungen gegen die Türken und den Störungen des öffentlichen Friedens die kirchlichen Neuerungen namhaft gemacht.

Über den Türkenkrieg hatte sich schon zu Anfang des Jahres 1528 auch Luther vernehmen lassen; in einer Schrift „Vom Krieg wider die Türken“ hatte er die ganze deutsche Nation aufgefordert, in Gottes Namen treu und einmüthig unter des Kaisers Fahnen zu treten und mit allem Ernst, wie es frommen Fürsten und Unterthanen gebühre, gegen den greulichen Feind der Christenheit zu Felde zu ziehen. Scharf hatte er dabei die Fürsten gerügt, die keine Ehrfurcht vor des Kaisers Panier hätten und dem Kaiser die Ehre nicht gönnten und allein die Helden sein wollten. Bitter hatte er geklagt, daß weder Kaiser noch Fürsten eingedenk seien ihrer Pflicht, die Unterthanen zu

schützen; aber ihnen sei eben Luther und das Evangelium der Türke.

Und in der That, diese letzten Worte wurden von dem Reichstag, der nun in Speier zusammentrat, völlig gerechtfertigt. Zur festgesetzten Zeit trafen die kaiserlichen Bevollmächtigten ein; auch die geistlichen Fürsten oder deren Abgeordnete erschienen ausnehmend zahlreich. Die Versammlung wurde pünktlich eröffnet, und sofort rückten auch die kaiserlichen Commissäre mit einem Vorschlag heraus, den Artikel des Reichstags vom Jahre 1526, durch den das Verhalten zu dem Wormser Edict dem Ermessen der einzelnen Stände anheimgegeben worden war, förmlich zu widerrufen und gerade entgegengesetzte Anordnungen zu treffen. In dem Ausschuß, dem die kaiserlichen Vorschläge zur Begutachtung überwiesen wurden, war die Mehrzahl päpstlich gesinnt, und so wurde ein zustimmender Bericht eingereicht mit einem Zusatz folgenden Inhalts: Die, welche das Wormser Edict gehalten hätten, sollten dies auch ferner thun; in den Gebieten, in welchen man davon abgewichen wäre, sollten keine weiteren Neuerungen vorgenommen werden, auch sollte niemand am Messelesen oder Messehören verhindert werden; keiner kirchlichen Behörde sollten ihre Rechte und Einkünfte genommen werden bei Acht und Aberacht; die Secten, welche dem Sacrament des wahren Leibes und Blutes entgegen seien, sollten in keiner Weise geduldet werden, so wenig wie die Wiedertäufer.

Wie die Abstimmung im Reichstag ausfallen würde, war nicht schwer zu errathen; denn auch hier waren die Evangelischen weit in der Minderheit. „Christus ist wieder in den Händen des Kaiphas und Pilatus," schrieb man in jenen Tagen aus Speier. So überraschte es nicht, als die Vorlage unverändert angenommen wurde.

Daß die evangelischen Stände sich diesem Beschluß nicht fügen konnten, stand ihnen von vorne herein fest; erhoben doch selbst papistische Städte ihre Stimme gegen die Aufhebung jenes Reichstagsbeschlusses von 1526, dem auch sie ihre Ruhe verdankten. Blieb es bei dem neuen Beschluß, so waren den

evangelischen Ständen die Hände gebunden, und die römischen Bischöfe konnten frei anfangen, das verlorene Gebiet zurückzuerobern. Doch trotz aller Gegenvorstellungen, trotz der feierlichen Erklärung des sächsischen Abgeordneten Minkwitz, daß sich die Evangelischen zu diesem Beschluß nie bekennen würden, blieb die katholische Mehrheit unbeugsam, und am 19. April erschien König Ferdinand in der Versammlung und erklärte den Majoritätsbeschluß für angenommen; mit der weiteren Erklärung, er handle auf Befehl des Kaisers, verließ Ferdinand samt den kaiserlichen Commissären den Saal.

Die evangelischen Stände hatten sich sogleich nach Anhörung jenes Bescheids in ein Nebenzimmer verfügt und hielten dort eine kurze Berathung. Dann kehrten sie in den Saal zurück, wo die Stände noch versammelt waren, und ließen einen Protest verlesen gegen den Beschluß der Mehrheit; sie erklärten dabei, daß der Versuch, einen einstimmig gefaßten Beschluß eines ordentlichen Reichstags durch einen Majoritätsbeschluß umzustoßen, null und nichtig sei, daß sie bei dem vorigen Reichsabschied verharren und sich auch ferner nach demselben halten würden, daß überhaupt in Sachen Gottes Ehre und der Seelen Heil betreffend ein Jeder für sich vor Gott Rechenschaft geben müsse. Endlich baten sie, daß, falls der Beschluß, gegen den sie protestirten, in den Reichsabschied käme, auch ihr Protest eingerückt werde. Die Protestirenden waren die Fürsten Johann von Sachsen, Philipp von Hessen, Georg von Brandenburg, Ernst von Braunschweig-Lüneburg und Wolfgang von Anhalt, denen sich vierzehn Reichsstädte anschlossen.

Doch König Ferdinand schlug auch diese Bitte rund ab. So gingen die „Protestanten“ weiter und legten am folgenden Sonntag, als am 25. April, in aller Form feierlich eine „Appellations-Urkunde“ nieder, in welcher sie von der Majorität des Reichstags an den Kaiser, das nächste freie Concil oder einen Congreß der deutschen Nation appellirten.

Das ganze feindselige Verhalten der katholischen Majorität legte gewiß die Schließung eines Schutzbündnisses den Evangelischen sehr nahe. So schlossen denn schon in Speier Sachsen

und Hessen und die Städte Nürnberg, Ulm und Straßburg einen Vertrag, dessen Ausführung durch Delegaten, die im Juni in Rotach zusammenkommen sollten, weiter besprochen werden sollte.

Als Luther, auf den der böse Reichstagsbeschluß übrigens nur geringen Eindruck machte, von diesem Bündnis Kunde erhielt, mußte er demselben seine Billigung versagen, und zwar aus zweierlei Gründen. Erstens hielt er ein Waffenbündnis gegen den Kaiser als gegen die von Gott gesetzte, wenn auch tyrannische Obrigkeit jetzt wie früher für unerlaubt, dazu für etwas, das nicht aus Gottvertrauen, sondern aus Menschenfurcht und Vertrauen auf Menschenkraft herfließe. Seine Zuversicht war eine andere; er hat sie zu Wort kommen lassen in seinem Heldenlied: „Ein feste Burg ist unser Gott", das er wohl gerade in jener Zeit, da die schrecklichsten Gerüchte nach Wittenberg drangen, gedichtet und mit seiner Melodie versehen hat. — Aber noch eins hatte er gegen das Bündnis einzuwenden; das war die Betheiligung einer Stadt wie Straßburg. Um dies aber verstehen zu können, müssen wir etwas zurückgehen und noch einer Reihe höchst wichtiger Vorkommnisse aus diesem Jahrzehnt unsere Aufmerksamkeit zuwenden.



Dreißigstes Kapitel.

Die Sacramentschwärmer. Das Marburger Gespräch.

Oben haben wir schon gesehen, daß Carlstadt vom Jahre 1524 an die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl leugnete, und wie die Lehre vom Sacrament des Altars einer der streitigen Punkte zwischen ihm und Luther wurde. Eine ausführliche Widerlegung des Carlstadtschen Irrtums hatte dann Luther in dem zweiten Theil seiner Schrift „Wider die himmlischen Propheten", der im Anfang des Jahres 1525 erschien, ausgehen lassen. Er hatte da von vorne herein diesen Irrtum als ein Stück Schwarmgeisterei bezeichnet, wobei „Frau Hulda, die kluge Vernunft", ihren Antheil habe. Und gerade dies, daß Carlstadt vom klaren Gotteswort abging und die Vernunft als Meisterin über dasselbe setzte, war ihm das Gefährlichste bei Carlstadts Lehre vom Sacrament. „Dr. Carlstadt", schreibt er, „ist nu viel toller worden, denn die Papisten je gewesen sind. Die Papisten haben sich doch allemal gefleißigt, Sprüche aus der Schrift zu führen, wiewohl sie falsch damit sind umgangen. So bekennen die Papisten, daß im Sacrament nicht der Ver-

nunft, sondern Gottes Wort zu folgen sei. Aber Dr. Carlstadt raffelt auf und trägt zusammen alles, was Vernunft hierinnen zeigen, lehren, richten kann." Und wohin eine solche Vernunfttheologie führen müsse, zeigt er an mit den Worten: „Und du sollt sehen, weil sie auf der Bahn gehen, daß sie Gottes Wort wollen nicht mit dem Glauben ehren, oder nach einfältiger Weise der Sprachen annehmen, sondern mit der sophistischen Vernunft und spitzen Subtilitäten messen und meistern, werden sie gar fein dahin kommen, daß sie auch leugnen werden, Christus sei nicht Gott. Denn bei der Vernunft lautet es ja so thöricht: Mensch ist Gott, als: Brot ist Leib. Und weil sie eins leugnen, werden sie gar bald und frisch das Andre auch leugnen. Das suchet auch der Teufel, der sie aus der Schrift in ihre Vernunft geführet hat, daß er alle Ketzerei wieder herein bringe." Und weiter oben heißt es: „Wenn man also mit unserm Glauben will umgehen, daß wir unsern Dünkel zuvor in die Schrift tragen, und darnach dieselbige nach unserm Sinne lenken, und allein darauf sehen, was dem Pöbel und gemeinen Dünkel eben ist, so wird kein Artikel des Glaubens bleiben; denn es ist keiner, der nicht über Vernunft sei von Gott gestellet in der Schrift. Und eben dies eine Ursach ist, die Dr. Carlstadts Irrtum verräth, daß er so von dem Glauben und Gottes Wort redet, daß die Vernunft gern und williglich aufnimmt, die sich sonst wider alle Gottes Wort und Artikel des Glaubens lehnet." So war denn auch an der Art und Weise, wie Carlstadt mit der h. Schrift umging, Luthern besonders dies verwerflich, daß jener die h. Schrift nicht stehen ließ, wie sie steht, sondern entweder davon that oder dazu that, wie es ihm paßte. So weist er in dieser Schrift „wider die himmlischen Propheten" Carlstadts Anwendung des Spruchs: „Das Fleisch ist kein nütze" damit zurück, daß Christus eben nicht sage: „Mein Fleisch ist kein nütze", sondern: Das Fleisch ist kein nütze, womit er offenbar nicht sein Fleisch meine, von dem er vielmehr sage: „Mein Fleisch ist die rechte Speise". Luther stellt hingegen den Grundsatz auf: „Wo die heilige Schrift etwas gründet zu glauben, da soll man nicht weichen von den Worten, wie sie lauten, noch von der Ordnung,

wie sie da stehet, es zwinge denn ein ausgedruckter Artikel des Glaubens, die Wort anders zu deuten oder zu ordnen. Was sollt sonst die Bibel werden?" Wenn deshalb Carlstadt, um sich einer Stelle der Schrift nicht gefangen geben zu müssen, oder sie auf seinen Sinn zu ziehen, was nach dem Zusammenhang der Stelle von leiblicher Gemeinschaft gesagt ist, auf geistliche Gemeinschaft bezogen hat, schickt ihn Luther heim mit den Worten: „Es ist ein gutes feines Fündlein, das ich auch fast wohl könnte, wenn mir ein Spruch zu mächtig wäre, der von leiblichem Thun redet, und schlüge mich auf den Kopf, daß mir das Hirn schwankte, ich zuführe und spräche: Es hat mich nicht troffen, er redet vom geistlichen Thun, und wäre darnach frei, daß ich solcher Deutung dürft keinen Grund beweisen, so wäre es leicht ein himmlischer Prophet zu sein; und wo ich gezwungen würde, Grund zu zeigen, da stehen müßte, wie Butter an der Sonne und ein Schweißlein dafür lassen und sagen: Es deuchte mich so fein und recht sein. Also stehet nun dieser Spruch Pauli wie ein Fels.. Wer nu ein Eisenfresser ist, der beiße ihm eine Scharten; ich will zusehen."

Alles aber, was Luther in der Schrift „wider die himmlischen Propheten" an Carlstadt rügte, fand sich auch bei einem Gegner, den eben diese Schrift nun gegen Luther in die Schranken rief. Dieser Gegner war Zwingli.

Ulrich Zwingli war seit dem 1. Januar 1519 Prediger an dem großen Münster zu Zürich in der Schweiz. Er war früher Pfarrer in Glarus, dann auf zwei italienischen Kriegszügen Feldprediger, nachher Pfarrgehilfe in Einsiedeln gewesen. Auch er hatte kräftig Zeugnis abgelegt gegen den Ablaßunfug, den in der Schweiz der Ablaßkrämer Samson trieb. Vom ersten Tag seiner Thätigkeit in Zürich an hatte er erklärt, daß er die heilige Schrift zur Grundlage seiner Predigt machen wolle, hatte auch gleich angefangen, das Evangelium Matthäi auf der Kanzel auszulegen. In öffentlichen Disputationen hatte er den Rath von Zürich auf seine Seite gebracht, und mit dessen Unterstützung war der öffentliche Gottesdienst nach Zwinglis Sinn umgestaltet worden; man hatte die Processionen und



M. HULDRICUS ZUINGLIUS,
REFORMATOR ET PASTOR
ECCLESIÆ TIGURINÆ.
Obiit a. 1531. die 11 octob. Ætatis 48.

Zwingli, nach einem alten Kupferstich.

das Frohnleichnamsfest abgeschafft, die Communion unter beiderlei Gestalt freigegeben, Mönchen und Nonnen den Austritt aus den Klöstern gestattet; Priester waren in die Ehe getreten; auch Zwingli hatte geheiratet. Auch zu stürmischen Auftritten war es gekommen, und nur durch energisches Einschreiten der Obrigkeit war ein allgemeiner Bildersturm verhütet worden. Doch hatte dann Zwingli mit dem Rath selber zur Entfernung der Bilder und Crucifixe aus den Kirchen die Hand geboten. Am Gründonnerstag 1525 wurde die Messe völlig abgeschafft; an ihre Stelle trat eine Austheilung der Hostien und des Weines an die an ihren Plätzen knieenden Gemeindeglieder, wobei die Prediger und die Gemeindevorsteher die Teller mit Oblaten und den Wein in hölzernen Kelchen in der Kirche herum trugen.

Doch diese sonderbare Art und Weise der Austheilung ist nicht das einzige Eigentümliche, das wir bei dem Zwinglischen Abendmahle finden.

Als Carlstadt mit seiner neuen Abendmahlslehre hervorgetreten war, hatte er mit derselben hie und da Anklang gefunden. So hatte man ja aus Straßburg Luthern gemeldet, daß Carlstadts Darstellung daselbst nicht ohne Eindruck geblieben sei. In Reutlingen war der Pfarrer Hermann auf Carlstadts Seite getreten, während sein College Alber auf Luthers Seite stand. Alber stand nun in Briefwechsel mit Zwingli, und dieser richtete unter dem 16. November einen Brief an den Freund in Reutlingen. Was er früher schon in unbestimmten Ausdrücken gelehrt hatte, das trug er hier deutlicher vor, daß nämlich das Brechen und Essen des Brots im Abendmahl eine sinnbildliche Handlung sei, deren Bedeutung Christus in den Einsetzungsworten angegeben habe; wenn daher Christus spreche: „Das ist mein Leib", so müsse man das Wörtlein „ist" im Sinne von „bedeutet" nehmen. Wie Carlstadt, so stützte auch er seine Lehre mit dem Spruch Joh. 6, 63, der gar nicht vom h. Abendmahl handelt. Auf Betreiben des Verfassers wurde dieser Brief mehr als 500 Personen in Abschriften zugestellt, und eine solche kam auch Luthern in die Hände. Zum

offenen Ausbruch des Kampfes zwischen Luther und Zwingli kam es aber, als Luther seine Schrift „wider die himmlischen Propheten" veröffentlicht hatte. Durch dieselbe fühlte sich auch Zwingli getroffen, und als er im März 1525 sein Buch „Von der wahren und der falschen Religion" herausgab, fand sich in derselben mit eingehender Begründung fast wörtlich, was er in jenem Brief an Alber geschrieben hatte.

Während eines Streites, den Zwingli anläßlich der in diesem Buch vorgetragenen Lehre mit einem Papisten, dem Stadtschreiber am Grüt, auszufechten hatte, glaubte Zwingli im Traum eine besondere Erleuchtung von Gott empfangen zu haben. Am 13. April war es ihm nämlich während des Morgenschlafs, als stehe eine Gestalt bei ihm und frage ihn, warum er seinem Gegner nicht die Worte 2. Mos. 12, 11. entgegenhalte, wo es heiße: „Denn es ist des Herrn Passah." Darüber war er aufgewacht, und mit Dank gegen Gott erinnerte er sich dieses Fingerzeigs; denn es war ihm sofort klar, daß ihm hier auf wunderbare Weise eine Stelle an die Hand gegeben worden sei, in der die Schrift das Wörtlein „ist" für „bedeutet" gebrauche, indem doch offenbar das Passahlamm nicht das Vorübergehen (Passah) des Herrn sei, sondern nur bedeute. Daß diese Erleuchtung nicht von Gott gekommen sein kann, sehen wir schon daraus, daß an jener Stelle die Schrift mit dem Worte „Passah" gar nicht das Vorübergehen des Herrn, sondern das Passahlamm selber meint, also in diesem Spruch nicht nur so wenig wie in einem andern „ist" für „bedeutet" steht, sondern auch gar keine bildliche Rede vorliegt. Zwingli aber blieb fest darauf, daß ihm in jenem Traum eine göttliche Weisung zu theil geworden sei; in einem „Nachtrag" zu seinem oben genannten Buch erzählte er die Geschichte selber und bediente sich von da an mit Vorliebe jener Schriftstelle und ihrer falschen Anwendung in der Vertheidigung seines Irrtums. Dem lateinischen „Nachtrag vom h. Abendmahl" ließ er dann Anfangs 1526 einen „klaren Unterricht vom Nachtmahl Christi" in deutscher Sprache folgen. In diesen Schriften suchte Zwingli theils mit Vernunftgründen nachzu-

weisen, daß eine wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl unmöglich sei, theils mit Hilfe anderer Schriftstellen darzuthun, daß die Einsetzungsworte Christi in bildlichem Sinne zu nehmen seien. Christi Leib, sagte er, sei doch von der Erde geschieden und gen Himmel gefahren, könne also nicht auf Erden sein; denn es sei unmöglich, daß ein wirklicher Leib, wie ihn doch Christus habe, an verschiedenen Orten zugleich sei. Ferner müßte man, wenn Christi Fleisch im Brot des Abendmahls wäre, solches Fleisch auch sehen oder schmecken können. Aus diesen und anderen Gründen sei es klar, daß man in den Einsetzungsworten „ist" für „bedeutet" nehmen müsse, wie auch an andern Stellen der Schrift, z. B. wo Christus sage: „Ich bin der Weinstock" und „Ich bin die Thür zum Schafstall", wo der wahre Sinn sei: „Ich bedeute den Weinstock" u. s. w.

Hier sehen wir also wesentlich dieselben Erscheinungen, die wir bei Carlstadt fanden, nur daß bei Zwingli das Meistern der Schrift durch die Vernunft noch mehr hervor trat. Was aber Luther dem Carlstadt gegenüber von der Gefährlichkeit solcher Vernunfttheologie gesagt hatte, das fand bei Zwingli seine Bestätigung, indem derselbe auch anderen Glaubenslehren in ähnlicher Weise mitspielte wie der Lehre vom heiligen Abendmahl. Schon in seinem Buch „Von der wahren und falschen Religion" und in einer in demselben Jahre veröffentlichten Schrift „Vom Tauf" wollte er keine Wirkung der Taufe auf den Täufling gelten lassen; die Taufe sollte ein bloßes Zeichen der Zugehörigkeit zum Volke Gottes sein. Auch über die Person Christi und sein Erlösungswerk förderte er wundersame Dinge zu Tage, und die Erbsünde bezeichnete er als ein Gebrechen der menschlichen Natur.

Luther erkannte auch sofort den „andern Geist", der aus Zwingli redete, und warnte in seinen Predigten die Zuhörer vor demselben. Mit einer Schrift gegen Zwingli kam zunächst Bugenhagen zum Vorschein. Bald aber zeigte es sich, daß ein kräftigeres Einschreiten geboten sei. Zwingli gewann in Süddeutschland schnell Anhänger, so Capito und Butzer in Straß-

burg, und in Basel ließ Öcolampad eine Schrift in Zwinglischem Geist ausgehen. Auch er leugnete die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im h. Abendmahl. Während aber Carlstadt durch eine falsche Beziehung des Wörtleins „das“, Zwingli durch eine falsche Auffassung des Wörtleins „ist“ den Sinn der Einsetzungsworte verdreht hatte, warf sich der neue Kämpe auf das Wort „Leib“ und erklärte, dasselbe stehe für „Bild oder Zeichen des Leibes“. Auch bei ihm aber war „Frau Hulda, die kluge Vernunft“ nicht damit zufrieden, daß Christi Leib an vielen Orten zugleich sein sollte.

Zu diesen drei falschen Deutungen der Abendmahlsworte kam aber um dieselbe Zeit noch eine vierte durch Caspar Schwenkfeld in Schlesien und seinen Genossen Valentin Krautwald. Diese drehten nämlich die Einsetzungsworte einfach um und behaupteten, Christus habe sagen wollen: „Mein Leib ist dies“, d. i. Brot oder Speise, und: „Mein Blut ist dies“, d. i. Wein oder ein Trank, wie Christus sonst gesagt habe: „Mein Leib ist die rechte Speise und mein Blut ist der rechte Trank.“ — Zwei weitere Deutungsversuche kamen in nächster Zeit hinzu.

Daß Luther dem bunten Treiben der „Sacramentirer“ nicht theilnahmlos zugesehen hatte, werden wir bald sehen. Daß er mit ihren Lehren nichts zu schaffen haben konnte, war ihm sofort klar; er hatte bald erkannt, daß diese Vernunftleute eben so schlimme Feinde der Wahrheit seien wie die Papisten. Daß er nicht schon in einer längeren Schrift gegen Zwingli und seine Genossen hervorgetreten war, hatte vornehmlich zwei Ursachen. Erstens hatte er keine Zeit erübrigen können, und zum andern hatte er sowohl in jener Schrift an die böhmischen Brüder „vom Anbeten des h. Leichnams Christi“ als in seiner Schrift gegen die „himmlischen Propheten“ schon unmißverständlich dargelegt, was er vom Sacrament lehre und glaube. Indessen stand bei ihm fest, daß man zu Zwinglis und Ökolampads Schriften nicht auf die Dauer schweigen dürfe; dies schrieb er auch den Straßburger Predigern Capito und Butzer, die durch freundliches Zureden Luther vom offenen Kampf gegen sie abzuhalten versucht hatten. „Ich bitte meine lieben

Herren von Straßburg," hatte er zu ihrem Boten gesagt, „ja fleißig zu erwägen, daß sie das Licht der Vernunft nicht für das Licht des h. Geistes nehmen. Darin kann man leicht irren, und wo es geschieht, so ist es der Teufel. . Mein Gewissen ist ruhig und sicher auf dem Worte. Sollte es erlaubt sein, so die Schrift zu martern, so würde uns nichts Gewisses mehr übrig bleiben. Ich werde die, welche behaupten, der Leib sei nicht gegenwärtig, immer als außerhalb des Glaubens ansehen. Ich merke wohl, daß sie glauben, ich wolle aus Scham und Stolz nicht weichen; sie täuschen sich ganz gewiß. . Sie sagen, ich sei eben auch ein Mensch. Das gestehe ich, und zwar ein einzelner, und will doch nicht so leicht von der Schrift weichen." So erkannte Luther in Zwingli und seinen Anhängern Feinde, mit denen, so lange sie so standen, kein Friede möglich sei; so wußte er sich ihnen gegenüber verschanzt in der Burg des Wortes Gottes. Jetzt begann es auch von seinen Mauerzinnen zu blitzen.

Öcolampad hatte seine Schrift einer Anzahl seiner Freunde unter den schwäbischen Predigern zugeschickt; anstatt aber sich von ihm gewinnen zu lassen, antworteten sie, vierzehn an der Zahl, an der Spitze Joh. Brenz, mit einem gemeinsamen Gegenzeugnis unter dem Titel „Schwäbisches Syngramma". Zu einer von Agricola besorgten deutschen Ausgabe dieser Schrift verfaßte nun Luther eine Vorrede. „Wohlan," schreibt er da, „sint daß ich noch nicht die Zeit habe, wider diesen Geist insonderheit zu schreiben, will ich mit dieser Vorrede meinen Glauben bezeugen und, wer sich will warnen lassen, treulich rathen, daß sie sich fürsehen für diesen falschen Propheten, welche unsern Gott heißen einen gebackenen Gott, einen bröternen Gott, . . und sind doch indes geduldige, sanfte Leute. . Aufs erste, ist diese Secte so fruchtbar, daß sie inwendig einem Jahr fünf oder sechs Köpfe hat gewonnen. Der erste war Dr. Carlstadt mit seinem Tuto („das"); der andre Huldrich Zwingli mit seinem Significat („bedeutet"); der dritte ist Johannes Öcolampadius mit seiner Figura Corporis (Bild des Leibes); der vierte kehret die Ordnung des Textes um; der fünfte ist auf der Bahn, der versetzet die Worte; der sechste steckt noch in der Geburt

und würfelt die Worte; der siebente wird vielleicht auch etwa kommen und die Karten mengen. Ein Jeglicher will hie Meister werden."

„Darum sage ich mein Urteil; wiewohl sie es hoch verdrießt, so weiß ich dennoch, daß es wahr ist; denn ich kenne in diesem Fall den Glauben und den Teufel wohl. Es sind zween Gründe ihres Irrtums: einer, daß es bei der Vernunft fast ungeschickt Ding sei; der andre, daß unnöthig sei, Christi Leib und Blut im Brot und Wein zu sein. . Darnach nu sie solch gemalte Brillen für den Augen haben, kommen sie zur Schrift getrollt, suchen, wie sie ihren Sinn hinein tragen und die Schrift auf ihre Meinung ziehen. Da hebt sichs denn, da müssen die Wort nicht zu verstehen sein, wie sie von Art lauten, man muß dehnen und biegen." Schließlich kündigt er an: „So mir Gott Zeit giebt, will ich insonderheit davon schreiben."

Dieser Ankündigung gemäß erschien noch in demselben Jahre aus Luthers Feder ein „Sermon von dem Sacrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwarmgeister",*) darin er auf jene „zween Gründe des Irrtums" näher einging. Gegen diesen Sermon setzte Zwingli eine „Fründliche Verglimpfung und Ableinung". Schon aber war Luther mit einer größeren Schrift da, die er unter dem Titel: „Daß diese Worte Christi: ‚das ist mein Leib', noch feststehen, wider die Schwärmgeister" **) im Frühjahr 1527 ausgehen ließ.

„Wie ist doch das Sprichwort so ganz wahr, das man sagt: Der Teufel ist ein Tausendkünstiger." Mit diesen Worten beginnt Luther dieses Buch. Zuerst, sagt er, hat der Satan die Schrift durch mancherlei Irrlehrer zerreißen und verdrehen lassen, bis „niemand sich damit ließ halten, sondern ein Jeder bohrete ihm ein Loch, wo ihm seine Schnauze hin stund"; da habe man gesagt, die Schrift reiche nicht aus, „man müsse der Concilien und Väter Gebot und Auslegung dazu haben". Dann habe der Teufel die Schrift gar unter die Bank gebracht. Jetzt, da die Schrift wieder hervorgebracht sei, habe der Teufel

*) S. „L. V." Bd. 1. S. 5 ff.
**) S. „L. V." Bd. 17. 18., S. 7 ff.

heimlich seines Samens hereingeführt, „daß, weil wir wider Menschentand vorne streiten, sie hinter uns in unser Heer einfielen, Aufruhr anrichteten und wider uns toben, auf daß wir zwischen zwei Feinden desto leichter untergingen".

„Er wirds aber dabei nicht lassen bleiben, sondern fähet am Geringsten an mit den Sacramenten; wiewohl er bereits in demselbigen Stück die Schrift schier in zehn Löcher und Ausflucht zerrissen hat. Er wird aber fortfahren und mehr Artikel angreifen, wie er schon funkelt mit den Augen, daß die Taufe, Erbsünde, Christus nichts sei. Da wird wiederum ein Gerümpel in der Schrift werden, und solche Zwietracht, so viel Rotten, daß wir auch wohl mögen mit S. Paulus sagen: das Geheimnis der Bosheit reget sich schon. . Eben derselbige Teufel ists, der uns jetzt durch die Schwärmer anficht mit Lästerung des heiligen, hochwürdigen Sacraments unsers Herrn Jesu Christi, daraus sie wollen eitel Brot und Wein zum Malzeichen oder Denkzeichen der Christen machen, wie es ihnen träumet und gefällt, und soll nicht des Hern Leib und Blut da sein, wie doch die dürren, hellen Worte dastehen und sagen: Esset, das ist mein Leib; welche Worte noch dastehen fest und ungebissen von ihnen. Ich habe zwar wider den Carlstadt die Sachen mit Fleiß gehandelt, und also, wer nicht Lust hätte zu irren, sollt sich daraus wohl behelfen wider solch Teufelsgespenst. Aber meine lieben Schwärmer verachten mich so herrlich, daß sie mich nicht werth halten, dem sie mit Fleiß sollten antworten. . So will ich nu abermal mich wider den Teufel und seine Schwärmer setzen, nicht um ihretwillen, sondern um der Schwachen und Einfältigen willen. Denn da habe ich keine Hoffnung zu, daß die Lehrer einer Ketzerei oder Schwärmerei sollten bekehret werden. Ja wo das möglich wäre, ist schon bereit so viel geschrieben, daß sie wohl bekehret wären. Es ist noch nie erhört, daß der bekehret sei, der falsche Lehre erfunden hat. . Ob ich nu auch keinen Schwärmermeister bekehre, so solls doch daran nicht mangeln, ob Gott will, daß ich die Wahrheit hell und dürr genug will für ihre Augen stellen und etliche ihrer Schüler abreißen, oder je die Einfältigen und Schwachen stärken und für

ihrem Gift bewahren. Geräth das auch nicht, da Gott für sei, so will ich doch hiemit für Gott und aller Welt bezeuget und bekannt haben, daß ichs mit diesen Sacramentslästerern und Schwärmern nicht halte noch je gehalten habe, noch immermehr halten will, ob Gott will, und will meine Hände gewaschen haben von allem Blut der Seelen, die sie mit solchem Gift Christo abstehlen, verführen und ermorden, denn ich bin unschuldig daran und habe das Meine gethan. ."

„So will ich nu wiederum zu verachten den Teufel auf das Mal nicht mehr denn den einigen Spruch Christi für mich nehmen: ‚Das ist mein Leib', und sehen, was ihm die Schwärmer bisher haben abgebrochen; allermeist darum, weil sie schlüpferig und unstät sind, sich drehen und wenden in tausend Winkel, ob ich sie in Gottes Namen möchte erbitten, daß sie mir auf dem Spruch stünden und richtig antworten. Die andern Sprüche will ich sparen auf ein andermal."

Dann nimmt er den Spruch und der Gegner Einwendungen vor und beleuchtet alles mit solcher Gründlichkeit, daß er in Wahrheit schließen kann mit den Worten:

„Hie laß ichs diesmal, bis sie wieder kommen; denn der Spruch: ‚Das ist mein Leib' stehet noch feste wider alle ihre Schwärmerei, das hab ich, Gott Lob, mit dieser Schrift erhalten auf diesmal. Gott gebe, daß sie sich bekehren zur Wahrheit, wo nicht, daß sie eitel Stricke müssen schreiben, damit sie sich fahen und mir in die Hände kommen. Amen."

Während Luther dies Buch schrieb, war auch Zwingli mit einer Schrift gegen ihn beschäftigt, die er lateinisch unter dem Titel: „Freundliche Auslegung des Handels vom Abendmahl" direct an „Martin Luther" richtete; und als Luthers Schrift „Daß diese Worte u. s. w." in Zwinglis Hände gekommen war, antwortete dieser sofort mit einer deutschen Schrift unter dem Titel: „Daß diese Worte Jesu Christi: das ist mein Leichnam u. s. w., ewiglich den alten einigen Sinn haben werden und M. Luther mit seinem letzten Buch seinen und des Papstes Sinn gar nicht gelehrt noch bewährt hat." Auch Ökolampad trat mit einer Entgegnung hervor, aus der ersichtlich war, daß er so

wenig wie Zwingli durch Luthers Schrift sich hatte überzeugen lassen.

Luther war nach Empfang dieser Schriften gleich mit sich im Reinen, was er thun wollte. Noch einmal wollte er ausführlich und gründlich sowohl seine Lehre als die Einwürfe der Gegner beleuchten und dann diese Gottes Gericht überlassen. So erschien denn im März 1528 sein großes „Bekenntnis vom Abendmahl Christi", dessen Inhalt er selber angiebt mit den Worten:

„Drei Stück will ich hier für mich nehmen in diesem Büchlein. Erstlich die Unsern warnen mit Anzeigung, wie gar nicht dieser Schwärmergeist auf meine Gründe geantwortet habe.

„Zum andern die Stücke handeln, so von dem heiligen Sacrament lehren.

„Zum dritten bekennen alle Artikel meines Glaubens wider diese und alle andere neue Ketzerei, damit sie nicht dermaleins oder nach meinem Tode rühmen möchten, der Luther hätte es mit ihnen gehalten, wie sie schon in etlichen Stücken gethan haben."

Dies Bekenntnis war von allen Schriften Luthers über das h. Abendmahl die ausführlichste, gründlichste, sorgfältigste; er schrieb wie einer, der sein letztes Wort reden will. Mit dem Seufzer: „Schlecht und recht behüte mich" Ps. 25. hat er die Feder angesetzt; den Beschluß macht er mit den Worten: „Was ich hier zu wenig gesagt habe, werden mir meine Büchlein genugsam Zeugen geben, sonderlich die zuletzt sind ausgegangen in vier oder fünf Jahren. Des bitte ich alle frommen Herzen wollten mir Zeugen sein, und für mich bitten, daß ich in solchem Glauben feste möge bestehen und mein Ende beschließen. Denn, da Gott für sei, ob ich aus Anfechtung und Todesnöthen etwas Anders würde sagen, so solls doch nichts sein, und will hiemit öffentlich bekennet haben, daß es unrecht und vom Teufel eingegeben sei. Dazu helfe mir mein Herr und Heiland Jesus Christus, gebenedeiet in Ewigkeit. Amen."

Die Hauptgegner ließen sich auch durch diese Schrift nicht herumbringen; Zwingli und Öcolampad gaben sofort wieder

Gegenschriften heraus, und zwar widmeten sie dieselben dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Kurfürsten Johann von Sachsen. Sie hofften, noch beide Fürsten auf ihre Seite zu bringen, ja Zwingli erwartete, daß in kurzer Zeit ganz Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien ihm beitreten würde. Darin hatte er sich nun allerdings verrechnet. Doch fanden sich immerhin nicht wenige, die es mit ihm hielten, besonders in süddeutschen Städten; Straßburg, Ulm, Konstanz, Lindau schlossen sich in der Lehre den Schweizern an. Der Riß, welchen der Satan zu Stande gebracht hatte, wurde nicht wieder geheilt, und besonders an den Führern ging in Erfüllung, was Luther betrübten Herzens vorausgesagt hatte.

Unter die Fittige der Schweizer flüchtete sich schließlich auch Carlstadt. Derselbe war mit des Kurfürsten Erlaubnis nach Kemberg gezogen und trieb dort einen Handel mit Lebensmitteln. Die Bedingung aber, unter der ihm die Erlaubnis zur Rückkehr nach Sachsen gewährt worden war, daß er nämlich schweigen solle, ward ihm auf die Dauer unerträglich. Als er sah, daß man ihn in Sachsen nicht mehr an die Öffentlichkeit ließ, entwich er, nachdem er in Briefen angefangen hatte, Luthers Lehre zu bekämpfen und zu verhöhnen, mit Zurücklassung seiner Familie heimlich aus Sachsen. Seinen Widerruf hatte er vorher schon zurückgenommen. Jetzt zog er in Holstein und Friesland umher, predigte gegen die Wittenberger und machte nicht wenige abwendig. Mit giftiger Feindschaft wüthete er besonders gegen seinen Wohlthäter Luther. Als es ihm in Friesland nicht mehr geheuer war, zog er nach Straßburg. Später finden wir ihn in Basel und Zürich; Öcolampad und Zwingli sind voll Lobes über ihn und geben ihm das Zeugnis, daß er fern sei von Sectirerei (!) Auch in der Schweiz kam er jedoch lange nicht zur Ruhe, bis er endlich als Prediger und Professor der Theologie in Basel angestellt wurde, wo der frühere Bilderstürmer und neue Laie als gewöhnlicher Zwinglianer seine übrigen Tage verlebte.

Da unter den Städten, welche in Speier mit den lutherischen Fürsten gegen den Reichsabschied protestirt hatten, auch schweizerische Städte wie Straßburg und Ulm waren, so verstehen wir jetzt, welches das zweite Bedenken Luthers gegen das Bündnis war, das die Protestanten verabredet hatten, und über das in Rotach weiter verhandelt werden sollte. Er stellte seinem Kurfürsten vor, daß man durch ein Bündnis mit diesen Leuten auch für ihre falsche Lehre eintrete und sich fremder Sünden theilhaftig mache. Melanchthon, der sich in Speier zur Zulassung der Zwinglianer verstanden hatte, sah seinen Fehler ein und stand jetzt mit den übrigen Wittenberger Theologen ganz auf Luthers Seite; auch die Nürnberger Theologen und der Magistrat jener Stadt erkannten, daß man nicht ohne Sünde sich mit den Zwinglianern verbinden könne. So war auch Kurfürst Johann von der Richtigkeit des Standpunktes seiner Theologen überzeugt und handelte demgemäß. Er sandte zwar seine Vertreter nach Rotach, aber mit der strengen Weisung, bloß zuzuhören und ihm Bericht zu erstatten. Die Folge war, daß man in Rotach nichts zuwege brachte. Eine zweite Versammlung, die in Schwabach abgehalten werden sollte, kam gar nicht zustande, und die Abgeordneten von Straßburg und Ulm, die doch erschienen, hatten ihre weite Reise umsonst gemacht. Auch briefliche Verhandlungen, die der Landgraf mit dem Kurfürsten pflog, vermochten nicht, diesen umzustimmen.

Indessen hatte aber Philipp, dem dieser Widerstand nicht unerwartet kam, schon Schritte gethan, die zur Erreichung seines Zieles, die Oberländer mit in das Bündnis zu bringen, führen sollten. Schon in Speier hatte er, als die Bedenken gegen ein Zusammengehen mit den Schweizerischen laut geworden waren, an einen Versuch zur Versöhnung der beiden Parteien gedacht und gegen Zwingli brieflich, gegen Melanchthon mündlich diesen Gedanken geäußert. Melanchthon hatte gleich seine Bedenken gegen eine Unterredung mit Zwingli, wie sie der Landgraf vorschlug, ausgesprochen, und als er auch bei Luthern entschiedene Abneigung

fand, theilte er brieflich seine Bedenken dem Kurfürsten mit.

Anders standen die Schweizer und ihre Genossen zu dem Plan. Sie zählten den Landgrafen schon halb zu den Ihrigen und hofften, durch ein Gespräch in seiner Gegenwart ihn gänzlich auf ihre Seite zu bringen. Ja ihre Hoffnungen gingen, wie oben gesagt, noch weiter. Eine Überschätzung der Bedeutung Philipps im Rathe der evangelischen Fürsten ließ sie hoffen, daß eine Gewinnung des Hessen auch die des sächsischen Kurfürsten und des Markgrafen von Brandenburg nach sich ziehen würde. Die Bereitwilligkeit Zwinglis zum Eingehen auf des Landgrafen Pläne war aber besonders noch darin begründet, daß Zwingli und Philipp in zwei Stücken einander sehr ähnlich waren; beide waren nämlich Politiker, wie ja Luthern immer vor des Landgrafen politischen Machereien bangte und Zwingli seine Politik das Leben gekostet hat — und beide hatten kein zartes Gewissen für Unterschiede in Lehre und Glauben, eine Eigenschaft, die sich auch bei den Straßburgern fand, die ja schon früher bei Luther auf ein stillschweigendes Zudecken des Lehrunterschiedes angetragen hatten, und denen auch jetzt ein Bündnis mit den Lutheranern auch ohne vorherige Einigung in der Lehre nicht anstößig gewesen wäre.

Die Wittenberger Theologen kannten ja Philipp von Hessen hinreichend, um zu wissen, daß ihr Verhalten nicht nach seinem Sinn sei, und hätten am liebsten gesehen, daß ihnen ihr Kurfürst die Theilnahme an dem Colloquium untersagt hätte. Dieser Fürst aber konnte, so entschieden er die Stimmung seiner Theologen theilte, dem Drängen des Landgrafen kein beharrliches Nein entgegensetzen, und mit seiner Zustimmung ließ nun Philipp an die Theologen eine förmliche Einladung zu einem „freundlichen undisputirlichen Gespräch“ ergehen, das auf Michaelis in seinem Schloß zu Marburg abgehalten werden sollte. Luther hatte immer noch keine Hoffnung, daß ein solches Gespräch fruchtbringend sein werde. Er hatte schon vor zehn Jahren in Leipzig erfahren, daß solche Verhandlungen zwischen ausgesprochenen Gegnern wenig Nutzen

und mancherlei Nachtheil im Gefolge hätten. Doch er mochte nicht als derjenige erscheinen, der dem Frieden abhold sei, und gab mit Widerstreben dem fortgesetzten Drängen des Landgrafen nach. Er wolle ihm, schrieb er,*) solchen verlorenen Dienst erweisen; er wisse wohl, daß er jenen nicht weichen werde; und wo sie nicht wichen, so würden sie von einander scheiden ohne Frucht.

Zwingli, welcher fürchtete, der Rath von Zürich möchte ihn von der gefährlichen Reise durch feindlich katholisches Gebiet nach Deutschland zurückhalten, machte sich ohne Urlaub, ohne selbst seiner Frau etwas davon zu sagen, unter dem Schatten der sinkenden Nacht auf den Weg und reiste über Basel, wo er Öcolampad, und Straßburg, wo er Butzer, Hedio und den Rathsherrn Sturm mitnahm, nach Marburg, wo er am 29. September ankam. Am Tage darauf kamen auch die Wittenberger, Luther, Melanchthon, Cruciger, und Mykonius aus Gotha an. Luther war im Gasthof zum Bären abgestiegen, folgte aber wie die Übrigen der Einladung des Landgrafen, der alle Geladenen auf seinem Schloß glänzend beherbergte. Als Luther die Schloßtreppe hinaufging, soll er auf jeder Stufe lateinisch die Worte gesprochen haben: „das ist, das ist", als wollte er sich dieselben recht vor die Augen stellen. Zwei Tage nach den Wittenbergern kam aus Nürnberg Osiander, aus Schwäbisch Hall Brenz, aus Augsburg Stephan Agricola. Außer ihnen kamen noch zahlreiche Gäste, die dem Gespräch beiwohnen wollten. Auch Carlstadt hatte um Zulassung nachgesucht; der Landgraf aber hatte dieselbe von der Zustimmung der Wittenberger abhängig gemacht, und diese hatten abgeschlagen.

Nachdem gleich am Tage nach der Ankunft der Wittenberger der Landgraf ein vorläufiges Gespräch zwischen den Führern der beiden Theile, und zwar zwischen Luther und Öcolampad und zwischen Melanchthon und Zwingli veranstaltet hatte, fand am 2. und 3. October das eigentliche Collo-

*) S. „L. V." Bd. 7, S. 138 ff.

quium statt. Zwingli hatte beantragt, daß allen, die zuhören wollten, solches gestattet sein solle. Luther aber hatte dagegen seine gerechten Bedenken; er wußte, daß zur rechten Würdigung dessen, was bei einem solchen Gespräch auf beiden Seiten geredet wird, geübte Sinne gehören, besonders wo, wie in jenem Falle, die Argumente der einen Seite die Vernunft leicht für sich gewinnen, und es ist gerade Luthern gegenüber eine lächerliche Behauptung, wenn man, wie das viel geschehen ist, sagt, er habe seiner Sache selber nicht getraut. Wie sehr er vielmehr darauf bedacht war, daß die Zuhörer einen möglichst klaren Einblick in die Verhandlungen gewinnen möchten, geht daraus hervor, daß, während Zwingli die lateinische Sprache gebraucht wissen wollte, mit der einige der Herren, die man nicht ausschließen konnte, weniger, vielleicht gar nicht vertraut waren, Luther für den Gebrauch der deutschen Sprache stimmte, die allen verständlich war. So entschied denn auch der Landgraf für Beschränkung der Zuhörerschaft und für die deutsche Sprache.

In einem der schönsten Zimmer im Schloß wurde am 2. October früh um sechs Uhr das eigentliche Gespräch mit einer Rede des Kanzlers Feige an die Theilnehmer der Unterredung eröffnet. Dann ergriff Luther, der mit Melanchthon, Zwingli und Öcolampad an einem besonderen Tische saß, zuerst das Wort. Er wollte, daß man mit aller Gründlichkeit zu Werke gehe und nicht bloß den Artikel vom heiligen Abendmahl, sondern die ganze Summa der christlichen Lehre vornehme; er wollte von vorne herein klar gestellt wissen, daß er nicht nur in dem Hauptpunkt des Streits, sondern, wie er in seinen Schriften ausgeführt hatte, auch in anderen Stücken der Lehre bei den Gegnern nicht alles sauber gefunden habe. Doch Zwingli berief sich darauf, daß er die übrigen Stücke schon mit Melanchthon erörtert habe, und daß ja die Versammlung um des Abendmahlsstreits willen berufen sei; Öcolampad hingegen erklärte, er wisse nur in Betreff der Abendmahlslehre von einem Unterschied zwischen sich und den Wittenbergern. So ging man denn gleich zu diesem Punkt über. Für die Wittenberger führte

Luther das Wort; nur hie und da griffen Melanchthon und Brenz mit kurzen Bemerkungen ein. Auf der andern Seite redeten abwechselnd Zwingli und Öcolampad. Als man jetzt zur Besprechung der Lehre vom heiligen Abendmahl schritt und Luther wieder das Wort ergreifen wollte, zog er aus der Tasche ein Stück Kreide, hob die Sammetdecke des Tisches auf und schrieb auf denselben mit deutlichen Buchstaben die Worte: „Das ist mein Leib." Diese Worte standen ihm fest und sollten auch stehen bleiben; von ihnen wollte er sich durch nichts abbringen lassen. Zwingli und Öcolampad hingegen hielten ihm immer wieder neben den Reden Jesu Joh. 6., die sie ganz verkehrt anwendeten, ihre Vernunftgründe vor, wie daß Jesu Leib, wenn er ein wahrer Leib sei, nicht an vielen Orten zugleich sein könne, und daß der leibliche Genuß des Leibes und Blutes Christi unnöthig sei; dafür aber, daß die Worte: „Das ist mein Leib" figürlich zu verstehen seien, wiesen sie wieder hin auf andere Stellen, an denen die Schrift figürlich rede; das nannten sie Luthers Erklärung an der h. Schrift prüfen. Luther hingegen blieb dabei, daß die Sacramentsworte gar keiner Erklärung bedürften, sondern zu nehmen seien, wie sie lauten; daß man nicht darnach gehen dürfe, was sie besagen könnten, sondern was sie wirklich besagten; daß man es Christo überlassen müsse, wie er mit seinem Leib und Blut im Abendmahl gegenwärtig sein könne, und seiner Allmacht zutrauen, daß er, was er in den Einsetzungsworten zugesagt habe, auch wahr mache. Die „eherne Mauer", welche sich Zwingli aus den Worten Joh. 6, „das Fleisch ist kein nütze", immer wieder machen wollte, zerschlug ihm Luther mit dem einen Wörtlein „mein", indem eben Christus nicht sage: „Mein Fleisch ist kein nütze", und es eine schreckliche Rede sei, wenn man sage, Christi Fleisch sei kein nütze. Auch mit Stellen der alten Kirchenlehrer ließ sich Luther nicht binden; man dürfe, sagte er, um der Väter willen Gottes Wort nicht fahren lassen.

So wurde den ganzen Samstag und Sonntag hin und her disputirt. Nur in den Morgenstunden des Sonntags trat eine Unterbrechung ein, indem Gottesdienst gehalten wurde, wobei

Luther nach Anleitung des Evangeliums ohne Bezugnahme auf den Lehrstreit klar und gewaltig von der Gerechtigkeit durch den Glauben predigte. Noch während des Vormittags wurde das Lehrgespräch fortgesetzt, und erst als der Abend hereinbrach und man sah, daß es zu keiner Einigung kommen werde, brachte man die Disputation zum Abschluß. Während der Verhandlungen hatten die Redenden von beiden Seiten sich großer Mäßigung befleißigt; „Liebster Herr“, „Herr Doctor“, „Euer Lieben“, waren Anreden, deren man sich bediente. Nur einmal war Luther heftig geworden. Als er nämlich bezüglich der Stelle Johannes 6., die Zwingli wieder beibrachte, wieder erklärt hatte, dieselbe gehöre nicht hieher, hatte Zwingli ihm entgegnet: „Nein, Herr Doctor, das Ort bricht Euch den Hals!“ Das hatte Luthern vor den Kopf gestoßen, und er war aufgefahren und hatte scharf erwidert, sie seien jetzt nicht in der Schweiz, sondern in Hessen, da breche man nicht also die Hälse. Doch Zwingli hatte begütigend seinen Ausdruck als eine Redensart bezeichnet, deren man sich in seiner Heimat bediene, und auch der Landgraf hatte ein besänftigendes Wort dazu gegeben. Jetzt, da das Gespräch abgebrochen werden sollte, erklärte Luther nochmals, er bleibe bei seinem Glauben; Zwingli möge ihm verzeihen, wenn er etwa zu heftig gewesen sei, er sei eben auch von Fleisch und Blut. Zwingli wiederum bat auch Luther, ihm die entfahrene Heftigkeit zu verzeihen, und betheuerte, wie er stets auf Frieden und Eintracht bedacht gewesen sei. Dabei kamen ihm die Thränen in die Augen. So hatte man äußerlich freundlich abgeschlossen; die Kluft aber war nicht ausgefüllt, und auch das hatte man sich gegenseitig ausgesprochen. An den Dank für der Gegner Artigkeit schloß Luther die Abschiedsworte: „Wir wollen euch fahren lassen und dem gerechten Gerichte Gottes befehlen; der wird es wohl finden, wer recht hat. — Bittet Gott, daß er euch bekehre.“ „Bittet auch ihr Gott“, fuhr Öcolampad dazwischen, „denn ihr habt dessen ebenso vonnöthen“.

Jetzt stand noch der Rathsherr Sturm von Straßburg auf und wandte sich an den Landgrafen, der dem ganzen Gespräch

mit großer Aufmerksamkeit beigewohnt hatte. „Hochgeborener Fürst, Gnädiger Herr", sprach er, „Dr. Luther hat in dem Beginn des Gesprächs einiges vorgebracht, das von etwelchen einer löblichen Stadt Straßburg zum Unglimpf und Vorwurf gedeutet werden könnte, wie wenn bei uns nicht recht gelehrt würde von der Dreifaltigkeit, der Erbsünde, der Rechtfertigung durch den Glauben und anderem mehr. Wenn ich nun schwiege, so würden wir, die wir mit Rathsbeschluß hieher abgeordnet, nach Hause zurückkehren nicht allein mit einem, sondern mit zwei und mehrern Irrtümern beschuldigt und belastet. Ich begehre also an Ew. Fürstl. Gnade, daß sie Martin Butzern vergönne, auf diese Anklage zu antworten. Das geschah, und nachdem Butzer dargelegt hatte, was man zu Straßburg in den genannten Stücken lehre, sollte ihm Luther Zeugnis geben, daß solches recht sei. Doch Luther erklärte, er wolle nicht der Straßburger Präceptor sein und könne solch ein Zeugnis nicht geben, wisse nicht, wie es mißbraucht werden möchte. Als dann Butzer ihn ebenfalls bittend fragte, ob er sie nicht als Brüder annehmen wolle, entgegnete Luther, das könne er nicht, jene hätten einen andern Geist als er; denn wenn man an einem Orte Christi Wort einfältig glaube, am andern solchen Glauben tadle und schmähe, so könne das nicht einerlei Geist sein.

Gerne hätte der Landgraf das Gespräch noch fortsetzen lassen. War doch das, war er hatte erreicht sehen wollen, nicht erreicht worden. Aber er mußte wohl einsehen, daß nicht viel mehr zu erwarten stand. Dazu hörte man eben jetzt, daß eine gefährliche Seuche, der englische Schweiß genannt, im Anzuge sei. So beschloß er denn, nachträglich durch Privatverhandlungen seine Versuche fortzusetzen, und ließ die Versammlung aufheben.

Ehe aber die Theologen von Marburg heimwärts zogen, war es dem Landgrafen gelungen, ihre Namen unter ein gemeinsames Bekenntnis zu bringen. Am 4. October schrieb Luther an seine Frau:

„Lieber Herr Käth, wisset, daß unser freundlich Gespräch zu Marburg ein Ende hat, und seind fast in allen Stücken eins,

ohne daß der Widertheil wollten eitel Brot im Abendmahl behalten und Christum geistlich darinnen gegenwärtig bekennen. Heute handelt der Landgraf, ob wir könnten eins werden, oder doch gleichwohl, so wir uneins bleiben, dennoch Brüder und Christi Glieder unter einander uns halten. Da arbeitet der Landgraf heftig. Aber wir wollen des Brüderns und Gliederns nicht; friedlich und guts wollen wir wohl."

So war es. Nachdem Philipp am Sonntag Abend noch mit den Einzelnen verhandelt hatte, brachte er die Parteien am Montag noch einmal zusammen, und Luther ließ sich bereit finden, eine Reihe Artikel aufzusetzen, in denen man sich einig erklären könnte. So kamen die fünfzehn Marburger Artikel zustande; sie handelten von der Dreieinigkeit, der Person Christi, der Erbsünde, dem Glauben und der Rechtfertigung, dem Worte Gottes, der Taufe, guten Werken, der Beichte, der Obrigkeit, den Ceremonien, der Kindertaufe und dem heiligen Abendmahl. Klar und deutlich, jedoch ohne Schroffheit, hatte Luther die Worte gewählt und gestellt. Der letzte Artikel lautete: „Zum fünfzehnten glauben wir und halten alle von dem Abendmahl unsers lieben Herrn Jesu Christi, daß man beide Gestalt nach der Einsetzung brauchen soll, daß auch die Messe nicht ein Werk ist, damit einer dem Andern, Tod und Lebendig, Gnade erlange; daß auch das Sacrament des Altars sei ein Sacrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi, und die geistliche Nießung desselbigen Leibes und Blutes einem jeglichen Christen vornehmlich vonnöthen; desgleichen den Brauch des Sacraments, wie das Wort von Gott dem allmächtigen gegeben und geordnet sei, damit die schwachen Gewissen zum Glauben und Lieb zu bewegen durch den H. Geist."

Das waren also die Artikel, in denen man sich einig erklärte, und der Landgraf meinte nun doch noch zum Ziele gelangt zu sein; es fehlte nach seiner Ansicht nur noch, daß sich die Parteien auch förmlich als Brüder anerkennten, und dahin arbeitete er, wie es in dem Brief heißt, heftig. Auch Zwingli und seine Freunde baten dringend um solche Anerkennung, und mit Thränen bot Zwingli die Bruderhand dar. Luther aber

konnte über die noch vorhandene Kluft hinweg keine Bruderhand reichen; er hätte damit dasselbe gethan, was er jetzt an den Schweizerischen rügte, daß sie nämlich solche, deren Lehre sie verwarfen, als Brüder ansehen wollten; sie müßten selber, sagte er, auf ihre Lehre nicht viel halten. Ihm war seine Lehre göttliche Wahrheit, und er konnte solche nicht Brüder nennen, die angesichts des klaren Schriftworts dieselbe beharrlich als falsch von sich wiesen. Er blieb dabei: „Ihr habt einen andern Geist als wir", und wies die Bruderhand zurück. Gott lohne es ihm, dem treuen Zeugen der Wahrheit, der ohne Rücksicht auf Menschenfreundschaft und Fürstengunst dem göttlichen Wort die Ehre gab. Wäre Luther dort in Marburg weich geworden und gewichen, so hätte er damit einen Strich durch die Arbeit seines Lebens gemacht, sich aus der Burg, in welcher er dem Papsttum getrotzt hatte, schmählich vertreiben lassen. Er hätte die Herrschaft über Gottes Wort, die er dem Papst und den Concilien siegreich abgesprochen hatte, der menschlichen Vernunft zugesprochen. Die Worte seines Heldenlieds: „Das Wort sie sollen lassen stahn", hätten nun aus seinem Munde wie bitterer Hohn geklungen.

Seine Standhaftigkeit wurde Luthern durch seine Brüder nicht erschwert; sie waren ganz seines Sinnes. Als Schlußsatz wurden unter die fünfzehn Artikel die Worte gesetzt:

„Wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe, so fern Jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle. Amen." Auf der Einrückung der Worte: „so fern Jedes Gewissen immer leiden kann", hatten die Lutheraner bestanden, und Luther wollte unter der erzeigten Liebe nur die Liebe verstanden wissen, die ein Christ auch den Feinden schuldig sei. Doch brachte der Landgraf noch das Übereinkommen zustande, daß der heftige Federkrieg nicht erneuert werden solle, und dies sah Luther selber als einen Gewinn an. Die Marburger Artikel wurden sofort in

Druck gegeben, nachdem die eigenhändigen Unterschriften noch am 4. October darunter gesetzt worden waren.

Über den Verlauf und den Abschluß des Gesprächs stattete Luther seiner Gemeinde zu Wittenberg von der Kanzel Bericht ab. Er rühmte die Freundlichkeit seiner Gegner und daß es viel besser gegangen sei, als sie erwartet hätten. „Aber", sagte er, „daß allda sei wahrhaftig und leiblich Christi Leib und Blut, das können sie noch nicht glauben. . Brüderschaft haben sie von uns begehrt, die haben wir ihnen auf diesmal abgeschlagen und nicht zusagen können. Denn wenn wir sie für Brüder und Schwestern annehmen, so müßten wir verwilligen in ihre Lehre. Wiewohl man dieses Abschlagen nicht gerne gesehen und vorgab, man sollte die Liebe gegen sie erzeigen, bis sie Gott auch wieder herzu brächte; denn wir auch unsere Feinde lieben sollten. Nun, wer es übel auslegen will, der mag es thun; wer auch mehr ausrichten kann, der richte es aus. Sie bleiben auf ihrer Meinung; Gott wolle sie erleuchten; wiewohl sie sich flicken und schmücken und nachgelassen haben, daß sie nicht verleugnen, daß nicht der wahre Leib und Blut Christi da sei, welches denn lautet, gleich als hielten sie es mit uns. Sie bekennen, daß die zum Abendmahl gehen, genießen allein wahrhaftig des Leibes und Blutes Christi, aber geistlich, daß sie Christum im Herzen haben; leiblich zu genießen, das wollen sie nicht zulassen; das haben wir auf ihr Gewissen geschoben. Denn wir haben Gottes Wort und Text für uns, den sie nicht haben. Darum stehet die Sache in einer guten Hoffnung. Ich sage nicht, daß eine brüderliche Einigkeit, sondern eine gütige, freundliche Eintracht sei, daß sie freundlich bei uns suchen, was ihnen fehlet, und wir wieder ihnen dienen. Wo ihr nun fleißig werdet bitten, wird sie auch brüderlich werden."

Anders lauteten die Berichte der Gegner; sie rühmten sich, wie Luther vorhergesagt hatte, sie hätten die Wittenberger zu Marburg überwunden. Damit stimmte freilich schlecht, daß sie von ihren eigenen Anhängern Nackenschläge bekamen wegen der Zugeständnisse, die sie den Wittenbergern laut der Marburger Artikel gemacht hätten.

Disser hernach geschriben artickl haben sich di hernach geschribene zu Marpurgk verglichen
3a Octobris AC xxix

Luther

Martinus

Justus Jonas

Philippus Melanchthon

Andreas Osiander

Stephanus agricola

Joannes Brentius

Ioannes Oecolampadius ss

Huldrychus Zuinglius

Martinus bucerus

Caspar Hedio

Facsimile der Überschrift und der Unterschriften der Marburger Artikel.

Einunddreißigstes Kapitel.

Koburg und Augsburg.

Philipp von Hessen hatte also seinen Zweck nicht erreicht. In Schwabach trat zwar noch im October wieder ein Convent der Evangelischen zusammen. Hier aber erschienen die kursächsischen und markgräflich brandenburgischen Gesandten mit einem Bekenntnis, von dessen Unterschreibung sie auf Anordnung ihrer Fürsten die Zugehörigkeit zum Bündnis abhängig machten. Diese Artikel, siebzehn an der Zahl, die seither als die „Schwabacher Artikel" *) bekannt sind, hatte Luther auf der Heimreise von Marburg den beiden Fürsten, die ihn nach Schleiz bestellt hatten, daselbst aus den Marburger Sätzen gearbeitet. Da hier im 10. Artikel die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im h. Abendmahl klar und scharf bekannt war, so traten die Städte Straßburg und Ulm vom Bündnis zurück, und bei einer neuen Versammlung zu Schmalkalden, die im November gehalten wurde, mußte der Landgraf die Erfolglosigkeit seiner Versuche einsehen, den Plan fallen lassen und sich begnügen mit einem Bündnis der Lutheraner.

---

*) S. „L. D." Bd. 17. 18., S. 266 ff.

Doch auch dieses Bündnis verlor für ihn seinen Werth durch die Haltung, welche wiederum auf Luthers Unterweisung hin der Kurfürst zu der Frage einnahm, ob man dem Kaiser bewaffneten Widerstand entgegensetzen dürfe. Diese Frage beantwortete Luther in mehreren Gutachten mit entschiedenem Nein, und seine Begründung war der Art, daß der Kurfürst sich dadurch in seinem Gewissen gebunden sah. So lange der Kaiser Kaiser ist, muß ihm als Kaiser die Gewalt gelassen werden; erst wenn er abgesetzt wäre, hätte er die Gewalt verloren. Der Grundsatz, daß man Gewalt mit Gewalt vertreiben dürfe, gilt nicht; denn es darf niemand sein eigener Richter sein, und wenn der Kaiser zum Verfolger werden will, so dürfen wir uns ihm nicht widersetzen, so wenig ihm andrerseits ein Fürst zur Verfolgung seiner Unterthanen behilflich sein darf. Durch stille sein und hoffen sollen wir stark sein. — Das waren Gedanken, die Luther in seinen Gutachten ausführte, und die der Kurfürst als recht anerkannte. Wie er stand auch der Markgraf von Brandenburg und die Stadt Nürnberg mit ihren Theologen, und so ließ man das Waffenbündnis liegen und wartete im Vertrauen auf Gott, was der Kaiser, von dem man des Schlimmsten gewärtig sein konnte, beginnen würde.

Wie kräftig Luther, wenn er es für recht gehalten hätte, auch zum Krieg gegen den Kaiser hätte auffordern können, das zeigte er, als gleich nach den Tagen von Marburg die Kunde von der schrecklichen Belagerung der Stadt Wien durch die Türken Deutschland erschütterte. Da ließ Luther eine gewaltige „Heerpredigt wider den Türken“ ausgehen, worin er die Deutschen, „Jung und Alt, Mann und Weib, Knecht und Magd“ aufforderte, sich zu wehren und Hab und Gut, Leib und Leben gegen den grausamen Feind in Gottes Namen zu wagen. Ohne Rückhalt forderte er hier alle auf, dem Kaiser zur Seite zu stehen, obschon auch ihm der Gedanke nicht unbekannt war, daß die Hand, welche der Kaiser durch Besiegung der Türken frei bekommen würde, wohl gegen die Evangelischen möchte gerichtet werden. Ja als Philipp von Hessen wirklich aus der Türkennoth Vortheil ziehen und dem Kaiser die Hilfe versagt wissen

wollte, bis er den Evangelischen Frieden zugesichert hätte, ließ Luther sich darauf gar nicht ein. Er streute ruhig seinen Samen aus und bestellte durch Fortsetzung der angefangenen Visitation sein geistliches Ackerwerk und überließ es Gott, was er für Wetter geben wollte.



Am 24. Februar 1530 wurde Karl V. in Bologna feierlich zum römischen Kaiser gekrönt und leistete dabei den Eid, der ihn als Schutzherrn des päpstlichen Stuhls auftreten hieß. Dennoch lautete das Ausschreiben, wodurch er von seiner Krönungsstadt aus am 21. Januar auf den 8. April einen Reichstag nach Augsburg berufen hatte, in hohem Grade versöhnlich. „Kaiser Karl wird selbst in Augsburg sein, um alles friedlich beizulegen", schrieb Luther an einen Freund. Hatte doch der Kaiser in seinem Erlaß empfohlen, „Widerwillen zu lassen, vergangene Irrsal unserm Seligmacher zu ergeben, und Fleiß anzukehren, alle eines Jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung zwischen uns selbst in Liebe und Gütlichkeit zu hören, zu verstehen und zu vergleichen." Auch hatte des Kaisers Bruder mit dem Kurfürsten Johann Verhandlungen angeknüpft, die auf einen gütlichen Vergleich abzielen sollten. Wie ernst es aber hiemit gemeint war, erfahren wir aus Ferdinands eigenen Briefen, wenn er z. B. an den Kaiser schrieb: „Ich werde so lange wie möglich verhandeln und nichts abschließen; selbst wenn ich aber etwas abgeschlossen hätte, so würden sich doch noch genug Vorwände finden zu ihrer Züchtigung." Doch so wenig die Evangelischen Gutes und Liebes erwarten konnten, so hielt es der fromme Kurfürst für seine Pflicht, die Gelegenheit zu einem offenen Bekenntnis vor Kaiser und Reich nicht unbenutzt zu lassen. Er forderte deshalb am 12. März, gleich am Tage nach Empfang der Einladung zum Reichstag, die ihm glaubensverwandten Fürsten brieflich auf, persönlich mit ihm in Augsburg zu erscheinen. Tags darauf wies er seine Wittenberger Theologen Luther, Melanchthon, Jonas und

Bugenhagen, an, „weil vielleicht solcher Reichstag an eines Concilii Statt gehalten werden wolle,“ nach Anleitung des kaiserlichen Ausschreibens die Artikel, „darum sich angezeigter Zwiespalt . . erheldet“, aufzusetzen und ihm am Sonntag Oculi persönlich zu überreichen, damit er und seine Glaubensgenossen wissen könnten, was sie auf dem Reichstag mit gutem Gewissen zugeben möchten. Wie die Wittenberger, mit Ausnahme Bugenhagens, der als Pfarrer daheim bleiben sollte, wurden auch die Theologen Agricola und Spalatin aufgefordert, sich dem Kurfürsten bei seinem Aufbruch nach Augsburg anzuschließen; falls es den Predigern nicht gestattet werden sollte auf dem Reichstag zu erscheinen, sollten sie, sonderlich Doctor Martinus, in Koburg bleiben, damit der Fürst „so viel eher in vorfallenden Dingen eilends bei ihnen Raths und ihr Bedenken zu erholen habe.“

Sofort wurde Jonas, der noch auf Visitationsreisen war, zurückgerufen, und die Wittenberger machten sich an ihre Arbeit, deren Frucht sie einige Tage nach dem festgesetzten Termin in Gestalt einzelner Aufsätze, wohl mit Beifügung jener Marburg-Schwabacher Artikel, dem Fürsten in Torgau übergaben.

Von hier brach am 3. April der Kurfürst mit seinem Gefolge auf; am 15. kamen sie in Koburg an. Daselbst wurde zunächst Ostern gefeiert, wobei Luther am ersten Festtag zweimal, am zweiten einmal predigte. Melanchthon benutzte die Zeit des Koburger Aufenthalts gleich fleißig zur Ausarbeitung des Bekenntnisses, dem er die Torgauer Artikel zu Grunde legte. Als dann am 23. April der Fürst weiter zog auf Augsberg zu, wo er einem Schreiben des Kaisers gemäß noch vor Ende des Monats eintreffen sollte, zogen Melanchthon, Jonas, Spalatin und Agricola mit. Am liebsten hätte der Fürst auch Luther mitgenommen. Doch er durfte es nicht wagen. Daß das Erscheinen des Geächteten in Augsburg große Ungelegenheiten bereiten würde, ließ sich schon daraus abnehmen, daß diese Stadt in dem Geleitsbrief, den sie dem Kurfürsten und allen seinen Begleitern ausstellte, Luther ausnahm, wenn es da hieß: „Doch nehmen wir hierin aus, ob seine Kurf. Gn. je-

mand bei sich hätten und allhieher bringen würden, der oder die Kais. Maj. und des heiligen Reichs aufgerichteten Landfrieden verbrochen und in Straf oder Pönfal desselben gefallen wären, die wir zu vergleichen nicht Macht haben." Um ihn jedoch in der Nähe zu haben und sich seines Raths bedienen zu können, verordnete der Fürst, daß Luther zu Koburg bleiben solle, und während die Übrigen weiterzogen, wurde Doctor Martinus im Dunkel des frühen Morgens auf die Feste über der Stadt gebracht, wo er, wie einst auf der Wartburg, in stiller Verborgenheit sich wieder einen Bart sollte wachsen lassen.

Auf der Burg hatte man dem werthen Gast das größte Haus eingeräumt, zu dessen Gemächern er alle Schlüssel hatte. Noch zeigt man das Zimmer, welches er sich zum Wohnzimmer wählte. Für gute Bewirthung hatte der um seines Doctors Gesundheit besorgte Fürst aufs beste gesorgt.

Als Gesellschafter war ihm sein Wittenberger Tischgenosse, der vierundzwanzigjährige Magister Veit Dietrich beigegeben. Außer diesem war noch Cyriakus Kaufmann, ein Schwestersohn Luthers, der in Wittenberg studirte, bei ihm. Neben diesen stillen Gästen war dann noch eine kleine Besatzung auf der Burg, Landsknechte, die ihre Anwesenheit öfters durch solchen Lärm zu erkennen gaben, daß sich Luther mit Gewalt die für seine Arbeiten erforderliche Ruhe verschaffen mußte.

Über die Arbeiten, mit denen er seine Zeit ausfüllen wollte, schrieb Luther gleich am ersten Tag seines Aufenthalts auf der Koburg: „Wir sind auf unserm Sinai angekommen; wir wollen aber daraus ein Zion machen und hier drei Hütten bauen, dem Psalter eine, den Propheten eine und dem Äsop eine."

Da ihm sein Koffer mit den Büchern noch nicht nachgeschickt war, so konnte er an jenem Tage noch nicht gleich seine Hütten in Angriff nehmen. Er hielt also zuerst einmal Umschau in seiner neuen Umgebung, die er in seinen Briefen „die Einöde", „die Wüste", oder den Namen Coburg rückwärts schreibend „Gruboc" nannte. Auch „aus dem Reich der Vögel" oder „aus dem Reichstag der Malztürken" ließ er sich vernehmen, da das Heer der Dohlen und Krähen und anderer

Vögel, die vor seinen Augen ihr Spiel trieben, besonders seine Aufmerksamkeit erregte. „Es sind große mächtige Herren," schreibt er; „was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gersten, Hafern, Malz und allerlei Korn, und wird mancher Ritter hie werden und große Thaten hie thun. Also sitzen wir hier im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren samt anderen Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehre stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal auf einen Zaunstecken gespießet wären. Ich halt aber, es sei nichts anders, denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Schreiben und Predigen; die muß ich alle auf einen Haufen also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür kecken für die Langeweile."

Sobald seine Bücher gekommen waren, machte sich Luther an die vorgenommene Arbeit. Am 8. Mai konnte er schreiben, daß er mit der Übersetzung des Propheten Jeremias fast fertig sei; bis Pfingsten wollte er alle übrigen übersetzt haben. So finden wir ihn auf der Koburg wie einst auf der Wartburg mit der Übersetzung der Bibel für das deutsche Volk beschäftigt. Vom Hesekiel gab er zuerst Kap. 38 und 39., die Weissagungen von Gog und Magog, besonders heraus, und zwar mit Anmerkungen, worin er die Beziehung auf den Türken nachwies, den grimmigen Feind, dessen Wüthen gegen sein deutsches Volk ihm so zu Herzen ging, wie er denn am 20. Juni an Jonas schrieb: „Über Ferdinand kann ich mich nicht genug wundern, der des Türken und sogar des Elends seiner eigenen Unterthanen so ganz vergessen kann. Ich würde, wenn mir so viel Menschen getödtet und in die Sklaverei verschleppt wären, in einer Stunde sterben, zumal wenn mein eigenes Gewissen

der Nachlässigkeit mich verklagte". — Mit Ausnahme des Ezechiel, der liegen bleiben mußte, waren, als Luther die Koburg verließ, alle Propheten übersetzt.

Die andere Hütte wurde dem Psalter gebaut, indem Luther den 118.*) und den 117.**) Psalm mit Auslegung drucken ließ. Den ersteren nannte er in der Widmung an den evangelischen Abt Friedrich in Nürnberg „seinen" Psalm. „Wiewohl", schrieb er, „der ganze Psalter, und die heilige Schrift gar mir auch lieb ist, als die mein einziger Trost und Leben ist, so bin ich doch sonderlich an diesen Psalm gerathen, daß er muß mein heißen und sein. Denn er sich auch redlich um mich gar oft verdienet und mir aus manchen großen Nöthen geholfen hat, da mir sonst weder Kaiser, Könige, Weisen, Klugen, Heiligen hätten helfen mögen. Und ist mir lieber, denn des Papstes Türken, Kaiser und aller Welt Ehre, Gut und Gewalt; wollt auch ungern um diesen Psalmen mit ihnen allesamt tauschen."

Eine weitere Beschäftigung Luthers mit dem Psalter bestand darin, daß er seinem Veit Dietrich eine Auslegung der ersten fünfundzwanzig Psalmen vortrug, die dieser niederschrieb und seine Söhne später in Druck gegeben haben.

Die dritte Hütte baute Luther dem alten griechischen Fabeldichter Äsop, von dessen Fabeln er eine Anzahl in deutsche Form goß, weil man darin unter schlichten Worten die allerfeinste Lehre, Warnung und Unterricht finde, wer sie zu brauchen wisse.

Das war aber bei weitem nicht alles, was auf der Koburg aus Luthers Feder kam. Schon bald nach seiner Ankunft finden wir ihn über einer „Vermahnung an die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg." Schon im Juni kamen Exemlare dieser Schrift nach Augsburg, und so trat Luther, der persönlich fern bleiben mußte, mit seinem gewaltigen Geist doch unter die Leute, mit denen er wieder einmal ein ernstes Wort reden wollte. Da ermahnt er die Bischöfe, die Gelegenheit, die ihnen Gott durch den Reichstag

*) S. „L. V." Bd. 11. 12., S. 141 ff.
**) S. „L. V." Bd. 3, S. 1 ff.

gebe, nicht leichtfertig in den Wind zu schlagen. „Wir“, sagt er, „brauchen keinen Reichstag noch Rath oder Meister; wir wissen, daß ihrs nicht besser, ja nicht so gut zu machen versteht; nicht daß wir vollkommen seien, .. sondern daß wir die rechten Regeln .. für uns haben.“ Er hält ihnen vor, wie sie mit Unrecht seine Lehre verlästerten, und daß sie derselben mehr verdanken, als sie gestehen. „In Summa, wir und ihr wissen, daß ihr ohne Gottes Wort lebt, wir aber Gottes Wort haben. Darum ist unser höchstes Begehren und demüthigste Bitte, ihr wollet Gott die Ehre geben, euch erkennen, büßen und bessern; wo nicht, so nehmet mich hin. Lebe ich, so bin ich eure Pestilenz; sterbe ich, so bin ich euer Tod; denn Gott hat mich an euch gehetzt; ich muß, wie Hosea sagt, euch ein Bär und Leu sein im Wege Assur; ihr sollt doch vor meinem Namen keine Ruhe haben, bis daß ihr euch bessert oder zu Grunde geht.“ Daneben bittet er Gott, daß er ihnen durch seinen Geist zur Erkenntnis der Wahrheit verhelfe; falls sie aber halsstarrig bleiben und darüber zu Trümmern gingen, will er unschuldig sein an ihrem Blut.

Weiterhin ließ Luther von der Koburg noch mehrere kleinere Schriften ausgehen. Unter diesen sei hier zunächst erwähnt der Sendbrief „Vom Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen.“ *) Hier rechtfertigt er das Wörtlein „allein“ in seiner Übersetzung des Spruches Röm. 3, 28; dabei legt er die Grundsätze dar, die er bei seiner Bibelübersetzung befolgt hat, und zeigt daneben, wie wenig gerade die Papisten Ursache hätten, an seiner Übersetzung zu mäkeln. „Ich weiß wohl“, schreibt er, „und sie wissens weniger denn des Müllers Thier, was für Kunst, Fleiß, Vernunft, Verstand zum guten Dolmetscher gehört; denn sie habens nicht versucht.. Wenn ich sie hätte sollen fragen, wie man die ersten zwei Wort Matth. 1., liber generationis, sollte verdeutschen, so hätte ihr keiner gewußt Gack dazu zu sagen, und urteilen mir nun das ganze Werk, die feinen Gesellen.“ Dann erzählt er, wie man in Herzog Georgs Land sein Neues Testament fast wörtlich abgedruckt und unter einem an-

*) S. „L. V.“ Bd. 17. 18., S. 273 ff.

dern Namen verbreitet habe, während seine Übersetzung streng verboten gewesen sei. Die Unverschämtheit aber, daß jene Leute ihn so hochtrabend meistern wollten, weist er zurück, indem er zeigt, daß er nicht nöthig habe, von den Papisten gemeistert zu werden. „Wie Paulus", schreibt er, „wider seine tollen Heiligen sich rühmt, so will ich mich auch wider diese meine Esel rühmen. Sie sind Doctores? Ich auch. Sie sind Prediger? Ich auch. Sie sind Theologi? Ich auch. Sie sind Disputatores? Ich auch. Sie sind Legenten? Ich auch. Sie schreiben Bücher? Ich auch."

„Und will mich weiter rühmen: Ich kann Psalmen und Propheten auslegen; das können sie nicht. Ich kann dolmetschen; das können sie nicht. Ich kann die heilige Schrift lesen; das können sie nicht. Ich kann bitten; das können sie nicht. Und daß ich herunter komme: Ich kann ihre eigene Dialectica und Philosophie baß denn sie selbst allesamt; und weiß darzu fürwahr, daß ihr keiner ihren Aristotelem verstehet, und ist einer unter ihnen allen, der ein Proömium oder Kapitel im Aristoteles recht versteht, so will ich mich lassen prellen. Ich rede jetzt nicht zu viel; denn ich bin durch ihre Kunst alle erzogen und erfahren von Jugend auf, weiß fast wohl, wie tief und weit sie ist. So wissen sie auch wohl, daß ichs alles weiß und kann, was sie können. Noch handeln diese heillosen Leute gegen mir, als wäre ich ein Gast in ihrer Kunst, der allererst heut morgen kommen wäre." Darum will er von ihnen nicht gemeistert sein. „Solls gemeistert werden, so will ichs selber; wo ichs selber nicht thue, da lasse man mir mein Dolmetschen mit Frieden und mache ein Jeglicher, was er will, für sich selbst und habe ein gut Jahr."

Eine andere köstliche kleine Schrift von der Koburg ist der Tractat „daß man solle Kinder zur Schule halten." *) Da legt Luther den Christen ans Herz, wie nöthig gute Schulen seien, und wie wichtig es sei, daß man die Kinder etwas lernen lasse. „Es muß ja", schreibt er, „das Evangelium und die Christenheit bleiben bis an den jüngsten Tag, wie Christus spricht Matth.

*) S. „L. V." Bd. 4, S. 107 ff.

ult. (am letzten): Siehe, ich bin bei euch bis an der Welt Ende. Durch wen soll es aber erhalten werden? Ochsen und Pferde, Hunde und Säue werdens nicht thun, Holz und Steine auch nicht; es werdens wir Menschen thun müssen. Denn es ist ja solch Amt nicht Ochsen noch Pferden befohlen, sondern uns Menschen. Wo soll man aber Menschen dazu hernehmen, ohne bei denen, die Kinder haben? Wenn du nicht willst dein Kind dazu ziehen, jener auch nicht, und so fort an kein Vater noch Mutter sein Kind unserm Gott hiezu geben, wo will denn das geistlich Amt und Stand bleiben?"

Sollen aber die Kinder etwas lernen, so müssen Schulen da sein. „Ich will gerne sehen," schreibt Luther hier, „wo man über drei Jahre wolle Pfarrherr, Schulmeister, Küster nehmen. Werden wir hie nicht zu thun, und sonderlich die Fürsten daran sein, daß beide Knabenschulen und Hohenschulen recht angerichtet werden, so wird ein solcher Mangel an Personen werden, daß man wird drei oder vier Städte einem Pfarrherr und zehn Dörfer einem Kaplan befehlen müssen." Dann zeigt er, wie auch für andere Ämter und Berufsarten Leute da sein sollen, die etwas Ordentliches gelernt haben. Zugleich aber klagt er bitter, daß früher, wo der Papst geherrscht habe, alle Beutel offen gewesen seien; jetzt aber, wo es heiße um Christi willen Schulen erhalten, seien alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen. Da bitte er Gott um ein seliges Stündlein, daß er die Strafen für solchen Undank nicht erleben müsse. „Wohlan, ihr lieben Deutschen," schließt er, „ich habs euch gnug gesagt. Ihr habt euren Propheten gehört. Gott gebe uns, daß wir seinem Wort folgen zu Lob und Dank unserm lieben Herrn für sein theures Blut für uns so mildiglich dargestreckt, und behüte uns für dem greulichen Laster der Undankbarkeit und Vergessung seiner Wohlthat. Amen."

Alle diese und noch andere Schriften*) verfaßte Luther in

*) In „Luthers Volksbibliothek" finden sich noch folgende Schriften aus dieser Zeit abgedruckt: „Ein Widerruf vom Fegfeuer", Bd. 25, 26., S. 167 ff. — „Von den Schlüsseln" Bd. 3, S. 62 ff. — „Vermahnung zum Sacrament des Leibes und Blutes Christi" Bd. 1, S. 65 ff.

einer Zeit, während welcher ihm körperliche und geistliche Leiden Wochen lang fast alles Arbeiten unmöglich machten. Er litt von Blutandrang nach dem Kopf mit Brausen in den Ohren, war auch wieder mehrmals einer Ohnmacht nahe. Den Hesekiel mußte er aus diesem Grunde liegen lassen und sich leichterer Arbeit zuwenden. „Es ist nun schon der dritte Tag," schreibt er einmal, „daß ich keinen Buchstaben ansehen will und kann. Es wills nicht mehr thun; die Jahre treten hinzu." Er hatte sich unter dem Kreuz in der Kapelle schon das Plätzlein ausgesucht, wo man ihn begraben sollte, falls auf der Koburg sein Ende käme, und oft ließ er sich vom Pfarrer Kraft die Absolution und das Sacrament spenden.

Dabei stärkte er sich täglich mit Betrachtung des göttlichen Worts und fleißigem Gebet. Veit Dietrich berichtet, wie er täglich mindestens drei der zum Studiren geeignetsten Stunden dem Gebet gewidmet habe. „Guter Gott", sagt er, „welch ein Glaube war in seinen Worten! Mit so großer Ehrfurcht bittet er Gott und mit solchem Glauben und solcher Hoffnung, daß man meint, er rede mit einem Vater und mit einem Freunde."

In tiefes Leid versetzte ihn auch die Trauerbotschaft, daß sein alter Vater am 29. Mai entschlafen sei. Auf die Nachricht von dessen schwerer Erkrankung hatte er ihm noch einen tröstlichen Brief*) geschickt; am 5. Juni erhielt er die Kunde von seinem Abscheiden. „Wohlan, mein Vater ist auch todt," sprach er zu Veit Dietrich, als er einen Blick in den Brief gethan hatte, und begab sich mit seinem Psalter in seine Kammer, um in Gottes Wort und Gebet Trost und in reichlichen Thränen Erleichterung zu suchen. „Ists doch billig und recht," schrieb er noch an demselben Tag an Melanchthon, „daß ich, der Sohn, einen solchen Vater beweine, durch welchen der Vater der Barmherzigkeit mich geschaffen und durch dessen Schweiß er mich ernährt und zu dem gemacht hat, was ich irgend bin. Wohl aber freue ich mich dessen, daß er diese Zeiten erlebt, das Licht

---

*) S. „L. V." Bd. 7, S. 158 ff.

der Wahrheit gesehen hat. Gelobt sei Gott in allen seinen Werken und Rathschlägen ewiglich. Amen." Doch auch in seinem Schmerz zeigt sich uns Luther als der glaubensstarke Mann; vom nächsten Tage an ließ er seine Betrübnis nicht mehr merken, und Veit Dietrich schrieb an die Frau Doctorin: „Er hat des Vaters in den ersten zwei Tagen vergessen, wiewohl es ihm sauer ward."

Auch durch häufige Besuche wurde Luther auf der Koburg vielfach in seinen Arbeiten gestört, so daß er schon mit dem Gedanken umging, seinen Aufenthalt wirklich oder vorgeblich zu verändern, damit die „Wallfahrt" aufhöre.

Einer seiner Besucher auf der Koburg, der vortreffliche Theologe Urbanus Regius, der ihn Ende August auf der Durchreise hier zum erstenmal sah, nannte später den Tag, den er bei ihm zubringen durfte, den „köstlichsten seines Lebens". — Einen Besuch des Martin Butzer kurz vor Schluß des Koburgaufenthalts werden wir noch später zu erwähnen haben.

Bei allen diesen Abhaltungen fand aber Luther Zeit, neben der Verfassung der oben erwähnten und einiger nicht genannten Druckschriften noch eine ausgedehnte Correspondenz zu führen.*) Am wenigsten Arbeit machten ihm wohl die Briefe, welche er in die Heimat entsandte. In seinem Hause hatten für die Zeit seiner Abwesenheit die beiden Studirenden Hieronymus und Peter Weller Wohnung genommen. An beide richtete Luther freundliche Briefe. Einem solchen vom 19. Juni fügte er auch den bekannten Brief an sein „Hänsichen", Hieronymus Wellers fleißigen Schüler, bei. Hier ist er:

„Gnade und Friede mein liebes Söhnichen! Ich sehe gern, wenn Du wohl lernst und fleißig betest. Thu also, mein Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heim komme, so will ich Dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen.

„Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling und

*) Eine schöne Auswahl dieser Coburgbriefe s. „L. V." Bd. 8, S. 7—44.

Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären. Da sprach er: Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche feinen Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost*) auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen.

„Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten. Darum konnte ich des Tanzes nicht erharren, und sprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat auch eine Muhme Lene, die muß er auch mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein; gehe hin und schreibe ihm also.

„Drum, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten; so werdet ihr auch in den Garten kommen. Hiermit sei dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhmen Lenen und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530. Dein lieber Vater Martinus Luther."

Auch Luthers Frau stand in regem Briefwechsel mit ihrem Herrn Doctor. Im Juni schickte sie ihm ein Bild seines Töchterleins Magdalena. Er klebte es dem Tisch des Speisezim-

---

*) Philippus und Jodocus, Melanchthons und Jonas' Söhne.

mers gegenüber an die Wand, um sich seines Anblicks zu erfreuen.

Am meisten jedoch schlugen Luthers Gedanken von der Koburg den Weg nach Augsburg ein. Am liebsten wäre er gleich mit den Übrigen selbst dahin gezogen; „aber," sagt er, „es war Einer, der zu mir sprach: Schweige, du hast eine schlechte Stimme." Doch hatte dieser Eine, der Kurfürst, wohl angedeutet, daß wenn seine Anwesenheit nothwendig erscheinen würde, man ihn würde kommen lassen. Wenigstens hören wir anfänglich in Luthers Briefen öfters Vermuthungen über seine Berufung laut werden. So schreibt er am 19. Juni: „Ich sitze hier in dieser Wüste, und es ist keine sonderliche Hoffnung, daß ich zum Reichstag werde gerufen werden;" und am Tage darauf an Jonas: „Wenn ich gerufen werde, so werde ich ohne Zweifel kommen, obwohl ich erwäge, ob ich nicht, wie ich wünsche, auch ungerufen kommen soll." Den letzteren Gedanken drückt er eine Woche später Melanchthon gegenüber aus mit den Worten: „Wenn ich hören werde, daß die Sache sich bei euch übel anläßt und Gefahr läuft, so werde ich mich schwerlich enthalten, daß ich nicht zu euch hinfliege, um zu sehen, wie schrecklich des Teufels Zähne umherstehen."

Doch ob er auch nicht in Augsburg für die Wahrheit eintreten durfte, so trat er um so fleißiger mit brünstigem Gebet um den Sieg des Evangeliums vor seinen Gott. Er „hielt den Stab und Stecken Gottes in seiner Hand und trat vor Gottes Angesicht und hub in der Erkenntnis des Herrn Christi seine heiligen und schweren Hände auf, damit er das Papsttum hart gedrückt und geschwächt hatte, und schrie Tag und Nacht zu Gott, daß er seines Namens Ehre, das heilige Evangelium und sein Reich und die rechten Josuiten und deutschen Ritter, so zu Augsburg mit den Englein wider den Widerchrist zu Felde lagen, bei rechtem Glauben und reiner Lehre erhalten und sie mit seinem Geist stärken und trösten und sie mit seinen Engelein bewachen und umlagern wollte," schreibt der alte Mathesius; und Veit Dietrich hörte ihn einmal beten: „Ich weiß, daß du unser Gott und Vater bist. Ich bin darum gewiß, du

wirst die Verfolger deiner Kinder zu Schanden machen. Thust du es nicht, so ist die Fahr dein so gut als unser. Ist doch der ganze Handel dein eigen; sind wir doch nur gezwungen gewesen, ihn anzugreifen; du magst ihn also schützen."

Aber auch mit gutem Rath und kräftiger Ermunterung stand Luther den Glaubensgenossen in Augsburg treu zur Seite.

Hier hatten sich nämlich die Dinge weiter entwickelt. Als der Kurfürst mit seinen Theologen am 2. Mai ankam, erfuhren sie, daß Dr. Eck seiner Feindschaft gegen die Evangelischen dadurch Ausdruck verliehen hatte, daß er aus ihren Schriften 402 Sätze ausgezogen und an den Kaiser geschickt, auch in deutscher Übersetzung verbreitet hatte. Nach diesen Sätzen sollten die Lutheraner in fast allen Lehren vom christlichen Glauben abgefallen sein. Dieser Anschuldigung zu begegnen war nun der Entwurf, den Melanchthon schon in Koburg großentheils ausgearbeitet hatte, weniger geeignet; es galt jetzt, gerade an den Grundlehren des Christentums zu zeigen, daß „die Unseren" eben das lehrten, was die Christenheit von Alters her gelehrt und bekannt hatte, und dann allerdings auch klar zu stellen, in welchen Hauptstücken man von der römischen Kirche abweiche.

Ausführlicher als es ursprünglich geplant war, arbeitete daher in Augsburg Melanchthon mit Hilfe der anderen sächsischen Theologen, Jonas, Spalatin und Agricola, mit größter Sorgfalt die „Apologie" aus, welche vor Kaiser und Reich als Bekenntnis der Evangelischen dienen sollte. Schon am 11. Mai sandte der Kurfürst den Entwurf an Luther nach Koburg mit einem Schreiben, in welchem es hieß: „Nachdem ihr und andere unser Gelehrten zu Wittenberg auf unser gnädiges Gesinnen und Begehr die Artikel, so der Religion halben streitig sind, in Verzeichnis bracht, als wollen wir euch nicht bergen, daß itzt allhie Magister Philippus Melanchthon dieselben weiter übersehen und in eine Form gezogen hat, die wir euch hiebei übersenden. Und ist unser gnädiges Begehren, ihr wollet dieselben Artikel weiter zu übersehen und zu bewegen unbeschwert sein, und wo es euch dermaßen gefällig, oder ichtwas

darvon oder darzu zu setzen bedächtet, das wollet also darneben verzeichnen." Am 15. Mai antwortete Luther: „Ich hab Magister Philipsen Apologia überlesen; die gefällt mir fast wohl und weiß nichts dran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser Herr helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen."

Zu gleicher Zeit hatte Luther noch eine Anfrage seines Fürsten zu beantworten. Der Kaiser war nämlich noch immer nicht in Augsburg erschienen, sondern hielt noch zu Innsbruck Hof. Doch hatte man vernommen, er werde an die evangelischen Stände die Forderung stellen, ihren Predigern das Predigen in Augsburg zu untersagen. Wie sollte man sich einer solchen Forderung gegenüber verhalten? Der alte kursächsische Kanzler Brück rieth entschieden, darauf nicht einzugehen. Anders Luther. Er schrieb dem Fürsten, man solle den Kaiser noch einmal mit Demuth bitten, daß er das Predigen nicht unverhört verbiete; „will das nicht helfen, so muß man lassen Gewalt für Recht ergehen. Wir haben das Unsere gethan und sind entschuldigt." Dies Gutachten war indes nicht nach des Kurfürsten Sinn. „Ich weiß nicht," soll er gesagt haben, „ob ich oder meine Gelehrten narren," und als der Kaiser seine Forderung noch von Innsbruck aus wirklich stellte, wies er sie zurück.

Doch damit war die Sache nicht abgethan. Der Kaiser brach endlich am 6. Juni von Innsbruck auf und wurde am 15. zu Augsburg in glänzender Procession von den sämtlichen Ständen feierlich eingeholt. Noch am Abend jenes Tages ließ er die vier Fürsten von Sachsen, Brandenburg, Lüneburg und Hessen zu sich entbieten und wiederholte seine Forderung in Betreff der Prediger, wurde auch, als der Landgraf die Weigerung der Fürsten begründete, hitzig und bestand auf seinem Willen. Da fuhr Markgraf Georg heraus und erklärte, ehe er von dieser Lehre und dem Wort Gottes stehen wolle, müsse ihm der Kaiser den Kopf abhauen lassen. Begütigend erwiderte der Kaiser: „Löve Fürst, nit Kopp ab, nit Kopp ab", und entließ

die Fürsten. Diese ließen an den vier folgenden Tagen ihre Prediger ruhig weiter predigen, und erst als auch den katholischen Predigern Schweigen geboten wurde und der Kaiser bloße Schriftlectionen anordnete, gaben auch sie nach. Schon vorher hatten sie trotz des Kaisers wiederholter Forderung die Frohnleichnamsprocession ohne ihre Betheiligung vor sich gehen lassen.

Von allen diesen Vorgängen wußte Luther nichts. Seit jenem Brief des Kurfürsten hatte er aus Augsburg keine Briefe erhalten, und er führte darüber bittere Klage. „Ich weiß nicht, ob ich Euch für gleichgültig oder rücksichtslos halten soll, da Ihr doch wißt, wie ich in dieser Wüste nach Briefen von Euch dürste", schreibt er am 5. Juni an Melanchthon, und am 7.: „Ich sehe, Ihr alle habt beschlossen, mich durch Schweigen zu martern; wohlan, so zeige ich Euch hiermit an, daß ich fortan mit Euch im Schweigen wetteifern werde." „Junker Schweigler" nennt er die Freunde in Augsburg. Wiederholt kamen zwar Boten von dort über Koburg, aber jedesmal war, wie er nachher klagt, das Gespräch, welches er mit ihnen hatte, folgendes: „Bringst du Briefe?" Antwort: „Nein." „Wie gehts den Herren?" Antwort: „Wohl."

Von besonderem Wohlergehen zeugten freilich die ersten Briefe, welche endlich nach den langen Wochen des Schweigens von Augsburg einliefen, nicht. Melanchthon war der schwersten Besorgnisse voll; er sah Gefahren von den Papisten, Gefahren vom Kaiser, Gefahren von den Schweizerischen, Gefahren vom Landgrafen, von dem er immer noch fürchtete, er werde für die Zwinglianer eintreten. Er hatte Luther gebeten, doch einen dringlichen Brief an den Hessen zu schreiben, und Luther kam dieser Bitte nach und ermahnte den Landgrafen aufs herzlichste, sich ja nicht der Sünden jener Leute theilhaftig zu machen. Als nun Melanchthon auch noch vernahm, daß Luther über sein und der Übrigen Schweigen zürne und seinen Boten ohne Antwort zurückgeschickt habe, härmte er sich noch mehr.

Doch jetzt kamen die Briefe von Augsburg schnell auf einander, und auch Luther hielt das Schweigen, womit er die

Freunde strafen wollte, nicht lange aus. Den Sorgen Melanchthons sprach er alle Berechtigung ab. „Den Philippus", schrieb er gleich am 20. Juni an Jonas, „plagt seine Philosophie und nichts anders; denn diese Sache ist in der Hand des, der so kühn spricht: Niemand soll sie aus meiner Hand reißen." Acht Tage später schrieb er an den Schwermüthigen selber: „Ich hasse von Herzensgrund deine himmelhohen Sorgen, die dich, wie du sagst, verzehren. Daß sie so vollständig in deinem Herzen regieren, daran ist nicht die Größe der Sache, sondern die Größe unsers Unglaubens schuld.. Ist die Sache falsch, so wollen wir widerrufen; ist sie aber wahr, warum wollen wir trotz seiner großen Verheißung den zum Lügner machen, der uns gebietet, getrost wie die Schlafenden zu sein? ‚Wirf', so sagt er, ‚alle deine Sorge auf den Herrn.' ‚Der Herr ist nahe den zerschlagenen Herzen, allen, die ihn anrufen.' Redet er das in den Wind?.. Es ist deine Philosophie, welche dich quält, nicht die Theologie."

In der Zeit, die zwischen diesen beiden Briefen lag, waren die Zeiger der Uhr, nach welchen so viele mit Bangen sahen, weiter gerückt. Der Kaiser hatte am 20. Juni den Reichstag eröffnet. In dem Vortrag, den der Pfalzgraf halten mußte, war darauf hingewiesen, daß bei gehorsamer Befolgung des Wormser Edicts der Irrtum nicht so weit eingerissen wäre, und daß aus der Nichtbefolgung aller Aufruhr und alle Gottlosigkeit erwachsen sei. Diese Vorwürfe lauteten für die Evangelischen ja wenig verheißend. Doch es war in der Eröffnungsrede auch die Aufforderung ergangen, „daß ein Jeglicher gemäß dem Reichstagsausschreiben sein Gutbedünken, Opinion und Meinung der berührten Irrung und Zwiespalt, auch Mißbräuch halben .. zu Deutsch und Latein in Schrift stellen und überantworten solle." Am 22. (Mittwoch) wurde angekündigt, daß der Kaiser am Freitag diese Angelegenheit vornehmen wolle. Es hieß darum eilen und alles in Bereitschaft setzen. An dem Entwurf des Bekenntnisses, das er lateinisch und deutsch ausgearbeitet hatte, hatte Melanchthon noch fort und fort gebessert, wie das bei allem, was er schrieb, seine Weise war. Am Don-

nerstag traten die sämtlichen evangelischen Fürsten, Gesandten, Räthe und Theologen zusammen, die „Apologie“ wurde lateinisch und deutsch vorgelesen und in beiden Exemplaren unterzeichnet. Am Freitag wurde die Zeit in der Reichsversammlung mit anderen Geschäften hingebracht. Gerne hätte man von papistischer Seite die Vorlesung des Bekenntnisses ganz vereitelt, wie man einst Luthers Auftreten in Worms gern hintertrieben hätte. Aber die evangelischen Stände setzten es durch, daß am Samstag Nachmittag die öffentliche Verlesung gestattet wurde. Um jedoch die Zahl der Zuhörer zu beschränken, bestand der Kaiser darauf, daß die Vorlesung nicht im großen Sitzungssaal des Reichstags, sondern in einem Saal der kaiserlichen Wohnung, im bischöflichen Palast stattfinden solle, und so geschah es. Von drei bis fünf Uhr Nachmittags las der sächsische Vicekanzler Christian Beier das deutsche Exemplar des Bekenntnisses in Gegenwart des Kaisers vor, und zwar mit so lauter Stimme, daß die in dem etwa 200 Menschen fassenden Saal und draußen auf dem Hof versammelte zahlreiche Zuhörerschaft alles verstehen konnte.

Luther war über die Nachrichten von diesem großen Ereignis hoch erfreut. „Jonas hat mir geschrieben“, berichtet er an einen Freund, „daß unsere Confession, welche Philippus verfaßt hat, .. in der eigenen Wohnung des Kaisers vorgelesen ist.. Schon berathen die Kaiserlichen über ihre Antwort. Viele Bischöfe sind zum Frieden geneigt und verachten die Sophisten, den Faber und Eck. Ein Bischof soll unter vier Augen geäußert haben: ‚Das ist die reine Wahrheit, wir können es nicht leugnen“. An einen Andern schreibt er: „Ich bin voll dankbarer Freude, daß ich diese Stunde erlebt habe, in welcher Christus durch so viele und freudige Bekenner in einer so großen Versammlung öffentlich mit dem schönsten Bekenntnis gepredigt ist. Nun ist jenes Wort erfüllt: ‚Ich redete von deinen Zeugnissen vor Königen‘ — es wird auch erfüllt werden: ‚ich wurde nicht zu Schanden.“ Und an seinen Kurfürsten schrieb er: „Die Widersacher meinen, sie haben es sehr wohl getroffen, daß sie das Predigen haben durch Kais. Majestät Gebot verbieten

lassen, sehen aber dagegen nicht, die elenden Leute, daß durch das schriftlich überantwortete Bekenntnis mehr gepredigt ist, denn vielleicht sonst zehn Prediger hätten thun mögen. Ists nicht eine feine Klugheit, daß M. Eisleben*) und andere müssen schweigen; aber dafür tritt auf der Kurfürst zu Sachsen samt anderen Fürsten und Herren mit dem schriftlichen Bekenntnis und predigen frei vor Kais. Majestät und dem ganzen Reich unter ihre Nasen, daß sie es hören müssen und nicht dawider reden können. Ich meine ja, das Verbot zu predigen sei damit wohl gerochen.. Christus schweigt ja nicht auf dem Reichstage; und sollten sie toll sein, so müssen sie aus dem Bekenntnis mehr hören, denn sie in einem Jahr von den Predigern gehört hätten."

In Augsburg war der Eindruck, den die Confession gemacht hatte, sehr verschieden. Manche, denen man schreckliche Dinge in Betreff der lutherischen Lehre weisgemacht hatte, waren zu einer besseren Meinung gebracht. Andere waren gerade dieser Wirkung wegen erbittert; ihnen wäre es recht gewesen, wenn der Kaiser jetzt sofort zum Schwert gegriffen hätte. „Wären wir Kaiser," hörte man einen wüthenden Papisten sagen, „wir wollten zu der schwarzen Schrift die rothen Rubriken machen;" wobei jedoch ein Anderer einwarf: „Wenn Euch nur nicht das Roth selber unter die Augen spritzt." Zum Frieden rieth namentlich der Erzbischof von Mainz, den Luthers Freunde in ihren Briefen so friedfertig schilderten, daß ihn Luther in einem gedruckten Brief bat, seinen Glaubensgenossen den Rath Gamaliels (Apostelg. 5, 34 ff.) zu geben. „Will aber," schreibt er, „weder Friede noch Einigkeit folgen, weder Gamaliels Rath noch der Apostel und der Juden Exempel helfen, so laß fahren, was nicht bleiben will, und zürne, wers nicht lassen will; er wird Zorns und Unfriedens, darnach er ringet, genug finden."

Den Weg der Gewalt, vor dem Luther hier warnt, wollte auch der Kaiser vermeiden, obschon ihn besonders die päpst-

*) Agricola.

lichen Legaten gerne dahin gedrängt hätten. Er befahl vielmehr, daß in seinem Namen eine Widerlegung der Confession verfaßt würde, und nach deren Verlesung wollte er dann die ganze Sache endgültig entscheiden. Es wurde eine Commission von römischen Theologen niedergesetzt, zu der auch Eck und Wimpina, Tetzels alter Freund, gehörten, und diese machten sich an die Arbeit. Lange dauerte es, bis sie etwas zustande brachten, und als sie endlich dem Kaiser ihre Widerlegungsschrift überreichten, fand sie derselbe so erbärmlich, daß er die 280 Blätter im Zorn „so reuterte und rollte", daß nur 12 übrigblieben. Fünfmal mußten die Herren ihr Machwerk umarbeiten, und als endlich am 3. August die „Confutation" in demselben Saale, in welchem die „Confession" verlesen worden war, vorgelesen wurde, war dieselbe noch so über die Maßen kläglich, daß der Kaiser sich schämte, den Evangelischen eine Abschrift davon zu überlassen. Dennoch verlangte er, daß dieselben sich dieser Widerlegung ihrer Lehre unterwerfen sollten, widrigenfalls er gegen sie werde verfahren müssen, wie es einem römischen Kaiser, Schutzherrn und Vogt der Kirche zukomme.

Was bei einem solchen Verfahren herauskommen werde, davon gab es jetzt sofort eine kleine Probe. Philipp von Hessen kam auf diesen Bescheid beim Kaiser um seine Entlassung vom Reichstag ein, und als ihm dieselbe verweigert wurde, ritt er am 6. August ohne Urlaub auf und davon; bald hieß es, er ziehe Truppen zusammen.

Jetzt zur Gewalt zu greifen war aber der Kaiser nicht vorbereitet und ein Theil der katholischen Stände nicht geneigt. Stand doch auch der Türke noch an der Grenze. So wurden denn neue Verhandlungen eingeleitet und 7 Männer von jeder Seite erwählt, welche „den Handel vor sich nehmen und freundlich davon sich unterreden sollten." Als Luther hievon Kunde erhielt, sprach er zuerst seine Verwunderung, dann seine Mißbilligung aus. Er konnte sich nicht denken, was man von der Confession, der „Leisetreterin", noch nachgeben sollte, hielt auch die Verhandlungen von seiten der Papisten gar nicht für

ehrlich gemeint. „Ich weiß ja," schreibt er nach Augsburg, „daß ihr bei diesen Verhandlungen immer das Evangelium ausnehmt; aber ich fürchte, daß sie uns später als wortbrüchig verklagen werden, wenn wir nicht thun, was sie wollen. . In Summa, mir mißfällt entschieden diese Verhandlung, weil sie durchaus unmöglich ist, wenn nicht der Papst sein Papsttum aufgeben will. Es war genug, daß wir über unsern Glauben Rechenschaft abgelegt haben und um Frieden nachsuchten." Und in einem andern Brief: „Ich höre, daß ihr, sicher mit Unlust, ein wunderbares Werk unternommen habt, nämlich den Versuch, den Papst und Luther zu vereinigen. Aber der Papst wird nicht wollen, und Luther verbittet es sich; sehet darum wohl zu, daß ihr eure Mühe nicht vergeblich aufwendet. Wenn ihr gegen den Willen beider dies Werk zustande gebracht habt, dann werde auch ich bald eurem Beispiel folgen und Christus mit Belial versöhnen."

Als sich die große Commission nicht einigen konnte, und noch durch Eintritt des Herzogs Georg in dieselbe alle Aussicht auf Erfolg vereitelt war, setzte man, zum Theil um diesen Störefried mit guter Manier ausschließen zu können, einen kleineren Ausschuß von nur drei Gliedern jeder Partei ein, und auch hiezu hatten sich die Evangelischen mit Widerstreben bereit finden lassen. Auch jetzt warnte Luther die Freunde, auf ihrer Hut zu sein. „Und seis denn," schreibt er, „ihr gäbet offenbar etwas gegen das Evangelium zu, was ihr aber durch die Gnade Christi nicht thun werdet, und sie schlössen diesen Adler (das Evangelium) in irgend einen Sack ein, es wird kommen, zweifelt nicht, es wird kommen Luther, um diesen Adler herrlich zu befreien. So wahr Christus lebt, das wird gewiß geschehen."

Was aber Luther nur leise angedeutet hatte, daß nämlich die Freunde dahin gebracht werden möchten, der Wahrheit etwas zu vergeben, das sprachen andere als bestimmte Befürchtung aus, und besonders gegen Melanchthon wurde böser Argwohn laut. So waren besonders von Nürnberg her Klagen an Luther gebracht worden, und selbst der Landgraf Philipp

hatte ihm brieflich seine Befürchtungen ausgedrückt. Da mußte Luther wiederum beschwichtigen. An die Nürnberger schrieb er: „Ich habe die Sache Gott befohlen und achte auch, ich habe sie so fein in meiner Hand behalten, daß mir kein Mensch etwas darin vergeben werde noch verwahrlosen könne, so lange Christus und ich eins bleiben." Auch Melanchthon tröstete er über die böse Nachrede, in die er nicht ohne Schuld gerathen war.

Inzwischen trat die Nutzlosigkeit aller weiteren Verhandlungen immer klarer zu Tage. Auch der Kurfürst hatte schon abreisen wollen und war nur auf entschiedene Einsprache des Kaisers geblieben. Auf eine Mittheilung des Kaisers, daß der Papst das verlangte Concil bewilligt habe unter der Bedingung, daß bis dahin alles wieder auf den alten Stand gesetzt würde, schlugen die Bekenner die Erfüllung dieser Bedingung ohne Besinnen ab. Das nahm der Kaiser sehr übel, und er sprach davon, daß er zu den Waffen greifen wolle. „Gewalt wäre jetzt, was die meiste Frucht bringen würde," hatte er kurz vorher dem Papst geschrieben.

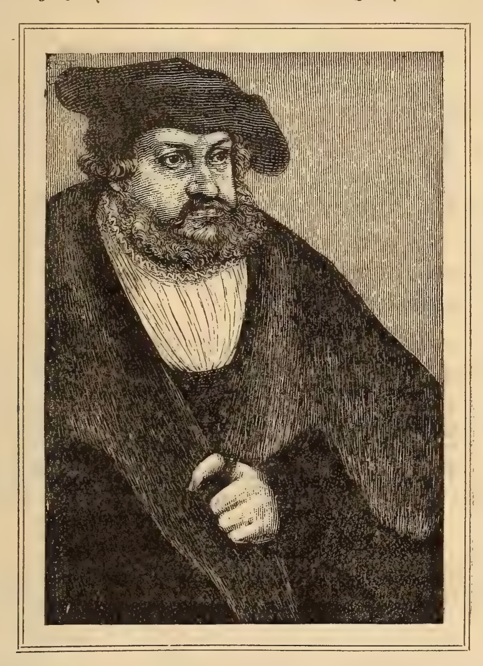
Doch aufs neue nahm man die Verhandlungen auf, und wieder wurde das Mißtrauen gegen Melanchthon und seine Augsburger Genossen laut; Luther sah sich genöthigt, ein ernstes Wort mit ihnen zu reden. „Es werden," schreibt er über Nürnberg an Jonas, „von vielen und hervorragenden Männern der Unseren an mich die erschrecklichsten Nachrichten gebracht, als hättet ihr alles verrathen und wolltet um des Friedens willen zu viel nachgeben. . Darum, mein Jonas, laß mich bald wissen, ob inzwischen etwas, das ich nicht möchte, geschehen ist. . Ich berste fast vor Zorn und Unwillen. Ich bitte aber, brecht die Verhandlungen ab und kehrt heim. Sie haben das Bekenntnis, sie haben das Evangelium; sie mögen es zulassen, wenn sie wollen; wenn nicht, so mögen sie an ihren Ort gehen." Ähnlich, obschon in herzlich liebevollem Ton, schrieb er auch an Melanchthon. Dieser hatte zu den geäußerten Befürchtungen allerdings Ursache gegeben. So hatte er besonders seine Ge-

neigtheit ausgesprochen, den katholischen Bischöfen wieder gewisse Rechte auch über die Evangelischen einzuräumen. Auch hatte er schon hier das Bestreben an den Tag gelegt, Lehrformeln zu suchen, die beide Parteien annehmen könnten, ohne gewissenhaft darauf zu sehen, daß auch beide denselben Sinn mit solchen Sätzen verbunden hätten. So hatte schon am 26. August Luther an ihn geschrieben: „Du schreibst, daß Eck von dir gezwungen worden sei, zu bekennen, daß wir durch den Glauben gerechtfertigt werden. O, daß du ihn doch gezwungen hättest, nicht zu lügen." Solche Machereien wurden von entschiedenen Männern scharf verurteilt, und der Nürnberger Abgeordnete Baumgärtner berichtete nach Hause: „Auf diesem Reichstage hat kein Mensch bis auf den heutigen Tag dem Evangelio mehr Schadens gethan denn Philippus."

Doch ehe die beiden Briefe, die Luther über Nürnberg schickte, von dort weiter befördert wurden, waren sie überflüssig geworden, und die Nürnberger schickten sie an Luther zurück. Am 22. September hatte nämlich der Kaiser einen vorläufigen Reichsabschied veröffentlicht, in welchem er erklärte, das Bekenntnis der vom Papste abgewichenen Partei sei aus der Schrift widerlegt, und sie sollten bis zum 15. April des folgenden Jahres Bedenkzeit haben, um zur Einheit der Kirche zurückzukehren. Wirkliche Mißbräuche sollten auf einem binnen Jahresfrist abzuhaltenden Concil besehen werden; inzwischen sollte nichts Neues in Glaubenssachen gedruckt und den Klöstern die Messe und das Beichtehören gestattet sein, und die Andern sollten niemand zu ihrer Secte ziehen.

Diesen Abschied nahmen die Evangelischen nicht an. Daß sie eine Secte seien, wiesen sie zurück, und zum Beweis, daß ihr Bekenntnis noch unwiderlegt sei, verwiesen sie auf die Apologie ihres Bekenntnisses, die Melanchthon jener Confutationsschrift gegenüber ausgearbeitet hatte, und die jetzt der Kanzler Brück dem Pfalzgrafen Friedrich überreichte, damit er sie dem Kaiser einhändige. Auf einen Wink des Königs Ferdinand, der heimlich mit dem Kaiser geredet hatte, wurde jedoch das Schriftstück an Brück zurückgegeben: der Kaiser wollte von einer Recht-

fertigung nichts wissen. Als auch am nächsten Tag die Evangelischen bei ihrer Weigerung beharrten, wurde ihnen angekündigt, geändert werde nichts mehr: wollten sie den Abschied annehmen, da sei er; wo nicht, so müsse der Kaiser mit den Ständen ohne Verzug Hand an die Ausrottung ihrer Secte legen.



Kurfürst Johann „der Beständige" nach einem Gemälde von Cranach.

Auch jetzt blieben die Evangelischen bei ihrer Weigerung. Die Bedenkzeit war ihnen genehm: sie gewährte ihnen jedenfalls noch einige Gelegenheit, zu überlegen, was weiter zu thun sei. In Augsburg waren sie fertig. Der Kurfürst verabschiedete sich sofort bei dem Kaiser; dessen Worte: „Ohm, Ohm, das hätte ich mich zu Euer Liebden nicht versehen", nahm er schweigend mit Thränen in den Augen hin; gleich darauf verließ er die Stadt, die er, jeden Augenblick das Muster eines

loyalen Fürsten, der dem Kaiser gab, was des Kaisers war, und jeden Augenblick das Muster eines standhaften Christen, der Gott gab, was Gottes war, so lange durch seine Gegenwart geehrt hatte. An demselben Tage reisten auch die Fürsten Ernst und Franz von Lüneburg und Wolfgang von Anhalt ab. So geschah endlich, was Luther schon am 15. Juli in einem Brief an die Freunde verlangt hatte mit den Worten: „Immer wieder heim, immer heim!“ Als ihn zwei Monate später der von Augsburg heimreisende Kurprinz Johann Friedrich auf der Koburg besucht hatte,*) hatte er denselben begrüßt, wie man die ersten Schwalben grüßt. Sein Anerbieten, ihn mit heim zu nehmen, hatte aber Luther dankend abgelehnt mit der Begründung, er wolle lieber bleiben, um hier auch die Andern zu empfangen und ihnen nach ihrem heißen Bad den Schweiß von der Stirne zu wischen.

Jetzt aber kündigte er hoch erfreut seiner Käthe an, daß er binnen 14 Tagen wieder bei ihr zu sein hoffe. Die Nachrichten von dem Ausgang des Reichstags für die Protestanten drückten ihn nicht. „Er wird mit ihnen reden in seinem Zorn“, schrieb er. „Sie wollens also haben; es geschehe ihnen nach ihrem Willen. Wir sind entschuldiget und haben genug gethan. Ihr

*) Bei diesem Besuch brachte Johann Friedrich dem Herrn Doctor einen kostbaren Siegelring mit, den er ihm hatte machen lassen. Das Wappen, welches sich Luther schon früher gewählt hatte und das für diesen Ring in Stein geschnitten worden war, hatte Luther selber auf der Koburg in einem Brief an seinen Freund Spengler in Nürnberg so erklärt: „Das erste soll ein Kreuz sein, schwarz in einem Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Denn so man von Herzen glaubt, so wird man gerecht. Obs nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificiret und soll auch wehe thun, dennoch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbet die Natur nicht, das ist, es tödtet nicht, sondern behält lebendig. Denn der Gerechte wird seines Glaubens leben, aber des Glaubens an den Gekreuzigten. Solch Herz soll aber mitten in einer weißen Rose stehen, um anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt und kurz in eine weiße, fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Friede und Freude giebt; darum soll die Rose weiß und nicht roth sein, denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarben

Blut komme über sie selbst.“ Seinem Kurfürsten aber schickte er am 3. Oct. einen Trostbrief entgegen. „Ich bin von Herzen erfreut“, hieß es in demselben, „daß E. K. G. aus der Hölle zu Augsburg mit Gottes Gnade kommen sind. Und ob Menschen Ungnad sich sehr samt ihrem Gott, dem Teufel, sauer läßt ansehen, hoffen wir doch, Gottes angefangene Gnade solle auch hinfort desto stärker und mehr bei uns sein. Sie sind ja so wohl in Gottes Hand, als wir, das fehlet nicht, und werden nichts ausrichten noch thun, er wollt es denn haben, auch nicht ein Haar uns krümmen oder jemand, Gott thue es denn selbst gewaltiglich. Ich habe die Sachen meinem Herrn Gott befohlen. Er hats angefangen, das weiß ich; er wirds auch hinausführen, das glaube ich.“

Wohl schon am Tage nach dem Datum dieses Briefes kam der Kurfürst mit den Seinen in Koburg an, und am 5. October zog Luther mit ihnen weiter. Den Bart, den er sich in seiner „Einöde“ hatte wachsen lassen, nahm er mit auf den Weg. In Altenburg wurde bis nachmittags Rast gehalten und Luther predigte. Melanchthon aber war schon wieder mitten in der Arbeit; er wollte die wohlberechnete Lüge des Reichsabschieds, als wäre das evangelische Bekenntnis aus der Schrift widerlegt

---

Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, jetzt wohl schon darinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und um solch Feld einen goldenen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste, köstlichste Erz ist.“



Luthers Siegel nach Briefen von seiner Hand.



Luthers Wappen nach alten Drucken.

worden, zurückweisen und zu diesem Zweck seine Apologie der Confession gründlich durcharbeiten, um sie dann zu veröffentlichen. Als er aber an jenem Sonntag sogar über Tisch schrieb, nahm ihm Luther die Feder aus der Hand und erinnerte ihn, daß man Gott auch mit Feiern und Ruhen diene. Am folgenden Sonntag predigte Luther nochmals in der kurfürstlichen Residenz Torgau, und von dort kehrte er wohlbehalten heim nach Wittenberg.



Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Türke als Friedenswächter der Reformation. Das freie, christliche Concil.

Zu Augsburg setzte indes der Kaiser mit der katholischen Mehrzahl den Reichstag fort. Am 19. November wurde dann der endgültige Reichsabschied erlassen, in welchem der Kaiser nichts nachgelassen, jedoch auch die Bedenkzeit bis zum 15. April 1531 nicht zurückgenommen hatte. Er hätte wohl am liebsten gleich zum Schwert gegriffen; aber dafür war die nöthige Einmüthigkeit selbst bei den katholischen Ständen nicht vorhanden. Doch wurde das Reichskammergericht instand gesetzt, sofort gegen die evangelischen Fürsten einzuschreiten, wenn sie gegen den Abschied verstoßen würden. Handhabe für Processe bot der Abschied schon durch die Bestimmung, daß die Evangelischen die eingezogenen Kirchengüter wieder herausgeben sollten. Um den kaiserlichen Maßregeln größeren Nachdruck zu sichern, sollte ferner des Kaisers Bruder Ferdinand zum römischen König gewählt werden, und mit den nöthigen klingenden Argumenten wurden die katholischen Kurfürsten für den Plan gewonnen; am 5. Januar 1531

wurde die Wahl trotz des begründeten Protests seitens des sächsischen Kurfürsten vollzogen.

Für weitere Überlegung über ihre Stellung zu Kaiser und Reich hatten ja nun die evangelischen Stände ihre Bedenkzeit; die Weisung an das Kammergericht jedoch machte eine sofortige Verständigung unter ihnen nothwendig. So traten denn am 22. December 1530 der Kurfürst von Sachsen, Herzog Ernst von Lüneburg, Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und Abgeordnete von Georg von Brandenburg sowie mehrerer Städte in Schmalkalden zusammen. Es wurde zunächst beschlossen, daß bei vorkommenden Processen die Verbündeten einander „beiständig, räthlich und hiflich sein sollten". Hingegen war man sich darüber noch nicht klar, was geschehen solle, falls der Kaiser seine Drohungen ausführen und das Schwert ziehen sollte. Die Juristen beriefen sich darauf, daß der Kaiser als solcher keineswegs unbeschränkte Macht besitze, und daß, falls er seine Befugnisse überschreite, es den einzelnen Ständen selbst nach dem vom Kaiser anerkannten Recht erlaubt sei, Gewaltmaßregeln von seiner Seite mit Gewalt zu begegnen. Ehe man jedoch weiter handelte, wollte man das Gutachten der Theologen hören. Diesen hatte man in solchem Licht die Sache früher nicht hingestellt. Als deshalb jetzt Luther, Melanchthon und Jonas ihr Gutachten stellten, ging dasselbe dahin, daß sie als Theologen darüber nicht urteilen könnten, ob das kaiserliche Recht so stehe, wie die Juristen sagten, und ob der gegenwärtige Fall unter jenes Recht falle; sie müßten es also den Rechtskundigen überlassen, hier zu entscheiden, und könnten den Fürsten mit der Schrift nicht wehren, nach solcher Entscheidung zu handeln. Den Nürnbergern, die über dies Gutachten erschrocken waren, schrieb Luther: „Ich habe mein Wort gesprochen; ich rathe als Theologe. Wenn die Juristen zeigen können, daß es nach ihren Gesetzen gestattet sei, so lasse ich es ihnen frei, nach ihren Gesetzen zu handeln." Die Verantwortung sollten die Juristen und die Stände auf sich nehmen. Das wollten Markgraf Georg und die Nürnberger nicht; die Übrigen aber traten im März 1531

wiederum zu Schmalkalden zusammen und schlossen jetzt ein Waffenbündnis zu gegenseitiger Vertheidigung, falls einer unter ihnen um des göttlichen Worts willen angegriffen würde. Diejenigen Anwesenden, welche nicht gleich beitreten konnten, sollten sich in nächster Zeit erklären, und da inzwischen die Oberländer einigermaßen befriedigende Erklärungen in Betreff des Sacraments gegeben hatten, wurden auch oberdeutsche Städte zugelassen. In demselben Jahre wurden noch mehrere Versammlungen abgehalten, und bald stand der Bund als respectgebietende Macht im Reiche; ja so groß war das Ansehen der neuen Einheit, daß selbst katholische Reichsfürsten und Kronen des Auslandes Anlehnung an dieselbe suchten, natürlich um sie zu ihren politischen Zwecken zu benutzen, worauf selbstverständlich der Bund nicht einging.

Luther ließ in der That jetzt die Juristen und Regenten machen und redete nicht drein. Seinen deutschen Christen aber wollte er in klaren Worten sagen, was sie von der gegenwärtigen Lage der Dinge zu halten hätten, und er that dies in zwei Schriften, die er im Anfang des Jahres 1531 ausgehen ließ. Die eine betitelte er: „Auf das vermeinte kaiserliche Edict, ausgangen nach dem Reichstag des 1530. Jahres, Glossa D. Martin Luthers." Das „vermeinte" kaiserliche Edict nannte er den Reichsabschied; denn wie er in der Einleitung sagte, wollte er nicht den „frommen Kaiser" für dasselbe zur Verantwortung ziehen. Es war sein treues deutsches Unterthanenherz, das ihn so reden ließ, und das die ganzen Jahre her mit rührender Wohlmeinung dem hohen Haupt der Nation immer das Beste zugetraut hatte. „Bete insonderheit für den Kaiser, diesen trefflichen Jüngling", hatte er auf der Koburg an einen Freund geschrieben, und ebendaselbst an den Kurprinzen: „Zwar der Kaiser ist ein frommes Herz, aller Ehren und Tugend werth, dem seiner Person halben nicht mag zu viel Ehre geschehen; aber lieber Gott! was kann ein Mensch wider so viele Teufel, wo nicht Gott gewaltig hilft." Nicht gegen den Kaiser, sondern gegen die großen Herren, unter denen, wie er meinte, der fromme Carolus wie ein Schaf unter den Wölfen war, die „Ver-



Kaiser Karl V. nach einem Kupferstich Behams vom Jahre 1531.

räther und Bösewichter," besonders den Papst und seinen Legaten, wollte er seine Schläge gerichtet haben. Als ein Machwerk voll Lügen und Bosheit bezeichnete er das Edict. „Aufs erste", schreibt er, „daß sie rühmen, unser Bekenntnis sei durch die heiligen Evangelia verlegt, das ist eine so offenbare Lüge, daß sie selbst wohl wissen, daß schändlich erlogen sei." Über die Verfertiger des Edicts sagt er: „Gott blendet sie also, daß sie kein Wort nicht setzen können, damit sie sich selbst nicht in die Backen hauen und verrathen. Ich könnte sie wahrlich so schändlich nimmermehr schelten noch schänden, als sie sich selbst mit diesem jämmerlichen Lügenedict schänden". Er seinestheils will sich sein Zeugnis nicht verbieten lassen. Er beruft sich mit den oben S. 60 angeführten Worten auf sein Doctorat, bei dessen Übernahme er habe geloben müssen, die h. Schrift treulich zu lehren. „Über solchem Lehren", fährt er fort, „ist mir das Papsttum in Weg gefallen und hat mirs wollen wehren; darüber ists ihm auch gegangen wie vor Augen, und soll ihm noch immer ärger gehen und sollen sich meiner nicht erwehren. Ich will in Gottes Namen und Beruf auf den Löwen und Ottern gehen und den jungen Löwen und Drachen mit Füßen treten, und das soll bei meinen Lebzeiten angefangen und nach meinem Tode ausgerichtet sein. S. Johannes Hus hat von mir geweissaget, da er aus dem Gefängnis im Böhmerland schrieb: Sie werden jetzt eine Gans braten (denn Hus heißt eine Gans); aber über hundert Jahre werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden. Da solls auch bei bleiben, ob Gott will."

„Das will ich auf dies Edict diesmal zur Glossen gesagt haben. Lebe ich und krauet mich jemand, so kann ich es noch bas jucken und kitzeln. Indes laß ihm nur niemand grauen für diesem Edict. Unser lieber Gott wolle solcher Lästerung einmal ein Ende machen und seinen Namen wieder heiligen, daß auch sein Reich einmal komme und sein Wille geschehe. Amen. Amen. Und falle das lästerliche Papsttum und was daran hänget in Abgrund der Höllen, wie Johannes verkündigt in Apokalypsi. Amen. Sage wer ein Christ sein will: Amen."

Die andere Schrift, zu der ihm der Reichstag Anlaß gab, betitelte Luther: „Warnung Dr. Martini Luther an seine lieben Deutschen“. Er habe, sagt er, die Geistlichen auf diesem Reichstag zum Frieden ermahnt, auch Gott gebeten, daß er dazu helfen möge. Aber sie seien wie Pharao und trieben es, bis für sie nichts mehr zu hoffen sei, hätten nur den Unfrieden mit Drohen und Trotzen noch gemehrt. „Wohlan, es gerathe gleich, wie gesagt, zum Kriege oder zum Aufruhr, so will ich hie mit dieser Schrift für Gott und aller Welt bezeugt haben, daß wir, so die Lutherischen gescholten werden, keinen Rath und Willen, ja auch keine Ursache dazu gegeben, sondern allewege und ohne Aufhören um Frieden gebeten und gerufen haben... Wir haben ja bisher in der Stille gelehret und gelebet, kein Schwert gezückt, niemand verbrennet, gemordet, beraubt, wie doch sie bisher gethan haben und noch thun.. So nun unser Gewissen solches Falls unschuldig .. ist und der Papisten Gewissen schuldig, . so laß fröhlich hergehen und aufs Ärgste gerathen, es sei Krieg oder Aufruhr, wie dasselbe Gottes Zorn verhängen will. Wird ein Aufruhr draus, so kann mich und die Meinen mein Gott und Herr Jesus Christus wohl erretten.. Will er mich nicht erretten, so sei ihm Lob und Dank gesagt; ich hab lang genug gelebt, den Tod wohl verdient und meinen Herrn Christum am Papsttum redlich angefangen zu rächen. Nach meinem Tod sollen sie allererst den Luther recht fühlen. Wiewohl auch jetzt, wo ich in solchem päpstischen, pfaffischen Aufruhr ermordet werde, da will ich einen Haufen Bischöfe, Pfaffen und Mönche mit mir nehmen, daß man sagen soll, Doctor Martinus sei mit einer großen Procession zu Grabe gebracht. Denn er ist ein großer Doctor über alle Bischöfe, Pfaffen und Mönche; darum sollen sie auch mit ihm zu Grabe gehen, auf dem Rücken, daß man davon singen und sagen soll.. Denn es ist gut zu rechnen, wer Doctor Luther im Aufruhr tödtet, daß der nicht viel der Pfaffen schonen wird. So gehen wirs mit einander dahin, sie in aller Teufel Namen in die Hölle, ich in Gottes Namen zum Himmel..

„Zum andern, so wissen wir, daß sie solchen Krieg nicht mögen in Gottes Namen anfangen. . So wollen wir dazu einen Segen über sie sprechen, der soll also heißen: So fromm ihr für Gott seid und so gute Sache ihr habt zu kriegen, so groß Glück und Sieg gebe euch Gott. Amen.

„Zum dritten, weil mir nicht gebührt zu kriegen noch zum Kriege zu rathen oder zu reizen, als einem Prediger im geistlichen Amt, sondern vielmehr vom Kriege zum Frieden rathen, wie ich auch bisher aufs fleißigst gethan, das mir alle Welt zeugen muß; aber doch unsere Feinde nicht wollen Friede, sondern Krieg: kömmts denn dazu, daß ein Krieg angehet, so will ich wahrlich meine Feder auch still halten und schweigen und mich nicht mehr so drein legen, wie ich thät in der nächsten Aufruhr. .

„Weiter, wo es zum Krieg kommt, da Gott für sei, so will ich das Theil, so sich wider die mörderischen und blutgierigen Papisten zur Wehre setzt, nicht aufrührisch gescholten haben noch schelten lassen, sondern wills lassen gehen und geschehen, daß sie es eine Nothwehr heißen, und will sie damit ins Recht und zu den Juristen weisen. . Nicht daß ich hiemit wölle jemand reizen noch erwecken zu solcher Gegenwehr, noch sie rechtfertigen; denn das ist meines Amts nicht, viel weniger auch meines Richtens oder Urteils. Ein Christ weiß wohl, was er thun soll, daß er Gott gebe, was Gottes ist, und dem Kaiser auch, was des Kaisers ist; aber doch nicht den Bluthunden, was ihr nicht ist.

„O des schändlichen Reichstags; desgleichen nie gehalten und nie gehört. . Was will hiezu der Türke sagen und sein ganzes Reich, wenn sie solch unerhörte Handlung von unserm Reich hören werden?“ Dann beleuchtet er die ganzen Hergänge auf dem Reichstag, und die blutigen Anschläge, für die man den Kaiser gewinnen wollte. „Aber,“ sagt er, „welch ein fein Spiel sollte daraus geworden sein, wo der Kaiser solchem päpstlichen und teuflischen Rathschlag nach hätte die Sache mit Morden angegriffen. Da sollt ein Reichstag geworden sein,

daß weder von Bischöfen noch von Fürsten ein Fingernagel blieben wäre, sonderlich in solcher gefährlichen Zeit."

Falls nun aber der Kaiser Krieg anfinge gegen die Evangelischen, wie sollten sich dann die Unterthanen papistischer Landesfürsten verhalten, die man zum Kriegsdienst einberufen würde? Da antwortet Luther: „Das ist aber mein treuer Rath, daß, wo der Kaiser würde aufbieten und wider unser Theil um des Papstes Sachen oder unser Lehre willen kriegen wollt, als die Papisten jetzt greulich rühmen und trotzen, ich mich aber zum Kaiser noch nicht versehe, daß in solchem Falle kein Mensch sich gebrauchen lasse noch dem Kaiser gehorsam sei, sondern sei gewiß, daß ihm von Gott hart verboten ist, in solchem Fall dem Kaiser zu gehorchen. . Die erste Ursache, daß du in solchem Fall dem Kaiser nicht sollt gehorsam sein und kriegen, ist diese, daß du so wohl als der Kaiser in der Taufe geschworen hast, das Evangelium Christi zu halten und nicht zu verfolgen noch zu bestreiten. . Die ander Ursach ist, . . daß du mit solchem Streiten auf dich ladest, dich theilhaftig und schuldig machest für Gott aller der Greuel, die im ganzen Papsttum begangen sind und noch begangen werden." Das führt er dann weiter aus und schließt: „Ist dir nu zu rathen, so hast du hier Warnung genug, daß du dem Kaiser und deinem Fürsten nicht sollst gehorsam sein in solchem Fall. . Willst du folgen, ist gut; willst du nicht, so lasse es und fahre immer hin und streite getrost; Christus wird sich vor dir nicht fürchten und wird, ob Gott will, auch vor dir bleiben. Bleibt er aber, so soll er dir streitens genug geben. Wir wollen dieweil zusehen, welcher den andern überpochen und das Feld behalten werde!

„Dies will ich meinen lieben Deutschen zur Warnung gesagt haben, und wie droben, so bezeuge ich hie auch, daß ich nicht zu Krieg noch Aufruhr noch Gegenwehre will jemand hetzen oder reizen, sondern allein zum Frieden. Wo aber unsere Teufel, die Papisten, nicht wollen Friede halten, sondern mit solchen verstockten Greueln ungebüßt, wider den Heiligen Geist rasend, dennoch kriegen, und darüber blutige Köpfe davon kriegen oder gar zu Boden gehen würden, will ich hiemit öffent-

lich bezeugt haben, daß ich solches nicht gethan noch Ursach dazu gegeben hab, sondern sie wollens so haben. Ihr Blut sei auf ihrem Kopf; ich bin entschuldigt und hab das Meine aufs allertreulichste gethan. Hinfort lasse ich den richten, der richten will, soll und auch kann. Der wird nicht säumen und auch nicht fehlen. Dem sei Lob und Ehre, Dank und Preis in Ewigkeit. Amen."

Das war ein mannhaftes Wort eines treuen Deutschen an seine lieben Deutschen in jener gefährlichen Zeit, und es hat gewiß nicht wenig zur Klarstellung der Verhältnisse bei Freund und Feind beigetragen. Das gute Zutrauen, welches Luther auch in dieser Schrift zum Kaiser hegt, war dieser freilich nicht werth. Ein deutscher Fürst,*) der weniger fromm und edel dachte als Luther, hat ihn besser gekannt. Daß der Kaiser und sein Bruder nicht, wie sie gerne gewollt hätten, Deutschland dem Papst zu lieb in Pulverdampf hüllten, hatte seinen besonderen Grund. Dieser Grund hieß: der Türke.

In Constantinopel war man nämlich über die Zerrissenheit im deutschen Reich vortrefflich unterrichtet. Wurde doch Ferdinands Gesandten die Frage vorgelegt, ob der Kaiser mit dem Luther Frieden gemacht habe, und die anmaßende Sprache, die der Sultan dem König gegenüber annahm, mußte unangenehm auffallen. Letzterer wußte auch, was der Türke wußte, daß ohne Einigkeit im Reich kräftiger Widerstand nicht möglich war; er selbst war es deshalb, der seinen Bruder, den Kaiser, aufforderte, ein besseres Einvernehmen mit den Evangelischen herzustellen. Der den Evangelischen gesetzte Termin war in aller Stille vorübergegangen. Jetzt that der Kaiser Schritte zu einer Annäherung. Als die Evangelischen erklärten, sie ließen sich auf nichts ein, ehe die gegen sie anhängig gemachten Processe niedergeschlagen wären, that man ihnen den Willen. Jetzt rückte Suleiman Pascha mit 250,000 Mann an die Grenze und erkundigte sich nach dem Weg nach Regens=

*) Moritz von Sachsen, der im Schmalkaldischen Krieg, nachdem er in des Kaisers Dienst gegen seine eigenen Glaubens= und Blutsverwandten treulos gehandelt hatte, den tückischen Kaiser mit dessen eigener Münze bezahlte.

burg, wo seit dem 17. April die deutschen Stände wieder versammelt waren. Noch pflog der König Verhandlungen mit dem Reichsfeind, und so lange noch irgend Aussicht auf eine gütliche Abfindung mit demselben vorhanden war, kam man in den Verhandlungen mit den eigenen Volksgenossen nicht vom Fleck. Auch die Protestanten waren sich über einige Punkte nicht einig, ob man nämlich darauf bestehen sollte, daß auch alle, die sich noch in Zukunft ihnen anschließen würden, in dem Frieden eingeschlossen sein sollten, und ob man in dem Artikel über das Concil auf die Bestimmung: „nach dem reinen Wort Gottes" dringen solle. Luther rieth in beiden Stücken zum Nachgeben, falls sonst das Zustandekommen des Friedens in Frage gestellt würde; er meinte, die Zusätze würden an dem späteren Verlauf doch nichts ändern, und man solle um etlicher spitziger, genau gesuchter Pünktlein willen einen gnädigen Frieden nicht abschlagen. Endlich am 23. Juli 1532 kam zu Nürnberg der Friede zustande, nach welchem „keiner den Andern des Glaubens noch sonsteiniger Ursachen wegen beleidigen oder denen, so Gewalt vorkehren würden, Hilfe leisten, sondern ein Jeder den Andern mit rechter Freundschaft und christlicher Liebe meinen sollte, bis zu dem gemeinen, freien, christlichen Concil." Die beiden oben angegebenen Bestimmungen wurden Luthers Rath gemäß weggelassen. Auf dem Reichstag zu Regensburg wurde am 2. August trotz des heftigen Widerspruchs einiger Fürsten, besonders Herzog Georgs, der Friede vom Kaiser bestätigt. Dafür hatten die Evangelischen dem Kaiser kräftige Hilfe gegen die Türken zugesagt.

Es war hohe Zeit. Schon zog der Türke durch Ungarn wie durch eigenes Gebiet. Während der heldenmüthige Nicolas Jurischitz das weitere Vordringen des Feindes aufhielt, konnte ein deutsches Herr von 80,000 Mann sich bei Wien sammeln. Gerade die Evangelischen hatten bei der Rüstung mehr geleistet, als sie versprochen hatten. Wie erstaunte Suleiman, der auf die Uneinigkeit der Deutschen seine Hoffnung gesetzt hatte, beim Anblick eines solchen Heeres! Er lehnte die Feldschlacht ab und ließ zum Rückzug blasen.

Luther hatte über dies frische Vorgehen gegen den Türken seine herzliche Freude gehabt; besonders hatte er wieder dem „lieben frommen Kaiser" alles Glück gewünscht.

Bald nach der Bestätigung des Nürnberger Friedens ging der wackere Kurfürst Johann zum ewigen Frieden ein. Am 15. August rührte ihn, während er zu Schweinitz eine Jagd mitmachte, der Schlag. Luther wurde eiligst gerufen; er traf ihn am 16. noch am Leben, aber bewußtlos, und sah ihn, ehe der Tag zu Ende ging, verscheiden. Am folgenden Sonntag wurde die Leiche des Fürsten neben der seines Bruders in Wittenberg bestattet. Unter vielen Thränen hielt Luther die Leichenpredigt über 1. Thess. 4, 13—18. Hören wir einige seiner schlichten, herzlichen Worte am Grabe seines lieben „Herzog Johannsen." „Wir sollen Gott fleißig für die Gnade danken, daß er unsern lieben Kurfürsten auch in dem Tod Christi begriffen und in seine Auferstehung gefaßt hat. Denn ihr wisset, was er für einen Tod zu Augsburg auf dem Reichstag gelitten hat. Ich will ihn nicht loben seiner hohen Tugend halben, sondern ihn auch lassen einen Sünder bleiben, wie uns alle, die wir die Straße auch gedenken zu gehen, und unserm Herrn Gott manche starke Sünde überliefern wollen, daß wir bei dem Artikel, der da heißt Vergebung der Sünden, bleiben. Darum will ich unsern lieben Landesherrn nicht so gar rein machen, wiewohl er ein sehr frommer, freundlicher Mann gewesen ist, ohne alles Falsch, in dem ich noch nie mein Lebtag einigen Stolz, Zorn, noch Neid gespüret habe, der alles leichtlich tragen und vergeben konnte, und mehr denn zu viel milde gewesen ist. Diese Tugend lasse ich jetzt fallen. Ob er daneben zuweilen im Regiment gefehlet hat, wie soll man ihm thun? Ein Fürst ist auch ein Mensch und hat allewege zehn Teufel um sich her, wo sonst ein Mensch nur einen hat.. Dies alles lassen wir jetzt fahren und wollen dabei bleiben, daß wir ihn loben, wie St. Paulus seine Christen lobet, daß ihn Gott mit Christo führen wird, und wollen ihn nicht ansehen nach seinem zeitlichen Sterben, sondern dern nach Christus Sterben und seinem geistlichen Sterben, welches er Christo nachgethan hat. Denn ihr wisset alle, wie er

Christo nach vor zwei Jahren zu Augsburg gestorben und den rechten Tod gelitten hat nicht für sich allein, sondern für uns alle, da er alle bösen Suppen und Gift hat müssen ausessen, die ihm der Teufel eingeschenkt hat; dasselbe ist der rechte greuliche Tod, da der Teufel einen mit aufreibt. Da hat unser lieber Kurfürst Christi Tod und Auferstehung vor der ganzen Welt öffentlich bekennet und ist darauf blieben, hat Land und Leute, ja sein eigen Leib und Leben dran gesetzt. . So sollen wir uns nun des trösten, daß Christus gestorben und unser lieber Fürst in Christi Tod verfasset und entschlafen ist."

Nach dem Abschluß des Nürnberger Friedens nahm das Werk der äußeren Reformation einen neuen kräftigen Aufschwung. In Sachsen wurde unter dem neuen Kurfürsten Johann Friedrich fortgesetzt, was unter seinen Vorgängern angefangen war. Für den Unterhalt der Prediger wurde durch zweckmäßige Einrichtungen gesorgt; die Klostergüter wurden theils kirchlichen, theils gemeinnützen Zwecken zugewiesen. In den Gemeinden wurde besonders auf strengere Zucht hingearbeitet; denn immer noch gab das Volk besonders durch Völlerei viel Anlaß zu Klagen. So sah sich selbst in Wittenberg Luther genöthigt, in öffentlicher Predigt hinzuweisen auf solche, die während des Gottesdienstes durch lärmendes Zechen in den Schenken Ärgernis gaben. Auch wußte Luther zu sagen von „Scharrhansen zu Hof", den „Junkern auf den Dörfern" und den „Stadtschlingeln", die nur hören möchten, wonach ihnen die Ohren juckten, und neben vielen Liebhabern des göttlichen Worts kannte er auch viele Verächter. Ja als 1535 sein alter Link in Wittenberg den Wunsch äußerte, er möchte wohl wieder nach Sachsen, schrieb er ihm zurück: „Wie wenn ich selbst zu euch wanderte oder ins Exil ginge?" Bei schwierigen Fragen bediente man sich immer wieder seines Rathes; doch wurde er wie Melanchthon jetzt mit der unmittelbaren Theilnahme an der Visitation verschont.

Auch in Hessen wurde in ähnlicher Weise weiter gearbeitet. In Lüneburg überwachte Urban Regius das gleiche Werk. Die kirchlichen Verordnungen des Herzogs begannen gewöhn-

lich: „Wir, v. Gottes Gnaden Ernst, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, und Urbanus Regius, der h. Schrift Doctor, gebieten u. s. w." Auch im markgräflichen Brandenburg wurde rüstig weiter gearbeitet. Seit 1532 waren auch die Anhaltischen Lande für die Reformation gewonnen, indem die dort regierenden drei Brüder Georg, Johann und Joachim ihr zufielen. Luthers Freund Hausmann wurde dort Hofprediger, und Luther stand persönlich und brieflich in regem Verkehr mit den drei „aufrichtigen Fürsten fürstlichen und christlichen Gemüths".

Im Jahre 1534 wurde auch Würtemberg in den Religionsfrieden eingeschlossen. Mit Hilfe Philipps von Hessen war Herzog Ulrich durch einen raschen Handstreich wieder in Besitz seines Landes gekommen, das ihm Österreich abgejagt hatte. Luther hatte zwar gegen des Hessen Vorgehen protestirt, dieser aber hatte sich daran nicht gekehrt, und als Ferdinand durch einen förmlichen Friedensschluß das Geschehene anerkannte, sah Luther darin eine gnädige Fügung Gottes. Die Reformation wurde hier unter Leitung vornehmlich des tüchtigen Theologen Schnepf in aller Form eingeführt, und die Universität Tübingen wurde eine Hauptpflanzstätte lutherischer Theologie.

Auch in Pommern wurde um dieselbe Zeit das Reformationswerk durchgeführt. Herzog Barnim war ja schon längst mit Luther befreundet; wir haben ihn schon bei der Leipziger Disputation in seiner Nähe gesehen. Jetzt borgte er im Verein mit dem Herzog Philipp, seinem Neffen, den in solchen Dingen geschickten und erfahrenen Bugenhagen aus Wittenberg, und trotz manches Widerstrebens von Seiten der Adeligen und der vornehmeren Geistlichkeit wurde im ganzen Lande ein evangelisches Kirchenwesen eingerichtet. Herzog Philipp verheirathete sich dann noch mit einer Schwester des sächsischen Kurfürsten, wobei Luther nach der von ihm eingeführten Weise die Trauung vollzog.

Um dieselbe Zeit, als man droben in Pommern an die Ausfegung des papistischen Wustes ging, starb unten in Italien Papst Clemens VII., ohne das in Aussicht gestellte Concil abgehalten zu haben. Zwar hatte er schon 1532 die Berufung desselben angekündigt, hatte jedoch im Jahr seines Todes dieselbe vertagt. Eifriger schien sein Nachfolger Paul III., der im October den päpstlichen Stuhl einnahm, darauf aus zu sein, mit dem Concil Ernst zu machen. Er schickte noch in demselben Jahre seinen Legaten, den Cardinal Vergerius, nach Deutschland, um mit den deutschen Fürsten über den Ort, wo das Concil tagen sollte, zu verhandeln. Am 6. November kam der päpstliche Gesandte auch nach Wittenberg und wurde mit seinen 21 Pferden und einem Esel im kurfürstlichen Schloß vom Schloßhauptmann mit allen Ehren aufgenommen. Noch an demselben Abend ließ er Luther zu sich zur Mahlzeit laden, und da dieser ablehnte, erging die Einladung an ihn und Bugenhagen auf den nächsten Morgen zum Frühmahl.

Gleich in der Frühe des Tages, an dem er zum erstenmal seit 1518 einem päpstlichen Legaten gegenübertreten sollte, ließ Luther sich seinen Barbier kommen. Es war der Sonntag nach Allerheiligen. Der Barbier kam, und auf die Frage, warum er sich heute so früh rasieren lasse, antwortete Luther: „Ich soll zu des heiligen Vaters, des Papstes, Botschaft kommen; so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung scheine; so wird der Legat denken: ‚Ei, ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglück angerichtet, was wird er denn noch thun?“ Als er rasiert war, zog er seine besten Kleider an, that seine goldene Halskette um, und da der Barbier bemerkte: „Herr Doctor, das wird sie ärgern,“ meinte er: „Darum thue ich's auch. Sie haben uns mehr denn genug geärgert.“ Als er darauf mit Bugenhagen auf dem Wagen saß, um aufs Schloß zu fahren, scherzte er: „Siehe, da fahren der deutsche Papst und Cardinal Pommeranus; das sind Gottes Gezeuge und Werk.“ Beim Cardinal spielte er während des Tischgesprächs, wie er selber berichtet, „den ganzen Luther mit den verdrießlichsten Reden, hielt ihm vor, wie es jenen gar nicht Ernst sei mit dem Concil;

„und," sagte er, „haltet ihr gleich ein Concil, so handelt ihr darin doch nicht von der heilsamen Lehre, sondern von unnützen Dingen, Kappen und Platten, Essen und Trinken." „Der trifft die Sache," meinte der Legat zu seinem Nebenmann. Luther aber fuhr fort und erinnerte, daß doch gerade die Papisten ein Concil nöthig hätten. „Wir," sagte er, „brauchen kein Concil, wir wissen durch den Heiligen Geist, was wir glauben. Aber habt ihr Lust, so macht eins; ich will, so Gott will, kommen, und wenn ich wüßte, daß ihr mich verbrennen solltet." „Wo soll man das Concil halten?" fragte der Legat. „Ist mir ganz gleich", versetzte Luther, „in Mantua oder Padua oder Florenz." „Wollt ihr wohl nach Bologna kommen?" fragte Vergerius weiter. Darauf Luther: „Wem gehört Bologna?" Der Legat: „Dem Papst." Luther: „Guter Gott! hat der Papst auch diese Stadt geraubt? Gut, ich will auch dorthin zu euch kommen." Vergerius: „Der Papst würde sich wohl auch nicht weigern, hierher zu euch nach Wittenberg zu kommen." Luther: „Wohlan, er soll uns willkommen sein." Der Legat: „Wie wollt ihr ihn sehen, mit einem Heer oder unbewaffnet?" Luther: „Wie er will, wir werden ihn, wie er auch kommen mag, empfangen." Auf die Frage, ob man hier auch Priester weihe, antwortete Luther: „Ja freilich, denn der Papst weiht uns keine," dann auf Bugenhagen deutend: „Da sitzt ein Bischof, den wir geweiht haben."

Nach Tisch brach der Legat auf. Als er zu Pferde stieg, rief er Luthern noch zu: „Seht zu, daß ihr euch zum Concil bereit haltet." „Ja, Herr," erwiderte Luther, „mit diesem meinem Hals und Kopf."

So schied Luther von dem Legaten, der zehn Jahre später selber zur lutherischen Lehre übertrat. Jenes Tischgespräch aber läßt uns recht deutlich empfinden, daß sich seit 1518 die Zeiten gewaltig geändert hatten.

In den folgenden Jahren gestalteten sich die Verhältnisse für die Protestanten noch günstiger. Der Schmalkaldische Bund gewann immer mehr Mitglieder. Die beiden Pommernfürsten, Ulrich von Würtemberg und eine Anzahl Städte schlossen sich an,

und das Bündnis, das anfänglich auf sechs Jahre geschlossen war, wurde auf zehn Jahre erneuert. Auch zwei ausländische Könige suchten jetzt allen Ernstes politische Anlehnung an den Bund.

Der eine war König Franz von Frankreich, des Kaisers alter Feind. Derselbe that plötzlich sehr lutherisch, redete von Reformation und wollte sogar Luther und Melanchthon nach Frankreich haben. Melanchthon hatte auch Lust zu gehen und war, als der Kurfürst die Erlaubnis verweigerte und ihm Vorwürfe machte, daß er sich schon so tief in Verhandlungen eingelassen hatte, sehr aufgebracht. Der Kurfürst aber hatte gewiß recht, wenn er es vermied, durch Verbindung mit einem Feind des Kaisers das damals bestehende friedliche Einvernehmen im Reich zu stören; und warum er gerade Melanchthon nicht mit einer solchen Aufgabe betraut sehen wollte, sprach der verständige Fürst selber aus mit den Worten: „Wir tragen nicht wenig Sorge, so Philipps in Frankreich reisen werde, er werde viel nachlassen, das hernach Dr. Martinus und die andern Theologi nicht werden einräumen können."

Der andere gekrönte Ausländer, der sich dem Bunde näherte, war König Heinrich VIII. von England. Derselbe hatte, um sich mit einem Hoffräulein verbinden zu können, den Plan gefaßt, sich von seiner Gemahlin Katharina, einer Tante Carls V., scheiden zu lassen, und gab als Grund für diesen Schritt an, er könne gewissenshalber diese Ehe nicht aufrecht erhalten, da die Königin seines verstorbenen Bruders Weib gewesen und also seine Ehe mit ihr nach der Schrift unerlaubt sei. Da der Papst, der sich den Kaiser nicht zum Feind machen wollte, die beabsichtigte Scheidung nicht billigte, so sagte sich Heinrich von ihm los und sandte nun in ganz Europa Unterhändler an die Universitäten, um Gutachten zu seinen Gunsten zu gewinnen. Auch die Wittenberger Theologen wurden um ein solches angegangen; dasselbe fiel aber dahin aus, daß der König seine Gemahlin behalten müsse. Jetzt im Jahre 1535 kamen Gesandte vom König an den sächsischen Hof und an den Schmalkaldischen Bund; es wurden bis ins nächste Jahr hinein Verhandlungen

gepflogen, bei denen sich aber schließlich herausstellte, daß der König mit den Lutheranern im Grunde nur insofern einig sei, als auch er gegen den Papst zu Felde lag; aus der Verbindung wurde nichts, und Luthern hatten die Verhandlungen schon viel zu lange gedauert. Er hatte zwar anfänglich des Königs Gesuch, der besonders mit Melanchthon persönlich in England über die Lehre verhandeln wollte, beim Kurfürsten unterstützt, war aber dann mehr und mehr zu der richtigen Überzeugung gekommen, daß der König eben so wenig ein Lutheraner sei wie der Papst, und es war ihm nur leid um die Unkosten, welche dem Kurfürsten aus den nutzlosen Verhandlungen erwuchsen.

Hingegen kam im Jahre 1536 ein anderes Friedenswerk zustande.



30

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Wittenberger Concordie.

Unter denen, welche Luther auf der Koburg aufsuchten, ist oben Martin Butzer genannt worden. Mit jenem Besuch hatte es folgende Bewandtnis. Schon in Augsburg hatte Butzer auf alle Weise eine Verbindung mit den Lutheranern gesucht. Da ihm das nicht gelungen war, hatten zwar die oberdeutschen Städte Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau ein eigenes Bekenntnis, die sogenannte Vierstädte-Confession, eingereicht; Butzer aber hatte seine Bemühungen nicht aufgegeben und sich nach einer Unterredung mit Melanchthon und Regius brieflich und mit einer Reihe Artikel, die er Letzterem mitgab, an Luther gewandt. Da weder von diesem noch von Regius Antwort kam, setzte sich Butzer zu Pferd und ritt sporenstreichs nach Koburg. An einem Sonntagabend kam er daselbst an, und am nächsten Morgen begab er sich auf die Feste. „Da hat mich“, berichtet er, „Dr. Luther zum Imbiß geladen, und nach dem Imbiß haben wir Gespräch mit einander gehalten“. Luther wollte von Einigungsartikeln nach Butzerscher Art, die jeder nach seinem Sinn deuten könnte, nichts wissen. „Den andern Tag“, berichtet Butzer weiter, „bin ich wiederum zum Imbiß kommen, wie er befohlen. Nach dem Tische haben wir

wiederum von diesem Handel geredet. Zuletzt, als er nicht vermochte dahin beredet werden, daß die Unseren nicht unwürdiglich von diesem Geheimnis gelehrt hätten, und er in dieser seiner Meinung verharrte, es wäre durchaus vonnöthen, daß wir die Unseren wiederum auf den rechten Weg zurückriefen, fügte er hinzu, um Ärgernis zu vermeiden, wolle er nicht, daß wir urplötzlich die Meinung änderten. Dazu habe ich eingewilligt, die Meinen zu ermahnen". Über Luthers Person schreibt Butzer: „Ich habe den Mann befunden, daß er wahrhaft Gott



Martin Butzer, nach dem alten Reusnerschen Original-Holzschnitt.

fürchtet und die Ehre Gottes von Herzen sucht." Luther wiederum berichtet bald darauf: „Es ist Hoffnung, daß die Sacramentirer, wenigstens die Straßburger, sich mit uns aussöhnen; denn Butzer wurde abgeschickt, um mit mir in Koburg vertraulich zu verhandeln, und wenn das, was er sagt, nicht täuscht — ich habe ihn ermahnt, offen zu sein —, so ist die Hoffnung nicht gering."

Butzer fuhr nun in seiner Arbeit fort, und es spricht zu seinen Gunsten, daß die Sätze, zu deren Annahme er seine Leute zu bewegen suchte, diesen zu lutherisch erschienen und besonders

die Züricher sie von sich wiesen. Bald aber wurden die beiden Häupter der Reformirten, Zwingli und Öcolampad, schnell nach einander abgerufen. Die Züricher reizten durch eine politische Maßregelung der katholischen Kantone diese zu einem Ausbruch des alten Grolls; die Bergkantone griffen wie ein Mann zu den Waffen und stürzten sich auf Zürich. Bei Kappel kam es am 11. October 1531 zur Schlacht, und von gewaltiger Übermacht wurden die Züricher geschlagen; ein Viertel von ihnen blieb todt auf dem Schlachtfeld. Unter einem Baum lag schwer verwundet auch Zwingli, der als Feldprediger mitgezogen war. „Willst du beichten und die Mutter Gottes anrufen?" schrieen ihn zwei feindliche Krieger an, und als er darauf mit dem Kopf schüttelte, schlug ihm ein Hauptmann von Unterwalden den Todesstreich. Am folgenden Tage wurde sein Leichnam geviertheilt, verbrannt und die Asche in den Wind gestreut. Luther war bei der Nachricht von diesen Ereignissen tief bewegt und sah in Zwinglis Ende ein Gottesgericht wie einst über Münzer. — Sechs Wochen später starb auch Öcolampad.

Butzer aber ließ sich trotz der scharfen Äußerungen, die Luther immer wieder über die Sacramentirer that, von seinem Ziel nicht abbringen. Wieder war es Philipp von Hessen, der dazu die Hand bot, und auf sein Veranstalten fand mit Luthers Zustimmung am 27. December 1534 eine Unterredung zwischen Butzer und Melanchthon zu Kassel statt, bei der sich Butzer zu den Sätzen bekannte, die Luther geschickt hatte, und in denen klar und scharf, so scharf, wie kaum je zuvor, seine Lehre ausgesprochen war. Melanchthon kannte Luthern gut genug, um zu wissen, daß dieser alles thun würde, damit auch der Schein gemieden bleibe, als hätte er ohne wirkliche Einigkeit in der Lehre die Hand zu kirchlicher Vereinigung geboten. Er war deshalb voller Besorgnisse, die Eintrachtsverhandlungen möchten mit noch größerer Zwietracht enden. Dazu war er selber von Zweifeln in Betreff der streitigen Lehre geplagt; er konnte sogar einem vertrauten Freunde schreiben, er sei zu Kassel „Bote einer fremden Meinung" gewesen, und die Reden, welche er nach seiner Rückkehr von Kassel führte, gefielen Luthern gar

nicht; sie klangen ihm fast Zwinglisch. Um so erfreulicher war, wie Butzer sich vernehmen ließ. Dennoch fuhr Luther nicht schnell zu, sondern besah und erwog sorgfältig die Erklärungen, welche Butzer abgegeben hatte, und die Bekenntnisformel, welche derselbe vorlegte, und mit der sich auch die Augsburger schon einig erklärt hatten. Nach solcher gewissenhaften Prüfung ließ er sich in den letzten Tagen des Januars vernehmen, weil jene jetzt der Augsburgischen Confession gemäß lehren wollten, so könne er für seine Person die Vereinigung nicht abschlagen, und da sie deutlich bekennten, daß Christi Leib wahrhaftig und wesentlich im Brot gereicht, empfangen und gegessen werde, so gebe er sich mit ihren Worten zufrieden; doch solle man mit dem Abschluß der Concordia noch warten, bis das trübe Wasser auf beiden Seiten sich gesetzt habe und das hie und da noch vorhandene Mißtrauen geschwunden sei. Auch wollte er, daß die Sache nicht zwischen ihm und Butzer, sondern mit Zuziehung mehrerer von beiden Seiten abgeschlossen werde, da er, wie er seine Ueberzeugung nicht anderen opfern wollte, auch auf niemand durch sein Ansehen einen Druck üben wollte. Indes war er jetzt, nachdem er zu der Sache Vertrauen gewonnen hatte, mit Herz und Hand dabei. Seine herzliche Bereitwilligkeit zu einer wirklichen Einigung in einem Glauben und Bekenntnis sprach er in jenen Tagen aus mit den Worten: „Mir ist nichts Fröhlicheres die ganze Zeit des wiederaufgegangenen Evangelii widerfahren, als daß ich nach dem kläglichen Zwiespalt endlich eine Concordiam hoffen, ja sehen kann. Wenn diese Concordia befestigt ist, will ich mit freudigen Thränen singen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn ich werde der Kirche den Frieden hinterlassen. Seid versichert, daß ich, so viel an mir ist, alles treu und fröhlich thun und leiden werde, was zur Vollendung dieser Concordie möglich ist.“ Es wurden auch Schritte gethan, eine Zusammenkunft möglichst vieler der Betheiligten zum Zweck einer förmlichen gegenseitigen Anerkennung herbeizuführen. Da Luther damals sehr leidend war, so mußte ein für ihn bequem gelegener Ort gewählt werden, und der Kurfürst entschied für Eisenach.

So ergingen denn jetzt Einladungen zu einer Zusammenkunft am genannten Ort auf den 14. Mai 1536. Als aber die Oberdeutschen schon auf der Reise waren, stellte es sich heraus, daß Luther auch für die Reise nach Eisenach zu schwach war. Dazu kamen aber noch Umstände, welche dazu angethan waren, das Zustandekommen der Einigung wieder gänzlich in Frage zu stellen. Es erschien nämlich im Druck eine nachgelassene Schrift Zwinglis, in welcher nicht nur die Zwinglische Abendmahlslehre ganz nackt hervortrat, sondern auch der Verfasser dem „christlichen König" von Frankreich, an den die Schrift gerichtet war, die Hoffnung an die Hand gab, daß er in jenem Leben bei Christo und den Seligen des alten Bundes auch die weisen Heiden Sokrates, Aristides und andere finden werde. Diese Schrift hatte Zwinglis Nachfolger Bullinger in der Vorrede als Zwinglis Schwanengesang gepriesen, in dem sich dieser selber übertroffen habe. Um dieselbe Zeit erschien ferner eine Sammlung Briefe von Zwingli und Öcolampad, denen ein Brief Butzers als Vorwort vorangestellt war. Doch trat Luther nicht zurück; er bat vielmehr, daß, um ihm die Gegenwart zu ermöglichen, die Versammlung in Grimma abgehalten werde. Die Oberländer aber reisten jetzt gleich bis Wittenberg, wo sie am 21. Mai ankamen.

Als die beiden Straßburger Butzer und Kapito am nächsten Tag, einem Montag, Luther in seiner Wohnung besuchten, machte dieser durchaus keinen Hehl aus den Bedenken, die ihm wieder gekommen waren, und hob hervor, daß eine äußerliche Vereinigung ohne innere Einigkeit das Übel nur hundertmal ärger machen würde; lieber solle man die Sache bleiben lassen, wo sie jetzt sei. Hierauf antwortete Butzer, der Argwohn, den Luther ausspreche, sei unbegründet; jene Briefe mit seinem Brief als Vorrede seien ohne sein Wissen und Wollen eigenmächtig von dem Drucker veröffentlicht worden; es sei auch ihnen voller Ernst mit der Concordie, die schon längst abgeschlossen sein könnte, wenn man sich nicht auf beiden Seiten mißverstanden hätte. Das genügte jedoch Luthern noch nicht; er wollte, jene sollten widerrufen, was sie früher gelehrt hätten;

er wolle dann auch anerkennen, wo er in Schriften zu hart gewesen sei. Jene sollten besonders dazu sich bekennen, daß auch die Gottlosen im Abendmahl den wahren Leib Christi genössen. Ob sie das könnten und wollten, möchten sie mit ihren Freunden noch einmal überlegen und am nächsten Tag ihre Erklärung abgeben.

Am Nachmittag des folgenden Tages kamen die sämtlichen Vertreter der beiden Parteien wieder bei Luther zusammen. Butzer, der für die Oberländer das Wort führte, erklärte nun, sie glaubten und lehrten einstimmig, daß auch unwürdige Gäste den wahren Leib und das wahre Blut Christi im Abendmahl empfingen, und deshalb diejenigen, welche ohne wahren Glauben hinzu nahten, das Sacrament zum Gericht genössen. Nur bei solchen Gottlosen, die Christi Wort und Einsetzung verkehrten, könnten sie eine wahrhaftige Genießung des Leibes und Blutes Christi nicht annehmen. Wiederholt erklärte er, daß sie im Übrigen die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl nicht abhängig machten von dem Glauben und Unglauben des Genießenden. Falls sie sich aber noch nicht klar genug ausgedrückt hätten, möge man noch weitere Fragen an sie stellen. Nachdem sie darauf, jeder einzeln, auf Befragen bezeugt hatten, daß sie ganz wie Butzer lehrten und ohne Rückhalt mit der Augsburgischen Confession einverstanden seien, auch aufs neue um Aufnahme in die Glaubensgemeinschaft gebeten hatten, zogen sich die sächsischen Theologen mit Luther in ein Nebenzimmer zurück. Nach einer kurzen Besprechung kam Luther wieder und sprach mit freudig gehobener Stimme und strahlendem Antlitz: „Würdige Herrn und Brüder! Wir haben nun euer aller Antwort und Bekenntnis gehört, daß ihr glaubet und lehret, daß im Abendmahl der wahre Leib und das wahre Blut des Herrn gegeben und empfangen werde und nicht allein Brot und Wein, auch daß dies Übergeben und Empfahen wahrhaftig geschehe, nicht imaginarie (einbildungsweise), stoßet euch allein der Gottlosen halber, bekennet doch, wie der heilige Paulus sagt, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn empfangen, wo die Einsetzung

und Worte des Herrn nicht verkehret werden. Darob wollen wir nicht zanken. Weil es denn also bei euch stehet, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unsere lieben Brüder im Herrn, so viel diesen Artikel belanget. Vom öffentlichen Ausschreiben dieser Concordie wollen wir hernachher reden, wenn die andern Artikel auch verhandelt sein werden. Philippus soll nun diesen Artikel in Schrift verfassen."

Alle hörten mit gefalteten Händen, Butzer und Capito mit Thränen in den Augen, diese Worte an. Nachdem man sich gegenseitig die Hand gereicht hatte, wurde, da es spät geworden war, die weitere Verhandlung auf den nächsten Tag verschoben, und die Versammlung ging auseinander.

Die übrigen Punkte, von der Taufe, von der Absolution und von der Gewalt des Predigtamts, wurden am Mittwoch ohne Schwierigkeiten erledigt. Am nächsten Tag feierte man das Himmelfahrtsfest, wobei Luther eine gewaltige Predigt hielt über den Text Marci 16, 15: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur." Am Freitag legte dann Melanchthon die von ihm aufgesetzte Formel über das h. Abendmahl vor, und dieselbe wurde von beiden Theilen ohne Widerspruch angenommen.

Am Sonntag predigte morgens Alber aus Reutlingen, mittags Butzer, abends Luther. Durch eine gemeinsame Abendmahlsfeier nach lutherischem Ritus fand die geschlossene Vereinigung einen lieblichen Ausdruck. Abends waren Butzer und einige der Seinen bei Luther gemüthlich zu Tisch. „Als nun," berichtet ein Ohrenzeuge, „über Tische etzliche Reden von gehaltener Predigt mit einfielen, spricht Lutherus zu Bucero, es habe ihm die heutige Predigt gar wohl gefallen; doch bin ich ein viel besserer Prediger als Ihr. Ja, sagte Bucerus, dieses Zeugnis geben Euch alle diejenigen, so Euch gehöret haben, und muß Eure Predigten jedermann loben.' ‚Nicht also,' spricht Lutherus, ‚Ihr sollt mirs nicht für einen Ruhm auslegen; denn ich erkenne meine Schwachheit, und weiß keine so scharfsinnige und gelehrte Predigt zu thun wie Ihr. Aber wann ich auf die Kanzel trete, so sehe ich, was ich

für Zuhörer habe; denen predige ich, was sie verstehen können; denn die Meisten sind arme Laien und schlechte Wenden. Ihr aber suchet Eure Predigt gar zu hoch und schwebet in den Lüften, im Gaischt, Gaischt; darum gehören Eure Predigten nur für die Gelehrten; die können meine Landsleute allhier, die Wenden, nicht verstehen. Darum thue ich wie eine getreue Mutter, die ihrem weinenden und säugenden Kinde die Brüste bald ins Maul hänget und ihm Milch zu trinken giebt, davon das Kind besser gelabet und gewartet wird, als wenn sie ihm ein Zuckerrosat oder anderen köstlichen Syrup aus der Apotheken wollte eingießen. Diesem Brauch soll ein jeder Prediger folgen und dahin sehen, was er für Zuhörer habe, ob sie auch verstehen und fassen können, was er predigt, und nicht wie gelehrt er sei."

Am Montag wurden dann die Einigungsartikel, zu denen nun auch die Sätze über Taufe und Absolution gekommen waren, von allen Betheiligten unterzeichnet, und noch an demselben Tage traten die Gäste nach einem herzlichen Abschied die Heimreise an.

An den Kurfürsten berichteten Luther und Melanchthon, daß „Bucerus und seine Gefährten von ihrem Irrtum abgestanden, denselben erkennet und bekennet, öffentlich widerrufen und sich zu der Bekenntnis der Lehre in unserer Kirche gewandt."

Vierunddreißigstes Kapitel.

Schmalkalden.

Wenige Wochen nach dem Abschluß der Wittenberger Concordie schrieb der Papst ein Concil aus, das im Mai 1537 zu Mantua gehalten werden sollte. Als ein Zweck dieses Concils wurde die „Ausrottung der giftigen lutherischen Ketzerei“ angegeben. Johann Friedrich war sofort der Ansicht, daß man auf ein solches Concil, das die Lehre, die da besehen werden sollte, von vorne herein als eine giftige Ketzerei behandeln wolle, nicht eingehen könne. Da hingegen Luther und Melanchthon die Beschickung des Concils dennoch empfahlen, damit man nicht den Anschein gebe, als wolle man den Frieden nicht, so gab der Kurfürst Luthern den Auftrag, seine Lehre, bei der er bis an sein Ende bleiben wolle, in Artikel zu fassen und diese dann den andern Theologen zur Unterschrift vorzulegen, damit man solches Bekenntnis, falls es ja zu einem Concil käme, daselbst vorlegen könne. Sofort machte sich Luther an die Arbeit, und schon in der Weihnachtszeit konnte er seine Artikel den Wittenberger Collegen und anderen Freunden vorlegen; mit deren Unterschriften versehen schickte er das Bekenntnis am 3. Januar dem Kurfürsten zu. Es zerfiel in drei Theile; von

diesen umfaßte der erste die „hohen Artikel der göttlichen Majestät“, der zweite die „Artikel, so das Amt und Werk Jesu Christi oder unser Erlösung betreffen“; der dritte hatte die Überschrift: „Folgende Stücke oder Artikel mögen wir mit Gelehrten, Vernünftigen oder unter uns selbs handeln. Der Papst und sein Reich achten derselben nicht viel, denn conscientia (das Gewissen) ist bei ihnen nichts, sondern Geld, Ehr und Gewalt ists gar.“ Unter den Stücken, von denen man nichts nachgeben könne, nannte Luther zu oberst die Lehre, daß wir ohne eigenes Verdienst allein aus Gnaden durch den Glauben gerecht und selig werden; „von diesem Artikel“, hieß es da, „kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will. Und auf diesem Artikel stehet alles, was wir wider den Papst, Teufel und Welt lehren und leben.“ Die Messe war bezeichnet als „der größte und schrecklichste Greuel, als die stracks und gewaltiglich wider diesen Hauptartikel strebe“. Von der Behandlung dieses Stücks auf dem Concil schreibt Luther hier: „Dieser Artikel von der Messe wirds ganz und gar sein im Concilio. Denn wo es möglich wäre, daß sie uns alle andern Artikel nachgäben, so können sie doch diesen Artikel nicht nachgeben, wie der Campegius zu Augsburg gesagt hat, er wollt sich ehe auf Stücke zerreißen lassen, ehe er wollt die Messe fahren lassen. So werde ich mich auch mit Gottes Hilfe ehe lassen zu Aschen machen, ehe ich einen Meßknecht mit seinem Werk, er sei gut oder böse, lasse meinem Herrn und Heiland Jesu Christo gleich oder höher sein. Also sind und bleiben wir ewiglich gescheiden wider einander. Sie fühlens wohl, wo die Messe fällt, so liegt das Papsttum.“ Dann führt er noch das „Ungeziefer und Geschmeiß“ an, das „dieser Drachenschwanz, die Messe, gezeuget“ habe. Vom Papst sagt er, „daß er der rechte Antichrist oder Widerchrist sei, der sich über und wider Christum gesetzt und erhöht hat, weil er will die Christen nicht lassen selig sein ohne seine Gewalt, welche doch nichtes ist.“ — „Darum“, heißt es schließlich, „so wenig wir den Teufel selbst für einen Herrn oder Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel, den Papst oder Antichrist, in seinem Regi=

ment zum Haupt oder Herrn leiden. Denn Lügen und Mord, Leib und Seel zu verderben ewiglich, das ist sein päpstlich Regiment eigentlich, wie ich dasselbe mit vielen Büchern beweiset habe." Daran knüpft er eine Erinnerung, daß von diesen Artikeln die Papisten im Concil nicht das geringste Stücklein stehen lassen würden.

Aber auch die Artikel des dritten Theils sieht Luther nicht als solche an, über die noch Zweifel vorhanden wären, die das Concil entscheiden sollte. Mit den „Gelehrten und Vernünftigen" meint er in der Überschrift dieses Theils nicht das Concil, von dem er gar nicht erwartet, daß es sich mit denselben beschäftigen werde; und am Ende schreibt er: „Dies sind die Artikel, darauf ich stehen muß und stehen will bis in meinen Tod, ob Gott will, und weiß darinnen nichts zu ändern noch nachzugeben."

Dies Bekenntnis trat allerdings nicht so leise auf wie die Augsburgische Confession, und bezeichnend ist, daß von allen den Theologen, die es unterzeichneten, nur Melanchthon dies mit einem Vorbehalt that in den Worten: „Ich, Philippus Melanchthon, halte diese obgestalte Artikel auch für recht und christlich. Vom Papst aber halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig sein mögen, seine Superiorität über die Bischöfe, die er sonst hat, iure humano (nach menschlichem Recht) auch von uns zugelassen sei." Der Kurfürst hingegen sprach Luthern rückhaltlos seinen Dank aus für dies reine, lautere Bekenntnis und erklärte, daß er sich vor dem Concil und der ganzen Welt dazu bekennen wolle.

Über die Theilnahme am Concil sollte auf einer Versammlung der evangelischen Stände zu Schmalkalden berathen werden, und an diesen Verhandlungen sollten nach des Kurfürsten Wunsch Luther, Melanchthon und Bugenhagen theilnehmen; die übrigen Stände wollten ebenfalls Theologen mitbringen. Am 7. Februar kam der Kurfürst mit den Seinen in Schmalkalden an. Außer den Fürsten und Abgeordneten der Städte

kamen hier in diesen Tagen etwa 40 Theologen zusammen; auch ein kaiserlicher Gesandter und ein päpstlicher Legat, letzterer mit Briefen von seinem Herrn, stellten sich ein.

Bald aber betraf die Hauptsorge der Versammelten nicht das Concil, sondern das Leben des Mannes, der sie alle um eines Hauptes Länge überragte. Luther hatte nämlich schon seit längerer Zeit von Steinbeschwerden zu leiden gehabt. Am 9. Februar predigte er in der großen Stadtkiche; noch an demselben Tage aber machten sich jene Leiden wieder bemerkbar. Zwar trat fürs erste wieder Besserung ein, und die Woche verlief ruhig. Die Verhandlungen waren noch nicht in Gang gekommen, und Luthern wurde das müßige Leben lästig. Am Sonntag predigte er wieder, obschon inzwischen eine Verschlimmerung seines Zustandes eingetreten war. Das Leiden nahm jetzt mächtig überhand. Die Ärzte, deren einer aus Erfurt herbeigerufen worden war, gaben sich alle Mühe. „Sie gaben mir", erzählte er später, „Tränke, wie wenn ich ein großer Ochse wäre". Auch äußerliche Mittel wurden angewendet; aber vergeblich; der Patient wurde nur immer schwächer dabei, und es gewann den Anschein, als sollte es jetzt mit ihm zu Ende gehen. Luther selbst war mit ruhiger Ergebung in Gottes Willen zum Sterben bereit. Furchtbar waren die Schmerzen, die er zu erdulden hatte. „Wenn es länger anhält," sagte er, „so werde ich wohl noch toll werden," und: „Wäre nicht der Glaube an



Kurfürst Johann Friedrich „der Großmüthige" nach einem Gemälde von Cranach.

Christum, so wäre es kein Wunder, wenn ich mir mit einem Schwert das Leben nähme." Dennoch blieb er geduldig und sprach: „Haben wir gutes empfangen von der Hand des Herrn und sollten nun das Böse nicht auch annehmen? Wie's dem Herrn gefällt, so ists geschehen, der Name des Herrn sei gelobt. Oft genug habe ich das Spiel getrieben wider Papst und Teufel, und der Herr hat mich wunderbar gerettet und gestärkt; wie sollte ich nicht mit Gleichmuth tragen, was er nach seinem Willen mit mir macht?" Dabei beschäftigten ihn immer die Gedanken an die Noth der Kirche. Mit Thränen bat er Gott, nach seinem Tode das Wort zu erhalten. „Ich sterbe als ein Feind deiner Feinde," sprach er, „ein Verbannter deines Feindes, des Papstes, auf daß dein Feind wieder sterbe in deinem Bann." Auch sprach er Besorgnisse aus in Betreff der Wittenberger Universität; er fürchtete, es möchte nach seinem Tode daselbst die Eintracht gestört werden. Nur das Scheiden von Weib und Kindern wollte ihm schwer fallen, und er empfahl dieselben seinem Kurfürsten, der auch versprach, sie zu halten wie die Seinen. Doch da er immer schwächer wurde, auch Erbrechen sich einstellte, seufzte er: „Ach lieber Vater, nimm das Seelchen in deine Hand, ich will dir danken und preise dich. Fahre hin, du liebes Seelchen, fahre in Gottes Namen."

Da immer keine Änderung eintrat, hielten es die Ärzte für gerathen, den Kranken nach Gotha zu bringen, wo der Unruhe und dem Mangel an Arzeneien abgeholfen wäre. Ein kurfürstlicher Wagen nahm am 26. ihn, den Erfurter Arzt Sturz, Bugenhagen, Spalatin und Mykonius auf; ein anderer Wagen wurde mit den nöthigen Geräthen für die Krankenpflege, besonders Kohlenbecken zum Tücherwärmen, beigegeben. Am Wagen nahmen die Freunde Abschied, und Luther schlug ein Kreuz über sie mit den Worten: „Der Herr erfülle euch mit seinem Segen und mit Haß wider den Papst."

Man hatte befürchtet, daß das Fahren dem Kranken Schmerzen bereiten würde, und das kam; aber die Erschütterung des Fahrens auf der rauhen Bergstraße hatte noch eine Wirkung, auf die man nicht gerechnet hatte: sie verschaffte dem

Patienten die Entleerung, welche ihm fehlte, „Luther lebt, Luther lebt!“ tönte es nicht viele Stunden darauf in Schmalkalden vor dem Hause des päpstlichen Legaten; es war der Bote, der in der Nacht um 2 Uhr mit der frohen Kunde von Tambach aufgebrochen war. Noch in jener Nacht hatte Luther einen glücklichen Brief an Melanchthon geschrieben und ihm die Wendung in seinem Zustand, während sie noch im Vollzug war, angekündigt. Auch an seine Frau schrieb Luther sogleich: „Ich bin todt gewest und hab dich mit den Kindlein Gott befohlen und meinem guten Herrn, als würde ich euch nimmermehr sehen; hat mich euer sehr erbarmet, aber ich hatte mich dem Grabe beschieden. Nu hat man so hart gebeten für mich zu Gott, daß vieler Leute Thränen vermocht haben, daß .. mich dünket, ich sei wieder von neuem geboren. Darum danke Gott, und laß die Muhme Lenen dem rechten Vater danken; denn ihr hättet diesen Vater gewißlich verloren.“

Leider war die eingetretene Besserung nicht nachhaltig. In Gotha stellten sich die Beschwerden aufs neue mit solcher Heftigkeit ein, daß wieder das Ende vorhanden schien. Wieder schickte sich Luther zum Sterben; er beauftragte Bugenhagen, seine Käthe zu trösten, die Wittenberger Collegen, besonders das liebe Philippchen, in seinem Namen um Verzeihung zu bitten, wo er wider sie gesündigt, auch den Kurfürsten und den Landgrafen von ihm zu grüßen und ihnen zu sagen, daß sie sich durch die Anfeindungen der Papisten nicht stören lassen sollten, sondern getrost fortfahren in ihrer Arbeit fürs Evangelium. Auch sprach er nochmals aus, daß er über sein Stürmen gegen das Papsttum ein gutes Gewissen habe. „Ich zwar“, schloß er, „bin jetzo bereit zu sterben, wenn nur mein Heiland Christus Jesus will; dennoch lebte ich gern bis aufs Pfingstfest, damit ich die römische Bestie, den Papst und sein Reich, im offenen Druck vor der ganzen Welt möchte härter anklagen, das ich wahrhaftig thun will, so mich Gott leben läßt, und soll mirs kein Teufel wehren. Wo ich aber sterbe, werden gewißlich nach mir kommen, die es ihm auch nicht schenken sollen. Und nun befehle ich meine Seele in die treue Hand meines Erlösers

Jesu Christi, welchen ich gepredigt und der Welt bekannt habe.“ Dann beichtete er noch und ließ sich von Bugenhagen die Absolution ertheilen.

Es schien, als sollte der Wunsch, den Luther in Schmalkalden ausgesprochen hatte, daß er wenigstens in seines Kurfürsten Landen sterben und begraben werden möchte, hier in Gotha erfüllt werden. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Am nächsten Morgen wunderte sich Luther, daß er noch am Leben sei. Bald finden wir ihn wieder in kirchlichen Verhandlungen.

Schon in Schmalkalden hatte Butzer ihm Nachrichten aus der Schweiz gebracht nebst einem Brief des Basler Bürgermeisters Meyer und Luther hatte diesen Brief freundlich beantwortet und versprochen, was er könne, zu thun, daß auch zwischen ihnen eine rechte Einigung zu Stande komme, doch dabei gebeten, daß man „nicht die ruhenden Vögel scheuche.“ Weitere Besprechungen waren durch Luthers Krankheit unmöglich gemacht worden; auf die guten Nachrichten von Tambach hatte sich aber Butzer mit dem Augsburger Prediger Wolfhart aufgemacht und war Luthern nachgereist. In Gotha trafen sie diesen zwar noch bedenklich krank; aber bei aller Schwachheit gewährte er ihnen bereitwilligst eine Unterredung. Wieder warnte er sie herzlich vor allem „Umhermänteln“; übrigens wollte er, wenn er wieder gesund würde, den Schweizern treulich mit einer Schrift dienen. Dies Versprechen hat Luther noch in demselben Jahre gehalten, es kam auch zu weiteren Verhandlungen, von denen Luther noch immer einen guten Ausgang hoffte, bis er einsehen mußte, daß die Schweizer von der Zwinglischen Lehre nicht lassen wollten, und die Unterhandlungen einschliefen.

In Gotha trat jetzt bei dem kranken Luther endlich entschiedene Besserung ein, indem sechs Steine, darunter einer von der Größe einer Bohne, von ihm gingen.

In Schmalkalden gediehen indes die Verhandlungen rasch zum Abschluß. Die Stände erklärten, mit einem Concil wie dem vom Papst jetzt ausgeschriebenen, wo sie auf fremdem

Boden als die Verklagten erscheinen müßten und der Papst Ankläger und Richter sein würde, sei ihnen nicht gedient; sie hätten ein freies christliches Concil verlangt, und auf einem solchen müßten sie bestehen. Des Papstes Briefe schickten sie uneröffnet zurück.

Der Zweck, für den Luther jene Artikel aufgesetzt hatte, war somit hingefallen. Da jedoch schon eine Anzahl Unterschriften unter dem schönen, kräftigen Bekenntnis standen, so ging man damit weiter und ließ auch andere durch ihre Unterschrift sich zu dieser Darstellung der lutherischen Lehre bekennen; einige hatten auf der Reise unterzeichnet, die meisten unterzeichneten während des Convents in Schmalkalden, und das Bekenntnis, das zu den Symbolen unserer Kirche gehört, trägt den Namen: „Die Schmalkaldischen Artikel." Ferner wurde ein von Melanchthon verfaßter Tractat über den Primat des Papstes ebenfalls zur Unterschrift vorgelegt und so von den Theologen als gemeinsames Bekenntnis anerkannt. Außerdem wurde die Augsburgische Confession und deren Apologie nochmals vorgenommen, und der Bundesabschied berichtete: „Unsere Gelehrten, die sich von allen Artikeln unserer Confession christlich unterredet, sind in allen Punkten übereingekommen, wie Confession und Apologie enthält; nur einen Artikel über des Papstes Primat haben sie etwas weiter gestellt." Endlich bekannten sich hier die Fürsten und abgeordneten Theologen jetzt förmlich zu der in Wittenberg mit den Oberdeutschen geschlossenen Concordie.

Kehren wir nun zu unserm Luther zurück, den wir in Gotha gelassen haben. Derselbe war mit größter Sorgfalt über Erfurt zunächst nach Weimar gebracht worden. Dort holte ihn der vom Convent kommende Melanchthon ein. Jonas und eine Nichte Luthers waren diesem von Wittenberg entgegengereist. In Altenburg wurde bei Spalatin Rast gehalten, und am 14. März kam man glücklich in Wittenberg an. Luther war noch einige Zeit sehr schwach; doch ehe der Monat zu Ende war, stand er wieder als fleißiger Passions- und Osterprediger auf der Kanzel.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Erntetage bei Gewitterluft.

Während Luther in Wittenberg sich seinen mancherlei Obliegenheiten widmete, wurden draußen im Reich angesponnene Fäden weiter gesponnen und neue angelegt. Als es bekannt wurde, daß die vom Schmalkaldischen Bund des Papstes Concil abgelehnt hatten, glaubten die eifrigen Papisten, jetzt werde der Kaiser zum Losschlagen zu bewegen sein. Um für diesen Fall auch eine geschlossene Macht in Bereitschaft zu haben, schlossen im Jahre 1538 die Fürsten Georg von Sachsen, Heinrich von Wolfenbüttel, Erich von Kalenberg zu Nürnberg ein Bündnis, dem auch König Ferdinand und später der Kaiser beitraten, und der kaiserliche Vicekanzler Held, der die Sache besonders betrieben hatte, bemühte sich, es bald zum offenen Kampf zu treiben. Damit verdiente er sich jedoch beim Kaiser schlechten Dank. Wieder drängte der Türke, und man konnte die Hilfe der Schmalkaldischen jetzt nicht entbehren, viel weniger sie zum Kampf herausfordern. So kam es anstatt zum Krieg mit den Evangelischen am Anfang des Jahres 1539 in Frankfurt zu einem neuen Vergleich mit ihnen, wobei sogar wieder eine friedliche Beilegung der kirchlichen Zwistigkeiten in Aussicht genommen wurde. Dazu trat gerade jetzt im Herzogtum Sachsen eine

den Evangelischen in mehrfacher Hinsicht günstige Veränderung der Verhältnisse ein. Am 17. April wurde nämlich Herzog Georg aus diesem Leben abgerufen. Mit ihm hatte Luther nach dem Augsburger Reichstag noch wiederholt Händel gehabt. Schon anläßlich jener beiden Schriften über den Reichstag, der Glosse über das kaiserliche Edict und der Warnung an seine lieben Deutschen, waren sie an einander gerathen. Der Herzog hatte nämlich unter falschem Namen eine Erwiderung ausgehen lassen, der Luther wiederum mit einer aus dem Salz gelangten Schrift unter dem Titel: „Wider den Meuchler zu Dresden" begegnet war, worin er sich gegen den ungerechten, „meuchlerischen" Vorwurf der Aufruhrstiftung vertheidigte. Da ihm über diese scharfe Schrift sein Kurfürst Vorhalt gethan hatte, so hatte Luther die „Knoten und Klumpen", die Georg noch bei ihm am Rocken hatte, fahren lassen und geschwiegen. Als dann Georg 1532 eine große Anzahl seiner evangelisch gesinnten Unterthanen aus Oschatz und Leipzig des Landes verwiesen hatte, hatte sich Luther der Vertriebenen tröstend, der noch Bedrohten rathend angenommen*); dies hatte der Herzog als eine Aufreizung seiner Unterthanen ausgelegt, und Luther hatte wieder scharf geantwortet. Auch dieser Streit war aber niedergeschlagen worden. Doch hatte Luther ein bedeutsames Wort gesprochen und den bedrängten Glaubensbrüdern in Leipzig zugerufen, Gott habe seit dem Reichstag zu Worms schon manchen blutdürstigen Verfolger weggerafft; „laßt uns eine kleine Weile harren, was Gott nach dem Reichstag zu Augsburg, ehe denn zehn Jahre um sind, thun wird." Und noch waren die zehn Jahre nicht um, da war Herzog Georg eine Leiche.**) Von seinen beiden Söhnen war ihm der eine

*) „An die aus Oschatz verjagten Christen" „L. V." Bd. 8, S. 79.

**) Es wird erzählt, daß der Herzog auf dem Sterbelager, da er vergebens in der Anrufung der Heiligen Trost und Ruhe suchte, von einem Edelmann mit Erinnerung an sein Sprichwort: „Geradezu giebt die besten Renner", ermahnt worden sei, seine Zuflucht geradezu bei Christo zu suchen, und darauf gerufen habe: „Ei, so hilf du mir, du getreuer Heiland Jesus Christus; erbarme dich über mich und mache mich selig durch dein bitter Leiden und Sterben!"



Herzog Georg „der Bärtige“ von Sachsen, nach einem alten Holzschnitt.

1537, der andere 1539 in den Tod vorangegangen. Jetzt war der Tod so schnell auch über den Vater gekommen, daß dieser ein Testament, durch welches er seinen Bruder Heinrich, der zum Schmalkaldischen Bund gehörte, wenn derselbe nicht zur römischen Kirche zurückkehren und dem Nürnberger Bündnis der katholischen Fürsten beitreten würde, von der Erbfolge ausschließen und sein Land dem Kaiser und dessen Bruder Ferdinand verschreiben wollte, nicht mehr rechtskräftig hatte machen können. So war denn nicht nur der heftigste Feind der lutherischen Lehre dahin, sondern Herzog Heinrich ließ nun seinem Regierungsantritt, dem nichts im Wege stand, die Einführung der Reformation im ganzen Lande auf dem Fuße folgen. Am Vorabend des Pfingstfestes predigte Luther, der mit Jonas zur Huldigungsfeier eingeladen war, in der Kapelle der Pleißenburg, wo er einst mit Eck disputirt hatte, und am folgenden Nachmittag noch einmal in einer der Stadtkirchen, die man ihm während jener Disputation verweigert hatte.

Noch in demselben Jahre kam auch Kurbrandenburg gar in die Reihe der evangelischen Länder, und als im Jahre 1540 Herzog Erich starb, verlor nicht nur der katholische Bund eins seiner Mitglieder, sondern seine Wittwe führte in Braunschweig-Kalenberg die Reformation ein. Die Fürstin selber stand mit Luther und seiner Frau in höchst gemüthlichem Verkehr, und Luther war ihr bei den kirchlichen Reformen in ihrem Lande behilflich.

Daß unter solchen Umständen der Kaiser zu friedlichen Maßregeln in Deutschland geneigt war, wird nicht befremden. Eine Versammlung zu Speier zum Zweck einer „christlichen Vergleichung“ in der Religion, wurde zwar durch eine Seuche vereitelt; doch sollte dieselbe nun in Hagenau stattfinden; Melanchthon wurde vom Kurfürsten dahin abgeordnet; er kam aber nur bis Weimar. Von dort kam ein Brief des Kurfürsten an Luther mit der Aufforderung, sofort nach Weimar zu kommen und Cruciger mitzubringen; Melanchthon sei krank und könne nicht weiter reisen; darum solle Cruciger nach Hagenau

und Luther als Berather des Fürsten in Weimar den Fortgang der Verhandlungen abwarten.

Mit dieser Krankheit Melanchthons hatte es eine eigene Bewandtnis. Landgraf Philipp von Hessen, der mit seiner Gemahlin, einer Tochter des Herzogs Georg, nicht in glücklicher Ehe lebte, war auf den schlimmen Gedanken verfallen, sich ein Fräulein von der Saal, die er lieb gewonnen hatte, als zweite Frau antrauen zu lassen. Anders, meinte er, könnte er sein Fleisch nicht im Zaum halten. Einen Beichtrath, den er durch Butzer von Luther und Melanchthon hatte einholen lassen, hatte er zu seinen Gunsten ausgelegt; er hatte dann am 4. März 1540 wirklich die Vermählung mit Margarethe v. der Saal vollzogen, und Melanchthon, der unter einem Vorwand herbeigelockt worden war, hatte als Zeuge dabei sein müssen. Luther hatte über das, was er in der Angelegenheit gethan hatte, ein gutes Gewissen. Daß man, wie das bis heute reichlich geschehen ist, sein Verhalten in der Sache verurteilen würde, verhehlte er sich nicht. Es wäre ihm auch wohl möglich gewesen, sich zu rechtfertigen; aber er wollte nicht. „Ich will," schrieb er nicht lange nachher, „auf das heimlichste halten, was mir der Landgraf durch Butzern beichtweise entdeckt, auch zu meiner eigenen Schande. Es ist besser, man sage, der Luther habe närrisch gehandelt, .. als daß ich die Ursachen kund mache, um derenwillen wir dem Landgrafen haben nachgegeben." Und daß er des Landgrafen Schritt nicht als berechtigt anerkannte, hat er später wiederholt ausgesprochen; so schreibt er wider Hans Worst: „In Hessen weiß ich von einer Landgräfin, die da ist und soll heißen Frau und Mutter in Hessen, .. ich meine die Herzogin, Herzog Georgens zu Sachsen Tochter. Daß aber ihr Fürsten zum Theil den Holzweg gehet, da habt ihrs leider dahin bracht mit eurem bösen Exempel u. s. w. ." Als aber der Handel nun bekannt wurde und Staub aufwirbelte, gerieth Melanchthon bei dem Gedanken an seinen Antheil an dem Geschehenen und der Furcht vor den Folgen in die größte Angst und Seelennoth, bis er darunter gar zusammenbrach.

Kläglich war der Zustand, in welchem Luther den Freund Philippus fand; es schien, als hätte der Tod sein Werk schon fast vollendet, als wären die Sinne schon geschwunden, die Augen gebrochen. Der Arzt, wieder der berühmte Sturz, war mit seiner Kunst zu Ende; da griff Luther zu der seinen: er stellte sich ans Fenster und betete mit aller Kraft, hielt dem himmlischen Vater alle seine Verheißungen vor und bestand auf Erhörung seiner Bitte. Sie wurde ihm zu theil. Als er gebetet hatte, wandte er sich wieder zu dem Kranken, der nun wieder Lebenszeichen sehen ließ, und da dieser bat, man möchte ihn nicht aufhalten, sondern heimfahren lassen, sprach Luther: „Mit nichten; du mußt unserm Herrn Gott noch weiter dienen.“ Er ließ Speise bringen und befahl: „Du mußt mir essen, oder ich thue dich in den Bann.“ Da aß Melanchthon und erholte sich wieder, und Luther konnte an Freund Lange schreiben: „Wir haben ihn todt gefunden, durch ein offenbares Wunder Gottes lebt er.“ Melanchthon selber hat später gesagt, er wäre damals gestorben, wenn Luther nicht gekommen wäre.

In Hagenau brachte man nichts zustande, als daß neue Verhandlungen für eine Versammlung zu Worms in Aussicht genommen wurden. Dort wurde dann das Religionsgespräch zwar begonnen, aber wieder vertagt, und zwar auf einen Reichstag, den der Kaiser selbst in Regensburg abhalten wollte.

Daß Luther die Bestrebungen nach einer Vereinigung mit den Papisten für hoffnungslos ansah, wissen wir; sehr deutlich hatte er dies noch in den Schmalkaldischen Artikeln ausgesprochen. Die Berechtigung dieser Überzeugung trat gerade zu Regensburg wieder recht deutlich zu Tage. Wenn je die Aussichten für einen guten Erfolg günstig waren, so war es in Regensburg. Hier waren die Hauptpersonen bei dem Gespräch auf seiten der Evangelischen Melanchthon und der große Friedestifter Butzer; auf römischer Seite die wohlmeinenden und längst auf Reformen bedachten Theologen Pflug und Gropper; auch der päpstliche Gesandte Contarini, der beim

Reichstag war, unterschied sich vortheilhaft von anderen Papisten. Wirklich konnte es solchen, die nicht wie Luther tiefer sahen, anfänglich scheinen, als sei die Sache auf gutem Wege; in mehreren wichtigen Punkten machten die Päpstlichen Zugeständnisse wie nie zuvor. Doch bald saß der Wagen fest und war nicht wieder in Gang zu bringen. Es kam genau, wie Luther in den Schmalkaldischen Artikeln gesagt hatte: gerade in den Artikeln von der Oberhoheit des Papstes, von der Messe und ähnlichen, wollten die Römischen nicht weichen. Schließlich kam noch eine Gesandtschaft der evangelischen Stände an Luther, um dessen Gutachten über einen vorgelegten Plan, wo möglich seine Zustimmung zu demselben einzuholen. Luther war gerade damals wieder sehr leidend: Kopfbeschwerden, besonders ein fließendes Ohr, machten ihm viel Last. Doch war er wie immer mit deutlichem, offenem und geradem Bescheid bei der Hand. Man hatte Toleranz vorgeschlagen. Luther aber wollte nur von einer Toleranz etwas wissen, bei der man die Wahrheit in keinem Stück preisgeben oder zum Schweigen verurteilen müsse. Auf dem Reichstag aber scheiterte das Friedenswerk schon an dem Widerspruch, den die katholischen Stände den von den Theologen vereinbarten Artikeln entgegensetzten, und auch den Toleranzantrag der Evangelischen lehnten sowohl sie als der Papst ab, wie andrerseits die Protestanten auf die Forderungen des Kaisers nicht eingingen. Doch wurde wieder dies erreicht, daß der Nürnberger Religionsfriede vom Kaiser bestätigt wurde, und das hatte man auch diesmal zum größten Theil dem leidigen Türken zu verdanken. Mit dem Landgrafen schloß der Kaiser ein förmliches Bündnis, in welchem jener völlige Amnestie erhielt und dafür sich verpflichtete, keine Verbindung des Schmalkaldischen Bundes mit England oder Frankreich zuzulassen. Durch alles dies erregte der Kaiser großes Mißfallen bei den Papisten, und der Kurfürst von Mainz soll damals gesagt haben, sie seien ohne Schutz und würden sich noch einen andern Kaiser suchen müssen. Und daß in der That der Kaiser die päpstlichen Stürmer in vorkommenden Händeln, die dem Religionsfrieden zuwider waren, nicht

schützte, zeigte sich, als der fanatische Herzog Heinrich von Braunschweig ein vom Kaiser suspendirtes Urteil des Kammergerichts gegen das protestantische Goslar mit Gewalt vollstrecken wollte. Schon seit Jahren hatte sich dieser gewaltthätige Lüstling an dem Landgrafen und an Johann Friedrich gerieben; man hatte ihn sogar der Brandstiftung auf kurfürstlichem Gebiet angeklagt. Als er in einer Lästerschrift wider die beiden Fürsten gegen Luther die Beschuldigung erhoben hatte, er nenne seinen eigenen Landesherrn Hans Wurst, war ihm Luther mit einer gesalzenen Schrift unter dem Titel „Wider Hans Worst"*) begegnet, in welcher er sich von jenem Vorwurf reinigte und nun diesen Namen dem Herzog Heinz selbst beilegte. Für den nunmehr begangenen Friedensbruch nahm ihn aber, ehe er sichs versah, der Landgraf in Strafe, indem er dem vergeblich auf des Kaisers Hilfe hoffenden Gegner ins Land fiel, nach kurzer Belagerung die Hauptstadt Wolfenbüttel wegnahm und das ganze Land in seine Gewalt brachte. Des Landgrafen Hofprediger hielt in Wolfenbüttel die erste evangelische Predigt über den Text vom ungerechten Haushalter, und unter Bugenhagens Aufsicht wurde im ganzen Land die Reformation eingeführt.

Daß nach diesem Sieg die Protestanten auf dem nächsten Reichstag zu Nürnberg nicht eben verzagt auftraten, bedarf keiner Erklärung. Zwar drangen sie mit ihrer Forderung völliger Lehrfreiheit und der Auflösung des Kammergerichts nicht durch; dafür verwarfen sie aber den Reichsabschied.

Noch größeres Mißfallen erregte der Kaiser bei den Römlingen auf dem nächsten Reichstag, der 1544 zu Speier gehalten wurde. Vereint standen ihm jetzt der Franzose und der Türke gegenüber, und der Kaiser wußte wohl, von wem er die kräftigste Hilfe zu erwarten hatte. Er bewilligte also den Protestanten nicht nur den Fortbestand des Friedens, sondern stellte auch für den Fall, daß ein freies christliches Concil auf deutschem Boden nicht bald zuwege käme, eine Reichsversammlung

---

*) S. „L. V." Bd. 29. 30., S. 195 ff.

in Aussicht, bei welcher die Stände den Religionszwist unter sich zu friedlichem Austrag bringen könnten. Das Verhältnis zwischen den Evangelischen und ihrem Kaiser war äußerlich so freundlich wie nie zuvor.

Wie freilich der Kaiser im Herzen gegen das Evangelium und seine Anhänger gesinnt blieb, zeigte sich gar bald. Schon im Jahre 1545 trat dies hervor. Ein freies Concil auszuwirken hatte er versprochen. Jetzt schrieb der Papst wieder ein echt papistisches Concil nach Trient aus, und mit diesem sollten sich die deutschen Protestanten vom Kaiser aus zufrieden geben. Wie er dann, sobald er die Hände frei bekam, seine spanischen Söldner gegen die Evangelischen warf, berichten die Bücher der Geschichte. Luthers Augen aber haben das nicht schauen müssen. So lange er lebte, war Ruhe und Friede, und der türkische Christenfeind und der papistische Franzosenkönig mußten mit ihrem Waffenklirren dem Evangelium des Friedens in Deutschland immer noch als Friedenswächter dienen.



Sechsunddreißigstes Kapitel.

Arbeiten und Kämpfe des Spätsommers.

Haben wir bisher auch den politischen Verhältnissen, unter denen unser Luther das letzte Jahrzehnt seines Erdenlebens zubrachte, einige Aufmerksamkeit gewidmet, so können wir uns von nun an ganz dem Reformator und seinem engeren Freundeskreise zuwenden.

Wenn es gewiß ist, daß eine Schule zu gedeihlicher Entwickelung und fruchtbarem Fortgang der Ruhe bedarf, so konnten die unruhvollen zwanziger Jahre für die Wittenberger Universität nicht die förderlichsten gewesen sein und mußte der Friede der letzten Jahre besonders auch für sie ein Segen sein. So war es. Luther selbst klagt über die Unordnung, die während des „Papstkriegs" geherrscht habe. Als aber die ruhigeren Jahre kamen, nahm auch die so wichtige Hochschule an den Segnungen des Friedens theil. Im Jahre 1533 erhielt die theologische Facultät neue Statuten. In diesem Jahre wurden auch zum erstenmal seit 1525 Doctoren gemacht, Bugenhagen, Cruciger und Aepin, und der Kurfürst wohnte mit anderen fürstlichen Gästen den Feierlichkeiten bei.

Im Sommer 1535 wurde zwar die Furcht vor einer Pest wieder Veranlassung zu zeitweiliger Verlegung der Universität nach Jena. Luther blieb auch diesmal ruhig in Wittenberg und spottete über die Spaziergänger, meinte, etliche hätten wohl die Schwären auf dem Schulsack, die Kolik in den Büchern, den Grind an den Federn, die Gicht am Papier, oder auch von den Mutterbriefen das Heimweh bekommen. Im Februar 1536 kamen jedoch die Flüchtlinge wieder heim, und der Kurfürst zeichnete dieses Jahr dadurch aus, daß er der Universität neue Einnahmequellen eröffnete. „Der barmherzige Gott", hieß es in der dabei ausgestellten Urkunde, „hat sein heiliges heilwerthes Wort durch die Lehr des ehrwürdigen und hochgelehrten, unseres lieben andächtigen Herrn Martin Luthers, der heiligen Geschrift Doctor, in diesen letzten Zeiten der Welt mit rechtem wahrhaftigen christlichen Verstand allen Menschen zu Trost und Heil, dafür wir ihm in Ewigkeit Lob und Dank sagen, reichlich und gnädiglich erscheinen lassen und neben anderen Künsten insonderheit auch die Sprachen lateinisch, griechisch und hebräisch durch sonderliche fürtreffliche Geschicklichkeit und Fleiß des hochgelehrten Herrn Philippi Melanchthons zur Förderung des rechten und christlichen Verstands der heiligen Geschrift."

Die heilige Schrift war es auch, die nach den Statuten Hauptsache bei der theologischen Unterweisung sein und bleiben sollte, und die Auslegung des lieben Gotteswortes blieb auch Luthers liebste Arbeit. Zwar war er nach seiner Rückkehr von der Koburg immer noch durch die Gebrechlichkeit seines Leibes an der Ausübung seines Lehramtes vielfach verhindert. Brausen im Kopf und Schwäche des Herzens machten ihm Noth. Es kamen Zeiten, wo er weder schreiben noch lesen konnte und oft dem Umsinken nahe war. Der Kurfürst war deshalb auch sorgsam darauf bedacht, den theuren Mann zu schonen. Auf der Koburg hatte er ihn ermahnt, seiner Gesundheit ja wohl zu pflegen, und im folgenden Jahre mußte er sich einige Zeit bei dem Erbmarschall Hans Löser auf Schloß Pretsch ganz der Erholung widmen, so weit ein Luther das konnte, der auch wenn



Luther nach einem Gemälde Cranachs in seinem sog. Stammbuch in Berlin.

er zur Jagd mitfuhr, seinen Psalter bei sich hatte und ein „geistlich Gejägd“ hielt. Im Jahre 1536 entband ihn der Fürst gänzlich von der Pflicht, theologische Vorlesungen zu halten oder sonst an der Universität zu arbeiten, ohne ihn jedoch aus der theologischen Facultät zu entlassen; er gab vielmehr ihm wie dem Melanchthon 100 Gulden Gehaltszulage. Luther aber fuhr fort, so viel seine Kräfte irgend erlaubten, vor der studirenden Jugend Bücher der heiligen Schrift auszulegen. So gab er 1531—1534 Erklärungen ausgewählter Psalmen, des 2., des 51., des 45., des 90. Psalms und der sog. Stufenpsalmen (120—134.), welche sämtlich auch aus Nachschriften gedruckt wurden.*) Auch hat er wohl in diesen Jahren die später herausgegebenen Erklärungen der Propheten Hosea, Micha und Joel vorgetragen. Ferner haben wir aus dieser Zeit eine ausführliche Erklärung des Galaterbriefs, die im Jahre 1535 aus Nachschriften herausgegeben und von ihm mit einem Vorwort versehen wurde. Mit besonderer Liebe trieb Luther diesen Brief, von dem er einmal gesagt hat: „Das ist meine Epistel, mit der ich mich verlobt habe; sie ist meine Käthe von Bora.“ Mit großer Gründlichkeit handelt er in dieser Auslegung, die er zu dem Besten rechnet, das er geschrieben habe, von Gesetz und Evangelium und der Gerechtigkeit allein durch den Glauben. Nach der Rückkehr der Universität von Jena, wohin sie, wie oben bemerkt, der Pest wegen geflüchtet war, eröffnete er dann seine große Auslegung des 1. Buchs Mose, die ihn bis kurz vor seinem Tode beschäftigte. Es ist diese seine letzte Vorlesung zugleich seine umfangreichste geworden, eine Schatzkammer, in die er noch einmal die reichen Schätze, die er aus den Schachten des göttlichen Worts gehoben hatte, zusammengetragen hat. Eine Veröffentlichung dieser Auslegung durch den Druck wollte er zuerst nicht zugeben; erst im Jahre 1543 gab er den Bitten der Freunde nach, und aus sorgfältigen Nachschriften bereitete Veit Dietrich die Vorlesungen zum Druck vor. Der erste Band erschien im Frühjahr 1544 mit einer Vorrede von Luther, in

*) Die Auslegung des 51. Psalms s. „L. V.“ Bd: 15, S. 61 ff.

der er schreibt: „St. Hieronymus sagt recht: Zur Stiftshütte des Herrn bringt ein Jeder nach seinem Vermögen, einer Gold, Silber, Edelsteine, der Andere Häute und Ziegenhaar; denn der Herr bedarf dieses alles und läßt sich den guten Willen derer aller, so dazu opfern und bringen, wohl gefallen, ob sie wohl nicht alle gleiche Gaben opfern. Derhalben ich denn auch zufrieden bin, daß diese meine Lectionen öffentlich in Druck ausgehen und als Ziegenhaare zum Tempel Gottes gebracht und geopfert werden."

Neben dieser Lehrthätigkeit auf dem Katheder setzte Luther auch seine Predigtthätigkeit auf der Kanzel fort. Bald nach seiner Rückkehr von der Koburg mußte er wieder für Bugenhagen eintreten, der vom October 1530 bis April 1532 auswärts thätig war. Da Bugenhagen nach der Wittenberger Ordnung Mittwochs über das Evangelium Matthäi, Sonnabends über das des Johannes predigte, so fuhr Luther einfach fort, wo jener aufgehört hatte, und legte die Bergpredigt, Matth. 5—7. aus. Auch diese Predigten wurden von Zuhörern nachgeschrieben und 1532 in Druck gegeben.*) Vom Johannesevangelium legte er in den Samstagsgottesdiensten Kap. 6, 26—8, 38. aus, und diese Predigten wurden nach seinem Tode gedruckt.

Über das Evangelium Matthäi predigte Luther wieder, als er von 1537 bis 1539 nochmals für den in Dänemark als Kirchenordner thätigen Bugenhagen eintreten mußte. Da legte er Matth. 18—24. aus. In demselben Jahre hatte er bald nach seiner schweren Krankheit in Schmalkalden und vor Bugenhagens Abreise in der Osterzeit über Kap. 14—16. des Johannesevangeliums gepredigt, und diese Predigten wurden im folgenden Jahre aus Nachschriften veröffentlicht. Predigten über Johannes 17., die Luther während Bugenhagens Abwesenheit in den Jahren 1528 und 29 gehalten hatte, waren schon im Jahre 1530 in Druck erschienen.**) Eine Auslegung des

*) S. „L. V." Bd. 9—11.

**) Die Predigten über Joh. 14—17. s. „L. V." Bd. 19—23.

110. Psalms nach Predigten, die er wohl nach Ostern 1538 gehalten hat, gab er selber noch in demselben Jahre in Druck.*) Er nennt diesen Psalm am Schluß seiner Auslegung „einen sonderlichen Kern und Ausbund der ganzen Schrift, desgleichen keiner so reichlich und volliglich weissaget und uns malet den Herrn Christum mit seinem ganzen Reich".

Aber nicht nur auf der Kanzel, sondern auch in der Privatseelsorge trat Luther für den abwesenden Stadtpfarrer ein. Mit großer Hingabe widmete er sich besonders den Kranken in der Gemeinde. Ja auch als 1538 wieder eine Pest auszubrechen drohte, und man wieder von Wegverlegung der Universität redete, auch viele Bürger fliehen wollten, erklärte er öffentlich von der Kanzel, er werde bleiben, predigen und die Kranken besuchen, und hundert Pestilenzen sollten ihn nicht flüchtig machen. Denen, welche Verwandte, Freunde und Nachbarn verlassen und fliehen würden, drohte er, ihr Holz verbrennen und ihre Vorräthe an die Armen vertheilen zu lassen.

Als eine Frucht der Predigtthätigkeit Luthers dürfen wir auch die Vervollständigung seiner Kirchenpostille bezeichnen. Er war mit dem Buch in der Gestalt, in welcher es bis dahin vorhanden war, nicht mehr zufrieden, und im Jahre 1540 kam er dazu, es wieder unter die Hand zu nehmen. In diesem Jahr erschien die Winterpostille neu mit vielen Veränderungen, und drei Jahre später ließ er auch die andere Hälfte durch den hiezu besonders geschickten Cruciger neu redigirt und durch Aufnahme der Epistelpredigten bereichert herausgeben.

Auch in erbaulichen Schriften sorgte Luther wie früher für die geistlichen Bedürfnisse des Volks. So erschienen Auslegungen mehrerer Psalmen, wie des 147., die er während jenes Aufenthalts bei Hans Löser entwarf und nachher niederschrieb und drucken ließ. Mit einem freundlichen Schreiben schickte er Hans Löser dies sein „edles Wild", wie er sagte, „ganz und gar", während er sichs doch auch ganz und gar behalte.**) Im fol-

*) Die Ausl. des 110. Psalms s. „L. V." Bd. 29 u. 30.

**) S. „L. V." Bd. 12, S. 271 ff.

genden Jahre gab er „Summarien über die Psalmen“ heraus, welche „den Einfältigen anzeigen sollten, was ein jeglicher Psalm wolle und vermöge“. In einer Auslegung des 101. Psalms vom Jahre 1534 handelt er vom „weltlichen Stand“ und hält besonders den Regenten ihre Pflichten vor. Als ein frommer Wittenberger Barbier, der sich öfters mit ihm über religiöse Dinge unterhielt, ihn um eine Anweisung zum Beten angegangen hatte, schrieb er im genannten Jahre „Ein einfältige Weise zu beten, für einen guten Freund, Meister Peter, Balbier“.*) Da geht er aufs einfältigste und lieblichste das Vater Unser, die Zehn Gebote und den Glauben durch und zeigt, wie man danach seine Andacht halten könne. Nachdem er das Gebet des Herrn ausgeführt hat, schreibt er: „Das ist kurz vom Vater Unser oder Gebet gesagt, wie ich selbst zu beten pflege; denn ich noch heutiges Tages an dem Pater noster (Vater Unser) sauge wie ein Kind, trinke und esse wie ein alter Mensch, kann sein nicht satt werden und ist mir auch über den Psalter, den ich doch sehr lieb habe, das allerbeste Gebet. Fürwahr, es findet sich, daß es der rechte Meister gestellet und gelehret hat, und ist Jammer über Jammer, daß solch Gebet solches Meisters soll also ohne Andacht zerplappert und zerklappert werden in aller Welt. Viele beten des Jahrs vielleicht etliche tausend Pater noster, und wenn sie tausend Jahr also sollten beten, so hätten sie doch nicht einen Buchstaben oder Titel davon geschmeckt noch gebetet. Summa, das Pater noster ist der größte Märtyrer (sowohl als der Name und Wort Gottes) auf Erden, denn jedermann plagts und mißbrauchts; wenig tröstens und machens fröhlich in rechtem Brauch.“

Die wichtigste Arbeit aber, mit der wir Luther in diesen Jahren noch fort und fort seinem deutschen Volk zu Dienst beschäftigt finden, war seine deutsche Bibel. Noch in seinen alten Tagen sehen wir ihn bestrebt, sich mehr und mehr seinen lieben Deutschen zum Dolmetscher auszubilden; so bestellte er sich 1535 aus Nürnberg alle daselbst jüngst erschienenen Volksbücher,

*) S. „L. V.“ Bd. 1. S. 136 ff.

Reime, Lieder, Bilder ꝛc., um an denselben Volkstümlichkeit des Ausdrucks zu lernen. Wir haben ihn auf der Koburg bei Übersetzung der Propheten gesehen. Nachdem er diese vollendet und 1532 in Druck gegeben hatte, übersetzte er noch die alttestamentlichen Apokryphen, von denen er sagt, daß sie „der heiligen Schrift nicht gleich gehalten, doch nützlich und gut zu lesen sind.“ So war endlich das große Werk, das bisher stückweise erschienen war, vollendet, und im Jahre 1534 kam die erste Gesammtausgabe heraus, die den Titel trug: „Biblia, das ist, die gantze heilige Schrift, deudsch. Mart. Luth. Wittemberg. MDXXXIV.“ Für diese Ausgabe wurde das ganze Werk mit großem Fleiß und vieler Mühe durchgesehen und gebessert. Dabei ließ es aber Luther noch nicht bewenden. Im Jahre 1539 finden wir ihn im Verein mit seinen Freunden bei einer neuen Durchsicht der Ausgabe von 1534, und erst 1541 war er damit zu Ende, daß nun die zweite Hauptausgabe im Druck vollendet werden konnte. Schön schildert Mathesius, der damals sein Hausgenosse war, mit welcher Sorgfalt bei dieser wichtigen Arbeit verfahren worden sei. Da kamen etliche Stunden vor dem Abendessen die gelehrten Mitarbeiter, Bugenhagen, Jonas, Melanchthon, Cruciger, Aurogallus, auch M. Rörer, der die Correctur las, bei Luthern zusammen; jeder hatte sich auf den Text gerüstet; ihre lateinischen, griechischen und hebräischen Bibeln hatten sie mitgebracht, und nun ging es an die Arbeit. Luther las die Übersetzung, die er nach reiflicher Erwägung in Vorschlag brachte, vor und ließ die Andern sich darüber aussprechen, bis man sich über den besten Ausdruck geeinigt hatte. Luther war besonders wieder darauf bedacht, den griechischen und hebräischen Text in gutem, verständlichem Deutsch wiederzugeben. So hatte er sich einmal, um die inneren Theile der Thiere richtig zu benennen, einige Schöpse schlachten und vom Metzger die Namen der Theile sagen lassen. Wenn dann nach der Arbeit der Doctor die Freunde zum Abendessen behielt, drehte sich wohl auch noch das Tischgespräch um irgend einen Punkt der gemeinsamen Arbeit. — Doch auch nach dieser Durchsicht zog Luther die bessernde Hand von dem Werk nicht

ab, und auch die Ausgaben von 1543 und 1545 erfuhren noch einige Änderungen. So hat Luther selber die deutsche Bibel behandelt als das, was sie ist, die edelste Arbeit seines Lebens.

Neben dem großen Werke wollen wir aber nicht unerwähnt lassen die duftenden Blümlein, welche in jenen Spätsommertagen des Lebens unsers Luther in seinem Garten für die Kirche der Reformation in einer Anzahl geistlicher Lieder erblühen durften. Das Wittenberger Gesangbuch bringt im Jahre 1535 zum erstenmal das Lied „Vom Himmel hoch da komm ich her," zu dem ihm wohl die Weihnachtsfreude der eigenen Kinderlein Anregung gegeben hat. Zu gleicher Zeit erschien das zarte Lied „Sie ist mir lieb, die werthe Magd", worin er das Lob der lieben Christenheit gesungen hat. Als im Sommer 1541 Betgottesdienste zur Abwendung der Türkengefahr angeordnet wurden, wozu Luther auch durch eine „Vermahnung zum Gebet wider den Türken" aufforderte, dichtete er für solche Gottesdienste das Lied „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort, Und steur des Papsts und Türken Mord." Im Jahre 1539 erschien das Lied „Vater unser im Himmelreich", 1541 das Tauflied „Christ unser Herr zum Jordan kam" und das Lied „Was fürchtst du, Feind Herodes, sehr"; endlich 1543 „Der du bist drei in Einigkeit" und „Vom Himmel kam der Engel Schaar." Daß auch andere die Gabe der Poesie in den Dienst der Kirche stellten, freute ihn; doch sah er sich auch veranlaßt, über die Vorrede zu der Ausgabe seines Gesangbüchleins von 1542 die Warnung zu setzen: „Viel falscher Meister jetzt Lieder dichten, Siehe dich für und lern sie recht richten." Während aber Luther auf diesem Gebiete so anregend wirkte, daß es schon in seinem Todesjahr 47 lutherische Gesangbücher gab, ist er auch hier der alle überragende Chorführer geblieben.

Während Luther so mündlich und schriftlich sein Lehramt fortführte, stand er auch seinem Wehramt weiter vor; wie die Kelle so legte er auch das Schwert erst aus der Hand, als er die Augen schloß. Zunächst waren es die Papisten, die immer wieder erfahren mußten, daß er noch auf dem Plane sei.

Gegen den „Hauptgreuel“ des Papsttums, daß Meßopfer und die, welche es vollzogen, erließ Luther im Jahre 1533 eine Schrift unter dem Titel „Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe“,*) worin er gegen diese beiden Festungen des Papsttums so wuchtige Stöße führte wie seit lange nicht, und nicht nur nachweist, wie durch jene beiden Stücke die Christenheit schändlich betrogen worden sei, sondern auch was rechte Abendmahlsfeier und rechte Einsetzung der Prediger in der Kirche und geistliches Priestertum sei.

Von einer anderen gewaltigen Schrift gegen das Papsttum, den „Schmalkaldischen Artikeln“, haben wir schon oben gehandelt; er gab sie 1538 mit einem Vorwort in Druck, damit, ob er ja sterben sollte, ehe ein Concil würde, die, so nach ihm leben würden, sein Zeugnis und Bekenntnis hätten vorzuwenden. Zum Schluß der Vorrede seufzt er: „Ach lieber Herr Jesu Christe, halt du selber Concilium und erlöse die Deinen durch deine herrliche Zukunft. Es ist mit dem Papst und den Seinen verloren; sie wollen Dein nicht.“

Über die Concilsache ließ er sich im folgenden Jahre nochmals ausführlich vernehmen in der Schrift „Von den Conciliis und Kirchen.“ Auch hier spricht er die Überzeugung aus, daß es unter dem Papst zu einem rechten Concil nicht kommen werde. „Wohlan,“ so schließt er den Theil, der von den Concilien handelt; „müssen wir denn an einem Concil verzweifeln, so sei es dem rechten Richter, unserem barmherzigen Gott, befohlen; indes wollen wir die kleinen Concilia und die jungen Concilia, Pfarrer und Schulen, fördern und St. Peters Artikel lassen auf alle mögliche Weise treiben und erhalten wider alle verdammte neue Artikel des Glaubens und neuer guter Werke, so der Papst hat in die Welt geschwemmet.“ Daran knüpft er dann eine gründliche Abhandlung über die Frage, was eigentlich die Kirche sei, nämlich das heilige Volk, das wahrhaft an Christum glaubt und durch Vergebung der Sünde geheiligt wird; und woran man sie erkenne, nämlich zuvörderst an Wort und Sacrament und an der Verwaltung dieser Gnadenmittel.

*) S. „L. V.“ Bd. 5.

Dann kommt er auf die Schule, des Bürgers Haus und das Rathhaus zum Schutz der Bürger. Das, sagt er, seien die drei hohen göttlichen Regimente, das Regiment des Heiligen Geistes in der Kirche, der Eltern im Haus und der Obrigkeit im Staat; daneben solle man das Gaukelrecht des Papstes nicht leiden, sondern dasselbe in der Kraft des Weibessamens mit Füßen treten, und ob man gleich auch einen Fersenstich davontrüge.

Die Lehre von der Kirche behandelte Luther dann noch einmal in jener schon oben erwähnten Schrift „Wider Hans Worst"*) vom Jahre 1541, wo er den Papisten, die uns „durch ihren Heinzen Ketzer schelten", antworten will. Auch hier beweist er, daß wir die rechte Kirche seien, daraus, daß wir die rechte Taufe, das rechte Abendmahl, die rechten alten Schlüssel, das Predigtamt und Gottes Wort, der Apostel Symbolum, das Vater Unser und andere Stücke haben, welche die alte Kirche gehabt hat. „Hiemit," schreibt er dann, „haben wir nun beweiset, daß wir die rechte alte Kirche sind, mit der ganzen heiligen christlichen Kirche ein Körper und eine Gemeine der Heiligen. Beweiset nun auch, ihr Papisten, daß ihr die rechte alte Kirche oder ihr gleich seid. Aber das könnet ihr nicht thun; sondern ich will beweisen, daß ihr die neue, falsche Kirche seid." Und das beweist er ihnen zum Überfluß.

Eine letzte gewaltige Schrift gegen das Papsttum, seinen Valetsegen an dasselbe, ließ aber Luther in seinem letzten Lebensjahr ausgehen, als der Papst dem Kaiser über den für die Evangelischen so günstigen Reichsabschied vom Jahre 1544 die bittersten Vorwürfe gemacht und dann sein Concil nach Trient ausgeschrieben hatte. In dieser Schrift, der er den Titel gab: „Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet"**), las er zuerst dem „allerhöllischsten Vater" Paul III. ein Kapitel darüber, was von seiner Ermahnung an Kaiser Karl und seiner Einberufung des Concils zu halten sei, daß nämlich erstere von Mord und Blutgier eingegeben und letztere ein Spitzbubenstreich und elendes Gaukelspiel sei. Dann schreibt er: „Aber

*) S. „L. V." Bd. 29. 30., S. 195 ff.
**) S. „L. V." Bd. 25., S. 7 ff.

ich muß hie aufhören oder sparen, was ich mehr wider die Briefe und Bulla zu schreiben habe; denn mein Kopf ist schwach und fühle mich also, daß ichs vielleicht nicht möchte hinausführen und doch noch nicht bin kommen dahin, das ich mir vorgenommen habe, in diesem Büchlein zu schreiben; welches ich will zuvor ausrichten, ehe mir die Kräfte gar entgehen. Denn drei Stücke habe ich mir vorgenommen: Eins, obs wahr sei, daß der Papst zu Rom sei das Oberhaupt der Christenheit über Concilia, Kaiser, Engel und alles rc., wie er sich rühmet. Das Andere, obs wahr sei, daß ihn niemand könne urteilen, richten, absetzen, wie er brüllet. Das Dritte, obs wahr sei, daß er habe das römische Reich von den Griechen auf uns Deutsche bracht, wie er über alle Maß davon stolzirt und pocht. Bleibt mir etwas über von Kräften, will ich wieder an seine Bullen und Briefe mich machen, und versuchen, ob ich dem großen, groben Esel seine langen, ungekämmten Ohren kämmen möge."

Diese drei Fragen beantwortet er dann gründlich. Am Schluß der Beantwortung der ersten Frage sagt er: „Es ist mir dies Büchlein zu groß unter Handen worden und, wie man sagt, das Alter ist vergessen und wäschicht; ist mir vielleicht auch also geschehen. Wiewohl des Papsttums teuflischer Greuel an sich selbst ein unendlich unaussprechlicher Wust ist, so hab ich doch, hoffe ich, wer ihm will sagen lassen (für mich selbst bin ich gewiß) das erste Stück, so ich droben vorgenommen, obs wahr sei, daß der Papst über die Christenheit das Haupt, über Kaiser, Könige, alle Welt Herr sei, so klärlich und gewaltiglich ausgeführt, daß Gott Lob kein gut christlich Gewissen anders glauben kann, als daß der Papst nicht sei noch sein kann das Haupt der christlichen Kirche, noch Statthalter Gottes oder Christi, sondern sei das Haupt der verfluchten Kirchen allerärgster Buben auf Erden, ein Statthalter des Teufels, ein Feind Gottes, ein Widersacher Christi und Verstörer der Kirche Christi, ein Lehrer aller Lügen, Gotteslästerung und Abgötterei, ein Erzkirchendieb und Kirchenräuber. . Wer das will nicht glauben, der fahre immer hin mit seinem

Gott, dem Papst. Ich als ein berufener Lehrer und Prediger in der Kirche Christi, und die Wahrheit zu sagen schuldig bin, hab hiemit das Meine gethan.“ Und nachdem er auch die übrigen beiden Fragen beantwortet hat, schließt er seine Schrift mit den Worten: „Aber hie muß ichs lassen; wills Gott, im andern Büchlein will ichs bessern. Sterbe ich indes, so gebe Gott, daß es ein Anderer tausendmal ärger mache. Denn die teufelische Päpsterei ist das letzte Unglück auf Erden, und das Nächste, so alle Teufel thun können mit all ihrer Macht. Gott helfe uns. Amen.“

Während dieses Buch durch die Presse ging, kam Luthern eine neue papistische Lügenschrift in die Hände, worin von seinem Tod und dem schrecklichen Teufelsspuk erzählt war, der an seiner Leiche und seinem Grabe aufgeführt worden sei. Diese Schrift gab Luther selbst mit einem kurzen Nachwort in Druck, worin er sagte, wie er die zornige Erdichtung mit Vergnügen gelesen habe, und wie es ihm an der rechten Kniescheibe und der linken Ferse sanft thue, daß der Papst und die Papisten ihn so von Herzen haßten, und wie er, falls sie sich nicht bekehrten, es ihnen gönnte, daß sie zu ihrem Trost solche Büchlein schrieben.

Doch nicht nur gegen den Papst, sondern auch gegen die Schwärmer und Sacramentirer blieb Luther in Waffen, so lange er lebte, und es ist nicht wahr, daß er in späteren Jahren seine Stellung zu ihnen geändert und sein früheres Kämpfen gegen sie bereut hätte. Auch nicht den Schein wollte er aufkommen lassen, als wäre er mit den Zwinglianern eins geworden. So schrieb er, als er 1532 erfuhr, daß in Frankfurt a. M. die Zwinglische Lehre unter lutherischem Schein sich eingeschlichen hatte, eine „Warnungsschrift an die zu Frankfurt a. M., sich vor Zwinglischer Lehre zu hüten“, und ließ sie Anfangs 1533 ausgehen. Da sagt er u. A.: „Darum ist das mein treuer Rath, den ich für Gott schuldig bin, beide euch zu Frankfurt, und wo mans mehr bedarf. Wer seinen Seelsorger öffentlich weiß, daß er Zwinglisch lehret, den soll er meiden, und ehe sein Lebelang des Sacraments entbehren, ehe ers von ihm empfangen sollt, ja auch ehe darüber sterben und alles leiden. Ist aber

sein Seelsorger der Zweizungigen einer, der mit dem Maul fürgiebt, es sei im Sacrament der Leib und Blut Christi gegenwärtig und wahrhaftig, und doch verdächtig ist, daß er im Sack verkaufe und anders meine, weder die Worte lauten, so gehe oder sende frei zu ihm und laß dir deutlich heraus sagen, was das sei, das er dir mit seinen Händen reicht und du mit deinem Munde empfähest, hintangesetzt auf dasmal, was man im Herzen gläube oder nicht gläube, schlecht gefragt, was Hand und Mund hie fasset." Zugleich giebt er in dieser Schrift, da er vernommen hatte, daß jene Prediger auch gegen die Beichte eiferten, und über diesen Gegenstand Fragen an ihn gekommen waren, auch eine treffliche Abhandlung über die Beichte.

In gleichem Sinn schrieb er auf ähnliche Veranlassung an die Augsburger; auch hier wies er jede Gemeinschaft mit den Schwärmern entschieden zurück. Ebenso sprach er sich auch in späteren Jahren in Briefen aus. Als aber immer wieder die Behauptung laut wurde, er habe sich mit den Zwinglianern vereinigt, ließ er im Jahre 1544 noch ein „Kurz Bekenntnis D. Mart. Luthers vom heiligen Sacrament" *) ausgehen. „Ich", schreibt er da, „als der ich nun auf der Gruben gehe, will dies Zeugnis und diesen Ruhm mit mir für meines lieben Herrn und Heilandes Jesu Christi Richtstuhl bringen, daß ich die Schwärmer und Sacramentsfeinde Carlstadt, Zwingel, Öcolampad, Stenkefeld**) und ihre Jünger zu Zürich, und wo sie sind, mit ganzem Ernst verdammt und gemieden habe nach seinem Befehl Tit. 3, 10.: Einen Ketzer sollst du meiden, wenn er eins oder zwier vermahnet ist, und wisse, daß ein solcher verkehret ist und sündiget, als der schlecht will verdammt sein. Sie sind oft genug, auch ernstlich genug vermahnet von mir und vielen Andern; die Bücher sind am Tage, und gehet noch täglich unser aller Predigt wider ihre lästerliche und lügenhaftige Ketzerei, welches sie wohl wissen". Da aber die Gegner besonders den Umstand, daß 1542 auch in der Wittenberger Pfarrkirche die Elevation, das Aufheben der Hostie und des Kelchs

*) S. „L. V." Bd. 24, S. 279 ff.
**) Schwenkfeld.

beim Abendmahl, abgeschafft worden war, dahin deuteten, als hätte Luther damit anzeigen wollen, daß er die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl nicht mehr festhalte, so geht er im letzten Theil auch hierauf ein und zeigt an, daß er diesen Brauch, der ja eine gute Deutung zulasse, früher eben darum beibehalten habe, weil ihn Carlstadt zur Sünde gemacht habe; jetzt aber, da in den meisten lutherischen Kirchen dieser Brauch in Wegfall gekommen sei, habe man auch in Wittenberg nichts Besonderes haben wollen und darum diesen Brauch als ein freies Ding weggelassen.

Eine andere Art der Schwärmer, mit denen sich Luther wiederholt auseinander setzte, waren die Wiedertäufer. Gegen sie hatte er schon im Jahre 1528 ein ausführliches Sendschreiben „Von der Wiedertaufe an zwei Pfarrherren" *) erlassen, das ebenfalls dadurch veranlaßt worden war, daß sich ein Prediger dieser Secte auf ihn berufen hatte. Da hatte er die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe nachgewiesen, während er andrerseits sich dagegen ausgesprochen hatte, daß man diese Schwärmer, wie es vielfach geschah, mit der Todesstrafe belegte. Da sie aber dennoch auch in späteren Jahren besonders durch heimliches Wirken auch in evangelischen Gemeinden sich Anhänger zu verschaffen suchten, erließ er 1532 eine Schrift „Von den Schleichern und Winkelpredigern",**) die zugleich eine Abhandlung über die Nothwendigkeit eines ordentlichen Berufs zum Predigtamte wurde. „Darum heißts also", schreibt er, „entweder beweiset den Beruf und Befehl zu predigen, oder kurzum still geschwiegen und das Predigen verboten. Denn es heißt ein Amt, ja ein Predigtamt. Ein Amt aber kann niemand haben außer und ohne Befehl und Beruf."

Wie nöthig eine ernste Warnung vor diesen Schwärmern war, und wohin die Menschen gerathen können, wenn sie von dem klaren festen Gotteswort ab auf Schwärmerei gerathen, zeigte sich auf erschreckende Weise, als die Wiedertäufer zu Münster, wo zuvor schon das Evangelium Eingang gefunden hatte,

*) S. „L. V." Bd. 2, S. 107 ff.
**) S. „L. V." Bd. 3, S. 142 ff

unter dem Schneiderkönig Bockelsohn aus Leyden ihr Schwärmerreich aufrichteten, mit Beraubung derer, die nicht mitmachen wollten, Gütergemeinschaft, darauf auch Vielweiberei einführten und sich in furchtbarer Verblendung einem Belagerungsheer der benachbarten Fürsten widersetzten, bis die jämmerlich ausgehungerte Stadt im Sturm genommen wurde.

Eine dritte Sorte von Gegnern, die Luther in Schriften bekämpfte, Leute, die für ihn in gewissem Sinne das waren, was uns die heutigen Ungläubigen sind, waren die Juden. Ihr halsstarrig ablehnendes Verhalten gegen das Evangelium und ihre gehässigen Lästerreden gegen Christum und die heilige Dreieinigkeit veranlaßten ihn im Jahre 1543 zu drei Schriften: „Von den Juden und ihren Lügen", „Vom Schem Hamphoras*) und vom Geschlecht Christi" und „Von den letzten Worten Davids." In diesen Schriften vertrat Luther diesen Ungläubigen und Lästerern des Christentums gegenüber die Wahrheit der christlichen Religion.



Agricola, nach einem Miniaturporträt Cranachs im Wittenberger Universitätsalbum vom Jahre 1531.

Saurer als diese Kämpfe aber wurden dem alten Helden andere, die ihm von solchen aufgedrängt wurden, die mit ihm Schulter an Schulter gestanden hatten und zum Theil bessere Lutheraner sein wollten als er selbst. Von den Kämpfen mit Carlstadt haben wir gehört. Schon ihm war Luther im Kampf gegen das Papsttum und dessen Lehre nicht weit genug gegangen. Ähnlich war es bei einem seiner Schüler, der ebenfalls schon wiederholt genannt ist, Johann Agricola*) aus Eisleben. Er

---

*) Schem Hamphoras war eine Bezeichnung für einen von den Juden ersonnenen Namen, dem sie wunderbare Kräfte beilegten und mit dessen Benutzung wie sie logen, Christus seine Wunder vollbracht haben sollte.

*) Er hieß eigentlich Schneider oder Sneider.

war in seinem und Luthers Geburtsort Leiter der dortigen Knabenschule geworden, hatte sich aber, da er sich zu höheren Dingen berufen glaubte, in seiner dortigen Stellung nicht wohl gefühlt und hatte nicht geruht, bis man ihn zum Professor in Wittenberg gemacht hatte. Schon vorher aber hatte er sich als Wächter der reinen Lehre hervorgethan. Als nämlich Melanchthon jenes Visitationsbüchlein (s. oben S. 374) ausarbeitete, fand er, daß in demselben dem Gesetz und seinen Wirkungen zu viel Werth beigelegt sei. Auch als das Büchlein mit einer Vorrede von Luthers Hand in Druck erschienen war, gab er sich nicht zufrieden. Zwar verhielt er sich zuerst noch ruhig, blieb auch mit Luthern in freundlichem Verkehr, und wir haben gehört, daß er als Prediger mit nach Augsburg auf den Reichstag genommen wurde. Bei seiner Übersiedelung nach Wittenberg nahm ihn Luther mit großer Freundlichkeit auf, beherbergte ihn sogar, da er nicht gleich eine Wohnung finden konnte, mit Weib und Kindern unter seinem Dach. Doch waren andere, die dem ehrgeizigen Mann nicht trauten, und wirklich erfuhr man im Sommer 1537, wie Agricola sein Fündlein, daß auch Zerknirschung über die Sünde nicht durch das Gesetz, sondern allein durch das Evangelium gewirkt werden müsse und das Gesetz in der Kirche des neuen Bundes überhaupt keine Stelle mehr habe, auch in Wittenberg an den Mann zu bringen suchte. In Sätzen, die er unter der Hand in geschriebenen Exemplaren herumgehen ließ, machte er sogar geltend, daß Luther in manchen Sätzen seiner Schriften, denen er freilich in anderen selbst widerspreche, dasselbe lehre wie er, und Luther sah sich jetzt, obschon es ihm so schwer wurde, daß er, wie er selber sagt, fast darüber gestorben wäre, genöthigt, gegen ihn aufzutreten. Er that es in mehreren Disputationen, für welche er Thesen stellte gegen die „Antinomer oder Gesetzstürmer."

Bei der ersten Disputation that Agricola, als ob ihn die Sache gar nicht anginge. Nun aber entzog ihm Luther die Erlaubnis zu theologischen Vorlesungen, die er ihm als Dekan der Facultät ertheilt hatte. Da lenkte Agricola bei einer zweiten Disputation ein, und Luther erklärte sich befriedigt, legte auch

beim Kurfürsten ein gutes Wort für ihn ein. Als man aber hörte, daß Agricolas Lehre Anhänger fand, hielt Luther einen förmlichen Widerruf von Seiten des Agricola für geboten, trat auch in einer neuen Disputation gegen die Gesetzstürmer auf. Agricola erklärte sich zum Widerruf bereit und bat Luther, denselben für ihn ergehen zu lassen. Luther that es in einer kurzen Schrift „Wider die Antinomer"; daneben veröffentlichte Agricola auch noch einen Widerruf, den ihm Melanchthon aufgesetzt hatte. Um so tiefer war der ehrliche, aufrichtige Luther gekränkt und enttäuscht als jener bald darauf in einer Disputation sich wieder versteckte Ausfälle gegen ihn und seine Lehre zu Schulden kommen ließ, die ein Festhalten an seinem alten Irrtum bekundeten. Jetzt war Luthers Zutrauen verscherzt und er redete den „falschen Mann" nicht mehr an. Da aber immer neue Berichte von der Verbreitung der Gesetzstürmerei einliefen, nahm Luther Gelegenheit, schriftlich und mündlich gegen sie zu zeugen. Obschon er dabei des Agricola Namen nicht nannte, bezog dieser doch die Hiebe auf sich und reichte endlich eine förmliche Klage gegen Luther beim Kurfürsten ein. Jetzt aber hörte auch die Schonung bei Luther auf. In einer Antwort auf jene Anklage deckte er das jahrelange unlautere Treiben des Magister „Grikel" auf, wies auch nochmals nach, wie gefährlich die Lehre des „stolzen Närrichens" sei. Da eine vom Kurfürsten empfohlene freundliche Beilegung der Sache nicht gelang, so wurde eine förmliche Untersuchung angeordnet. Ehe aber dieselbe angestellt werden konnte, zog Agricola die Klage zurück und folgte einem Ruf des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, der ihn als Hofprediger nach Berlin zog. Von dort aus leistete er noch einen befriedigenden Widerruf; ein freundschaftliches Verhältnis ist aber zwischen ihm und den Wittenbergern nicht mehr zustande gekommen, und die spätern Jahre haben Luthers Urteil über Agricola bestätigt.

Unter seinen Collegen an der Universität machten Luthern ferner Noth die Juristen, besonders auch der sonst vortreffliche Dr. Hieronymus Schurf. Dieser wollte nämlich, während er gleich im Anfang der Reformation dem Evangelium zugefallen

war, nicht von dem aus dem Mittelalter geerbten kanonischen Recht lassen, obschon dasselbe so vieles enthielt, das sich mit der reinen Lehre des Wortes Gottes nicht vertrug. So galten nach dem kanonischen Recht auch ohne, ja gegen die Einwilligung der Eltern geschlossene Verlöbnisse für bindend. Gegen diesen Unfug hatte sich Luther schon in einer 1530 veröffentlichten Schrift „Von Ehesachen"*) ausgesprochen. Ferner wollte Schurf nach der Stelle 1. Tim. 3, 2. in Übereinstimmung mit einer auch im Altertum geltend gemachten Auffassung es unerlaubt finden, daß ein Prediger nach dem Tode seiner ersten Frau in eine neue Ehe trete, und auch gegen diese verkehrte Auslegung war Luther schon 1528 in Thesen aufgetreten. Doch Schurf war von seinen Ansichten nicht abzubringen, und da die heimlichen Verlöbnisse zu mancherlei Ärgernis Anlaß gaben, wie denn sogar ein Sohn Melanchthons ein solches Verlöbnis einging und ein ähnlicher Fall unter Luthers eigenen Hausgenossen vorkam, so sah sich Luther genöthigt, gegen dies Unwesen und gegen die Juristen, die dasselbe stützten, öffentlich von der Kanzel Zeugnis abzulegen. Er that dies in verschiedenen Jahren wiederholt und aufs schärfste. „Ich bin zornig," sagte er 1538 in einer solchen Predigt, „und will zornig sein; denn sie (die „garstigen" Juristen) greifen mir in Gottes Regiment." Auch dieser Kampf gegen die eigenen Glaubensgenossen bereitete Luthern schweren Kummer. Doch gelang es ihm noch ein Jahr vor seinem Ende, die Juristen zum Nachgeben zu bringen, und der Kurfürst bot selbst die Hand dazu.

Unter denjenigen aber, welche als Lutheraner in der Geschichte genannt werden und viele Seiten einnehmen, und denen doch Luther als treuer Hüter der göttlichen Wahrheit wehrend gegenübertreten mußte, dürfen wir einen in dieser Verbindung nicht unerwähnt lassen. Dies ist kein Geringerer als Melanchthon. Zwar finden wir in Luthers Schriften nirgends einen Angriff auf diesen hochbegabten Mann, dem Luther mit rüh-

*) S. „L. V." Bd. 27. 28., S. 194. ff. In dieser Schrift handelt Luther auch von Ehescheidung und den verbotenen Verwandtschaftsgraden.

render Freundestreue unsäglich viel Liebes erwiesen hat; im Gegentheil hat ihm Luther bis an sein Lebensende die höchste Anerkennung gezollt. Und doch müssen wir die Frage, ob Melanchthon auch in allen Stücken treu und ganz der Wahrheit, welche Luther lehrte und vertheidigte, ergeben geblieben ist, leider verneinen. Wir haben gesehen, wie ihn sein Bestreben zur Nachgiebigkeit auf dem Reichstag zu Augsburg bei treuen Lutheranern in bösen Verdacht gebracht hat. Dasselbe Bestreben zeigte sich später auch den Schwärmern gegenüber, und schon daß er mit Leuten, die Luthers Lehre bekämpften, in Briefwechsel blieb, war gerade für ihn eine Versuchung, in die er sich nicht hätte begeben sollen. Während wir bei Luther gesehen haben, daß er gerade durch die falschen Gerüchte, als sei er mit den Schwärmern einig geworden oder als hätte er ihnen wenigstens theilweise nachgegeben, sich gezwungen sah, dieser Meinung öffentlich entgegenzutreten, war Melanchthon im Gegentheil bestrebt, als der zu erscheinen, welcher die Meinungen der anders lehrenden nicht gänzlich verwerfen wolle und um des Friedens willen auch etwas nachgeben könne. Ja noch mehr, er stand wirklich schon bei Luthers Lebzeiten in mehreren wichtigen Stücken der Lehre nicht mehr mit vollster Überzeugung auf Luthers Seite. Gegen die lutherische Abendmahlslehre waren Zweifel in ihm rege geworden, und im Werke der Bekehrung und der Rechtfertigung glaubte er, dem Menschen doch auch etwas wenn auch nur Geringes zuschreiben zu müssen.

Wie verhielt sich nun Luther zu dem allen? Darauf wäre zu antworten: Alles hat Luther nie erfahren. Wie Melanchthon über Luthers entschiedenes Eintreten für die ganze Wahrheit und dessen Auftreten gegen die Widersacher derselben in seinem Herzen urteilte, hätte Luther nur wissen können wenn er die Briefe gelesen hätte, die Melanchthon an solche schrieb, denen gegenüber er sich auszusprechen wagte. Auch seine Zweifel suchte Melanchthon vor Luthern geheim zu halten. Was aber Luther erfuhr, ließ er nicht schweigend hingehen; er trat vielmehr entweder in öffentlicher Disputation gegen das von Melanchthon Vorgetragene auf, verwarf es als

irrig und widerlegte es aus der Schrift, worauf dieser es zurückzog, oder er that Melanchthon, wo derselbe verkehrt geredet oder gehandelt hatte, privatim Vorhalt und wies ihm das Irrige nach, bis er befriedigende Erklärungen abgab, wie das bis kurz vor Luthers Ende vorgekommen ist. In einem Fall*) war Luther sogar schon im Begriff, öffentlich gegen Melanchthon zu schreiben, und nur durch auf Betreiben des Kurfürsten eingeleitete Privatverhandlungen, bei denen sich Melanchthon wieder befriedigend auswies, wurde der offene Bruch verhindert. Wenn also Melanchthon wirklich seinen Zweifeln in seinem Herzen so viel einräumte, wie es nach seinen eigenen Briefen leider den Anschein hat, so ist es jedenfalls der scharfen Aufsicht Luthers auf Rechnung zu schreiben, daß jener, so lange Luther lebte, sich immer wieder öffentlich zu Luthers Lehre bekannt hat, und nach diesen Bekenntnissen und den ihm privatim auf gethanen Vorhalt gegebenen Erklärungen hat denn auch Luther bis an sein Lebensende Melanchthon, obschon er auch dessen Schwachheit wohl kannte, als einen rechtgläubigen Lehrer angesehen und behandelt.

Während so Luther in der Nähe und Ferne den edlen Samen der heilsamen Lehre streute und das Ausstreuen des Unkrauts schwer machte, mußte er freilich auch immer wieder schmerzlich erfahren, daß nicht aller Same auf guten Acker fällt und der Teufel geschäftig ist, das Wort von den Herzen zu nehmen. Zwar durfte er noch wiederholt erleben, daß dem Evangelium neue Gebiete erschlossen wurden. So wurde im Jahre 1541, nachdem schon an anderen Orten im Gebiet des Erzbischofs Albrecht, wie in Magdeburg und Halberstadt, das Evangelium Fuß gefaßt hatte, auch in Halle, Albrechts Lieblingssitz, der Reformation Bahn gebrochen, indem der Rath Luthers Freund Jonas zum Pastor berief. Bald wurden zwei weitere evangelische Prediger angestellt. Albrecht sah seines Bleibens nicht mehr und zog mit seinem Reliquienschatz davon. Als er diesen nun in Mainz ausstellen und mit Ablaß feiern

*) S. unten S. 513 f.

ließ, verspottete ihn Luther weidlich in einer „Neuen Zeitung vom Rhein“, worin er von wunderbaren Reliquien zu sagen wußte, die der Erzbischof ausgestellt habe, z. B. ein Stück vom linken Horn Mosis, drei Flammen vom brennenden Busch, eine Locke vom Bart Beelzebubs, und daß der Papst allen, die dem Heiligtum einen Gulden darbrächten, auf zehn Jahre Ablaß im Voraus verheißen habe.

Um dieselbe Zeit wurde das Bistum Naumburg erledigt,



Justus Jonas, nach einem Cranachschen Gemälde vom Jahre 1543.

und der Kurfürst nahm „als Landesfürst und oberster Patron“ die Neubesetzung desselben in der Weise vor, daß er Luthers Freund Amsdorf zum Bischof weihen ließ. Luther selbst mußte mit anderen benachbarten Predigern in der großen Domkirche zu Naumburg die feierliche Bischofsweihe vollziehen; sie geschah in der Weise, daß die Gemeinde durch ein lautes Amen zuerst die Wahl eines neuen Bischofs bestätigte, dann, nachdem Luther eine Ordinationspredigt gehalten hatte, der Gewählte vor dem Altar durch Handauflegung und Gebet ordinirt wurde,

worauf die Gemeinde mit dem Chor ein Te Deum sang. Über das Ereignis, das seinesgleichen noch nicht hatte, gab Luther in einer besonderen Schrift Rechenschaft.

Auch in Merseburg wurde 1544 ein evangelischer Bischof eingesetzt. Schon vorher hatte sich der greise Erzbischof Her-



Amsdorf, nach einem alten Holzschnitt.

mann von Köln der Reformation zugewendet und im Jahre 1545 Butzer und Melanchthon mit der Einrichtung seines Kirchenwesens betraut. Leider hatte da Butzer wieder in der Lehre vom Abendmahl mit unbestimmten Formeln operirt, und Melanchthon hatte ein öffentliches Zeugnis, das Luther wegen dieser Sache gegen ihn ausgehen lassen wollte, nur dadurch zu-

rückgehalten, daß er erklärte, er habe den Artikel vom Abendmahl im Kölner Reformationsentwurf nicht ausgearbeitet, auch Butzern seine Bedenken gegen dessen Formulirung ausgesprochen.

Auch der Erzbischof von Münster begann die Reformation in seinem Gebiet einzuführen. Wie in der Stadt Münster selbst das Werk durch die Greuel der Wiedertäufer gestört worden ist, haben wir oben vernommen.

Während aber, wie gesagt, Luther so immer wieder die Freude erleben durfte, daß die Kirche der Reformation ihre Grenzen weiter steckte, mußte er da, wo ihre Wiege gestanden hatte, mancherlei sehen und hören, das ihm das Herz schwer machte und ihm bittere Klagen auspreßte. Von den Trübsalen, welche ihm ein Agricola und andere bereiteten, haben wir oben einiges gehört. Aber nicht nur solche, die im Lehramt standen, sondern auch die Hörerschaft der Gemeinden gaben, auch nachdem durch die Visitationen manches besser geworden war, noch zu mancherlei Klagen Anlaß. Eine große Sattheit, Lauheit und Stumpfheit gegenüber der heilsamen Lehre und ein gieriges Jagen nach dem Irdischen machte sich bemerkbar. Mit großem Ernst rügte Luther die Roheit der Bauern, das Geizen der Bürger, die Üppigkeit des Adels, die Ausschreitungen der Studenten. Gegen den Wucher hatte er sich schon im Jahre 1519 in einem kleinen und einem größeren „Sermon",*) dann in seiner Schrift an den Adel, nachher im Jahre 1524 in einer Schrift „von Kaufhandlung und Wucher**) mit aller Entschiedenheit ausgesprochen, und im Jahre 1539 ließ er, nachdem er in einer scharfen Predigt gegen die Wucherer gezeugt hatte, eine Schrift „An die Pfarrherren wider den Wucher zu predigen" †) ausgehen, worin er das übliche Zinsnehmen überhaupt als sündlich verurteilte. Er sprach freilich auch in Betreff dieses Zeugnisses die Überzeugung aus, daß sein Buch zwar

---

*) S. „L. V." Bd. 13. 14., S. 91 ff. und L. 136 ff.

**) S. „L. V." Bd. 13. 14., S. 143 ff.

†) S. „L. V." Bd. 13. 14., S. 7 ff.

kleinen Wucherern das Gewissen rühren, die großen Landschinder hingegen darob in die Faust lachen würden; aber er wollte wenigstens sein Zeugnis abgelegt haben.

Ähnlich stand es mit seinen Bemühungen zur Einführung und Verschärfung einer geordneten Kirchenzucht; auch da fürchtete er, daß man zwar vielleicht gegen den gemeinen Mann einschreiten würde, die großen Herren hingegen sich solches nicht gefallen lassen würden. Das hielt ihn jedoch nicht ab, immer wieder die Handhabung strenger Kirchenzucht zu empfehlen, und zu beklagen, daß er es damit nicht so weit bringen konnte, wie er gerne wollte. Besonders belehrte er wie in früheren so auch in späteren Jahren die Gemeinden über den rechten Gebrauch des Bannes mit Ausschließung und öffentlicher Verkündigung unbußfertiger Sünder und ihrer Abweisung vom heiligen Abendmahl, und als man zu kräftiger Handhabung der Zucht in der Gemeinde das Bannverfahren an Consistorien, wie ein solches 1539 zuerst für den Kurkreis eingerichtet wurde, verweisen wollte, war solches nicht nach Luthers Sinn; er wollte dasselbe in den Händen der Gemeinde wissen.

Als aber das Unwesen in Wittenberg selbst überhand nahm und Luther mit seinem Zeugnis nicht durchdrang, faßte er 1544 den Vorsatz, die Stadt zu verlassen. Zwar gelang es den Bitten und Thränen der Freunde, ihn noch einmal zu halten. Er blieb. Als am Anfang des nächsten Jahrs durch den Speierer Reichsabschied veranlaßt der Kurfürst seine Wittenberger Theologen aufforderte, einen Entwurf über eine „christliche Vergleichung und Reformation der Religion halber" aufzusetzen, gab er er mit den Übrigen ein solches Gutachten ab. Kurz darauf erschien seine Schrift „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet." Wie wenig er aber über seinem Schelten gegen den Antichrist das unchristliche Wesen, das sich unter seinen Augen daheim immer noch breit machte, übersah, zeigt neben seinem bis in diese Zeit fortgesetzten Zeugnis der Umstand, daß er jetzt plötzlich allen Ernstes wieder damit umging, den Staub Wittenbergs von den Füßen zu schütteln. Als ihm nämlich, während er sich auf einer Erholungsreise befand

wieder Berichte von dem üppigen Treiben daselbst zu Ohren gekommen waren, forderte er seine Käthe auf, Haus und Hof zu verkaufen; er wolle, sagte er, lieber den Wanderstab ergreifen und Bettelbrot essen, als mit Verlust seiner sauern Arbeit seine alten Tage mit dem unordentlichen Wesen zu Wittenberg verunreinigen. Erst als ihm die Collegen und der vom Magistrat an ihn abgeordnete Bürgermeister nachreisten und versprachen, dem Ärgernis steuern zu helfen, auch der Kurfürst ähnliche Versprechungen machte, ließ er sich zur Rückkehr bereit finden. Wirklich erließ jetzt der städtische Magistrat im Verein mit der Universität auf fürstlichen Befehl Verordnungen gegen das Unwesen, welches dem treuen Mann das Herz so schwer gemacht hatte. Auch eine neue Visitation wurde angeordnet, für welche Luther das Visitationsbüchlein von 1528 mit einem neuen Vorwort herausgab.

Noch einmal griff Luther nach seiner Rückkehr gegen die Feinde des reinen Evangeliums zur Feder. Die theologische Facultät zu Löwen hatte nämlich wieder von sich hören lassen und in 32 Streitsätzen die römische Lehre gegen das Gift „Lutherischer, Öcolampadischer und anderer Ketzerei“ in Schutz genommen. Diesen Artikeln setzte er jetzt andere gegenüber. Da hob er wieder kräftig hervor die Majestät des göttlichen Worts. „Alles, was man in den Kirchen oder Gemeine Gottes ohne Gottes Wort lehret, ist nichts denn Lügen und gottlos Ding,“ lautete die 1. These, und die 25.: „Auch will St. Augustinus nicht, daß man weder seine noch anderer Lehrer Bücher gleich achte oder halte der heiligen Schrift, oder daß man seine Sprüche für Artikel des Glaubens halte.“ Kurz und scharf fertigt er die Hauptirrtümer der römischen Kirche ab. Dazwischen aber nimmt er noch einmal Gelegenheit, sich öffentlich von dem Irrtum der Zwinglianer loszusagen, indem er in der 27. These schreibt: „Von den Zwinglianern und allen Sacramentirern, so da vermeinen, daß Christi Leib und Blut im hochwürdigen Sacrament nicht mit leiblichem Munde empfangen werde, halten wir ernstlich, daß sie Ketzer und abgeschnittene Gliedmaßen von der Gemeine Gottes seien.“

Hiemit haben wir der letzten Lehr- und Streitschrift des großen Lehrers und Streiters Erwähnung gethan. Groß war die Zahl, groß die Mannigfaltigkeit der Schriften von seiner Hand, die ihr vorangegangen waren und in unzähligen Exemplaren Verbreitung gefunden hatten, und immer noch war auch nach den früher erschienen Nachfrage vorhanden. Auch in den späteren wie in den früheren Jahren nahm Luther für seine Bücher keine Bezahlung von den Verlegern und Buchhändlern, und um so mehr hatten diese bei denselben ihre Rechnung gefunden. Allgemach wurde auch gerade bei den Buchhändlern der Wunsch laut nach einer Gesammtausgabe der vorhandenen Schriften Luthers, und auch von Theologen wurde das Gesuch um eine solche an den Verfasser gerichtet. Luther wollte zwar anfänglich nicht daran; er meinte, seine Bücher seien jetzt überflüssig geworden, und an Capito schrieb er im Jahre 1537, mit Ausnahme seines Buches gegen Erasmus und seines Katechismus möchte er, wie Saturn in der Sage seine Kinder, alle seine Bücher verschlingen. Doch gab er endlich dem Drängen nach, und 1539 erschien der erste Band der deutschen, 1545 der erste der lateinischen Schriften in einer Folioausgabe zu Wittenberg. Diesen ersten Bänden sind nach dem Tode des Verfassers noch elf deutsche und sechs lateinische gefolgt, und doch hatten in dieser ersten Gesammtausgabe noch viele der Lutherschen Schriften keine Aufnahme gefunden. Die Vorrede zu dem ersten Theil seiner deutschen Bücher*) beginnt er wieder mit den Worten: „Gern hätte ichs gesehen, daß meine Büchlein allesamt wären dahinten geblieben und untergegangen." „Nun ich aber," heißt es dann weiter unten, „ja nicht kann wehren, daß man ohne meinen Dank meine Bücher will durch den Druck (mir zu kleinen Ehren) jetzt sammeln, muß ich sie die Kost und Arbeit lassen dran wagen. . Wohlan, so laß gehen in Gottes Namen, ohne daß ich freundlich bitte, wer meine Bücher zu dieser Zeit haben will, der lasse sie ihm beileibe nicht sein ein Hindernis, die Schrift selbst zu studiren."

---

*) S. „L. V." Bd. 2. S. 178 ff.

Dann giebt er seine köstliche Anweisung zum rechten Studium der Theologie nach den drei Regeln Oratio, Meditatio, Tentatio (Gebet, Nachdenken, Anfechtung) und schließt mit der echt Lutherschen Ermahnung zur Demuth in den Worten: „Fühlest du dich aber und lässest du dich dünken du habest es gewiß, und kitzelst dich mit deinem eigenen Büchlein, Lehren oder Schreiben, als habest du es sehr köstlich gemacht und trefflich gepredigt, gefällt dir auch sehr, daß man dich vor andern lobe, willst auch vielleicht gelobet sein, sonst würdest du trauern oder ablassen: bist du der Haar, lieber, so greif dir selber an deine Ohren, und greifest du recht, so wirst du finden ein schön Paar großer, langer, rauher Eselsohren; so wage vollends die Kost daran und schmücke sie mit güldenen Schellen, auf daß, wo du gehest, man dich hören könnte, mit Fingern auf dich weisen und sagen: Sehet, sehet, da geht das feine Thier, das so köstliche Bücher schreiben und trefflich wohl predigen kann, alsdann bist du selig und überselig im Himmelreich, ja, da dem Teufel samt seinen Engeln das höllische Feuer bereitet ist. Summa, laßt uns Ehre suchen und hochmüthig sein, wo wir mögen; in diesem Buch ist Gottes die Ehre allein, und heißt: Deus superbis resistit, humilibus autem dat gratiam. Cui est gloria in saecula saeculorum. Amen."*)

*) Deutsch: „Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen."



Siebenunddreißigstes Kapitel.

Im Lutherhause.

Wir sind in der Betrachtung des großen Reformators nahe hinangerückt an die Zeit, da derselbe das Lutherhaus zu Wittenberg verlassen sollte, um es nicht wieder zu betreten. Sei es uns vergönnt, noch einmal in diesem Hause Einkehr zu halten, während der Mann, von dem es seinen Namen hat, noch in demselben weilt.

Noch in seinen letzten Lebenstagen hatte Kurfürst Johann das alte Klostergebäude seinem damaligen Bewohner und dessen Erben als Eigentum übermacht, und Johann Friedrich hatte diesen Act bestätigt. Zwischen diesem Fürsten und der Familie des Lutherhauses herrschte überhaupt ein höchst freundschaftliches Verhältnis. Luther war öfters bei dem Fürsten in Torgau, predigte daselbst im Schloß und wurde aufs herzlichste bewirthet.

Den Gehalt des Doctors hatte der Fürst auf 300 Gulden erhöht, eine Summe, die nach unseren heutigen Verhältnissen dem Betrag von etwa $1200.00 gleichkommt. Daneben flossen in den Keller der Frau Käthe regelmäßige Zuschüsse an Lebensmitteln und in des Hausvaters Kasse hin und wieder Geldge-

schenke von hohen Personen; auch werthvolle Becher, Ringe, Ketten u. s. w. wurden ihm verehrt, und er schlug 1542 den Werth seines Besitzes an solchen Gegenständen auf 1000 Gulden an. Dazu kam in den letzten Jahren ein Ehrengehalt von 50 Gulden, den ihm der König von Dänemark aussetzte. Sein Antheil an dem väterlichen Erbe betrug 250 Gulden, die ihm sein Bruder Jacob, der die Güter übernahm, nach und nach auszuzahlen hatte. Auch der Stadtrath zeigte sich dann und wann für die stets unentgeltlich geleisteten Pfarrdienste erkenntlich, so durch Lieferungen an Steinen und Kalk zum Ausbau der Wohnung, die Luther unvollendet überkommen hatte. Auch von dem Braurecht, das auf dem Hause ruhte, machte Frau Käthe Gebrauch.

Das alte Klostereigentum erweiterte Luther, indem er noch drei Gärten und ein Stück Acker hinzukaufte. Im Jahre 1541 kaufte er auch noch ein kleines Haus in der Nähe seiner Wohnung, und im Jahre zuvor hatte er von einem Bruder seiner Frau das zwischen Leipzig und Borna gelegene Landgut Zulsdorf um 610 Gulden übernommen; doch konnte er diese Kaufsumme nicht sofort bezahlen; 1542 schätzte er seine Schulden, die der Doctorin manche Sorge bereiteten, auf 460 Gulden. Immerhin rechnete sich Luther zu den Besitzenden, und als 1542 eine Türkensteuer umgelegt wurde, bat er selber den Kurfürsten, auch ihn mit zu besteuern.

Das Haus mit seinem Gesinde, der Garten mit seinen Obstbäumen, seinem Fischteich und was sonst darin gedieh, das Landgut mit seinem Viehstand an Kühen, Pferden, Schweinen, die Hühner, die Bienenstöcke u. s. w. bildeten das Reich, in welchem Frau Käthe der Herrschaft ihres Gemahls unbeschadet ihr festes Regiment führte. Luther selber hatte weder Zeit noch besonderes Geschick, sich viel um diese Dinge zu bekümmern. Er machte zwar dann und wann auch einmal selbst Einkäufe für die Wirthschaft; im Ganzen aber ließ er seine Käthe schalten und walten. Der Vorliebe, mit der sie sich ihrem Landgütlein widmete, entsprechend nannte sie der Doctor wohl „Zuls-

dorferin", und einen Brief überschrieb er: „Der reichen Frauen zu Zulsdorf, Frauen Doctorin Katharin Lutherin, zu Wittenberg leiblich wohnhaftig, und zu Zulsdorf geistlich wandelnd, meinem Liebchen zu Handen."

Hatten so im Lauf der Jahre Luthers Einnahmen zugenommen, so waren auch seine Ausgaben bedeutend größer geworden. Nicht nur hatte er als der viel gekannte Mann reichlich Gelegenheit, an fremden Gästen, die sich oft längere Zeit bei ihm aufhielten, Gastfreundschaft zu üben; nicht nur ließ er fort und fort seiner Freigebigkeit gegen allerlei Nothleidende ihren Lauf in reicheren Gaben, als da er weniger hatte; sondern es war auch die Familie, welche unter seinem Dache und an seinem Tische leben wollte, bedeutend größer geworden. Zu den Kindern, welche schon oben Erwähnung gefunden haben, war im Jahre 1531 ein Sohn, Martin, im Januar 1533 noch ein Sohn, Paul, endlich im December 1534 ein Töchterlein, Margarethe, hinzugekommen. Die fünf Kinder, welche ihm so heranwuchsen, waren Luthers Freude. Dabei wurden sie aber, besonders die Knaben, streng gehalten. So hat der Vater einmal seinem Sohn Hans drei Tage lang die Verzeihung für ein begangenes Unrecht verweigert, bis der Mutter und einiger Freunde Fürbitte ihm dieselbe abgewannen; er wolle, sagte er, lieber einen todten als einen ungezogenen Sohn haben. Da es in Wittenberg an einer guten Knabenschule fehlte, so hielt Luther seinen Söhnen junge Theologen als Hauslehrer; so hörten wir, daß Hieronymus Weller als solcher in seinem Hause war zur Zeit, als Luther auf der Koburg weilte. Von Johannes wissen wir, daß er als Knabe zeitweilig auch einem auswärtigen Lehrer übergeben war, und im Jahre 1539 wurde er in Wittenberg Baccalaureus. Später wurde er noch auf eine Schule nach Torgau geschickt, und als der Vater starb, studirte Hans in Wittenberg die Rechte. Er wurde später fürstlicher Kanzleirath zu Weimar.

Der nächste Sohn, Martin, studirte Theologie, blieb aber ohne ein Amt zu übernehmen in Wittenberg, wo er 33 Jahre

alt gestorben ist. Paul wurde ein tüchtiger Arzt und lebte hoch geschätzt an verschiedenen Fürstenhöfen.

Außer diesen Kindern lebten im Lutherschen Hause immer mehrere Verwandte. Von der „Muhme Lene" haben wir oben gehört. Sie war ein liebes Glied der Familie, bis sie, wohl im Jahre 1537, starb. Ferner wohnten im Hause zwei Töchter einer Schwester Luthers, Lene und Else Kaufmann, die Luther als Waisen ins Haus genommen hatte. Lene heirathete 1538 einen Beamten an der Universität, Magister Berndt, und Luther richtete ihr in seinem Hause die Hochzeit aus, als wenn sie sein Kind gewesen wäre. Auch mehrere männliche Verwandte wurden, während sie in Wittenberg studirten, Luthers Hausgenossen, und außer ihnen gab er wie andere Professoren auch Studenten, besonders älteren, gegen Bezahlung Kost und Wohnung in seinem Hause. Ein solcher war Johann Mathesius, der, nachdem er schon früher in Wittenberg studirt hatte, im Jahre 1540 dahin zurückkehrte und Luthers Tischgenosse wurde. Er hat, nachdem er in Joachimsthal, wo er nach seiner ersten Wittenberger Studienzeit als Rector gestanden hatte, Pastor geworden war, auf der Kanzel Luthers Lebenslauf beschrieben, und diese Predigten, die dann gedruckt wurden, bilden die erste Lebensbeschreibung unseres Reformators.

Ein stehendes Glied der Familie war endlich Luthers alter Diener Wolf Sieberger, der seinen freundlichen Herrn noch um ein Jahr überlebt hat. Aufs treuherzigste ging der große Doctor mit diesem gutmüthigen, etwas trägen und langsamen Hausgenossen um. Als derselbe sich einst einen Vogelherd angelegt hatte, kam Luther mit einer Klageschrift vor ihn, welche die frommen, ehrbaren Vögel, denen jener nachstelle, bei ihm eingereicht hätten, und in welcher die Bitte ausgesprochen war, der Herr Doctor möge doch seinem Diener, dem sie kein Leid gethan hätten, verbieten, daß er ihnen mit seinem alten Netze nach Freiheit und Leben stehe, oder wenigstens ihn anhalten, daß er ihnen des Abends Körner auf den Herd streue und des Morgens vor acht Uhr nicht aufstehe; sonst wollten sie Gott bitten, daß er ihm steure, und er des Tages auf dem Herde

Frösche, Heuschrecken und Schnecken fange, und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen und Wanzen überzogen werde, damit er ihrer vergesse.

Inmitten dieser großen Familie lebte Luther als ein rechter Hauspriester. Treulich ließ er sich die christliche Unterweisung der Hausgenossen angelegen sein. Er trieb mit ihnen den Katechismus, sang und betete mit ihnen. „Wenn ich zu Morgens aufstehe," sagt er, „so bete ich mit den Kindern die Zehn Gebote, den Glauben, das Vater Unser und irgend einen Psalm dazu."

Als im Jahre 1532 seine mangelhafte Gesundheit ihm das Predigen in der Kirche nicht in dem Maße, wie er es früher geübt hatte, gestatten wollte, begann er in seinem Hause des Sonntags vor den Hausgenossen zu predigen. Diese Predigten, die er bis ins Jahr 1534 fortsetzte, sind dann aus Nachschriften von Veit Dietrich und aus Nachschriften des Diaconus Rörer mit Ergänzungen aus Predigten, die Luther in der Kirche gehalten hat, in zwei verschiedenen Ausgaben gedruckt worden, und so ist Luthers „Hauspostille" entstanden.

In besonders lieblicher, fröhlicher Weise verbrachte Luther im frohen Kreise der Seinen die Weihnachtsabende mit Gesprächen und Gesängen über das Fest, an dem den armen Menschen so große Freude bereitet ist.

Auch über Tisch flossen von den Lippen des Hausvaters vielfach erbauliche Reden. Dazwischen kam es vor, daß er während der Mahlzeit oder gleich nach derselben Stücke der heiligen Schrift auslegte. So entstanden die Auslegungen des 23. Psalms*) und des 8. Psalms, welche von Diaconus Rörer nachgeschrieben und später gedruckt wurden; ferner Auslegungen über Kap. 8—18. des Evangeliums Matthäi, die er ebenfalls über Tisch Hieronymus Weller vortrug, um diesem bei seinen theologischen Vorlesungen behilflich zu sein, und die ebenfalls später, von Luther selbst mit Bemerkungen zu den ersten Kapiteln des Buchs vervollständigt, gedruckt wurden.

---

*) S. „L. V." Bd. 15., S. 7 ff.

Nicht immer war ja der Doctor, wenn er zum Tische kam, aufgelegt zum Reden, und wenn er schwieg, war es stille bei Tisch. Wenn es ihm dann auffiel, daß alle so schweigend dasaßen, hob er wohl plötzlich das Haupt empor mit der Frage: „Was hört man Neues?“ oder: „Ihr Prälaten, was Neues im Lande?“ und das Gespräch kam in Gang. Oder er hatte nach seiner Gewohnheit ein Buch mit an den Tisch gebracht und eine Weile hineingesehen; bald stieß er auf etwas, das ihm gefiel oder mißfiel, und er brachte es vor die Tischgenossen und knüpfte ein Gespräch daran. Dann stellten auch die Tischgenossen Fragen; die beantwortete der Doctor, oder er wies sie auch als fürwitzig zurück. Solche „Tischreden“ der mannigfaltigsten Art wurden von Freunden und Schülern, die sie gehört hatten, aufgezeichnet, und Sammlungen derselben sind nachher auch in Druck erschienen; doch ist da manches durch unberufene Hände verunstaltet worden.

Manchmal ließ der Hausvater auch die Tischgesellschaft über Tisch oder nachher zum Singchor gestalten. Überhaupt wurde im Lutherhause fleißig gesungen, wobei Luther neben seiner schönen Tenorstimme die Laute erklingen ließ, deren Spiel er einst als Student zu Erfurt erlernt hatte. Er schätzte die edle Musica als eine hohe Gabe Gottes, die das Herz erquicke und fröhlich mache und dem Teufel sein Handwerk erschwere, und drang deshalb sehr darauf, daß sie in den Schulen geübt werde. Ein freundlich Gespräch und ein fröhlich Liedlein empfahl er als treffliche Mittel gegen trübe Gedanken.

Zu sonstiger Erholung fand Luther bei seinen vielen Arbeiten wenig Zeit; den jungen Gesellen in seinem Hause aber gönnte er dieselbe, ließ ihnen sogar selbst eine Kegelbahn anlegen und machte, wenn sie dieselbe benutzten, zuweilen den Zuschauer, that auch wohl einmal den ersten Schub und ließ sich auslachen, wenn er fehl ging, gab aber dabei den Lachern zu bedenken, daß im Leben wie auf der Kegelbahn mancher meine, er könne es besser als andere und werde alle Neune umwerfen, verfehle dann aber alles.

Überhaupt war Luther von seinem strengen mönchischen Leben her nicht gewohnt, seinem Leibe große Sorgfalt zuzuwenden. Im Essen und Trinken war er mäßig; er lobte sich eine reine, kräftige Hausmannskost. Nur bei festlichen Gelegenheiten sorgte er für etwas Besonderes, wie ein gutes Stück Wildbret, während er selber Schweinefleisch und Würste vorzog. Wiederum konnte er, wenn die Arbeit ausnehmend drängte, auch mehrere Tage nach einander das Essen gänzlich vergessen oder mit etwas Brot und Salz, das er in seinem Stübchen hatte, vorlieb nehmen.

Von seiner Gesundheit sagte Luther selber einmal in seiner Auslegung des 1. Buchs Mose: „Mir hat unser Herr Gott einen gesunden Leib gegeben bis an das fünfzigste Jahr.“ Von da an war er aber von mancherlei körperlichen Leiden heimgesucht. Zwar hatte er im Lauf der Zeit eine stattliche Gestalt bekommen, und die aufgerichtete Haltung, das emporgehobene Antlitz, das Feuer der dunklen Falkenaugen behielt er auch, als sein Haar weiß geworden war. Dennoch war unter den späteren Jahren seines Lebens nicht eins, in welchem er nicht von leichteren oder schwereren Leibesgebrechen zu leiden gehabt hätte. Das Kopfleiden, mit dem er schon auf der Koburg behaftet war, machte ihm immer wieder Noth und legte ihn besonders in den Morgenstunden lahm, so daß es ihm z. B. schwer wurde, die Morgenpredigt zu halten. Ferner litt er bald an der Ruhr, bald an Geschwüren, bald machte ihm sein Steinleiden das Leben sauer. Ein offenes Bein, das ihm Erleichterung im Kopf und in der Brust zu verschaffen schien, wurde, nachdem es zugeheilt und wieder aufgebrochen war, vom Arzt künstlich offen gehalten. So kam es, daß er in den letzten Jahren seine Vorlesungen an der Universität öfters längere Zeit aussetzen mußte, ja es kam vor, daß er auf dem Wege umkehren mußte; auch kam es vor, daß er, ehe er mit seiner Predigt zu Ende war, wieder von der Kanzel steigen mußte, und wir hören ihn sagen, daß er ausgedient habe und bald seinen Lauf beschließen werde. Und dieser Gedanke war ihm nicht schrecklich; er sehnte sich wie da-

mals aus Wittenberg, so überhaupt aus der bösen Welt hinaus.

Auch sonst kehrte im Lutherhause öfters Krankheit ein. Frau Käthe lag wiederholt am Wechselfieber darnieder. Im Jahre 1540 schwebte sie infolge einer Fehlgeburt in Todesgefahr. Nur langsam erholte sie sich wieder, und Luther schrieb damals an Jonas: „Meine Käthe fängt an mit Wohlgefallen zu trinken und zu essen und schleicht mit Hilfe der Hände an Tischen und Bänken herum und lernt gehen." Im Jahre 1545 lag sie an einem hitzigen Fieber wieder schwer krank. Auch von Kinderkrankheiten hören wir, und im Jahre 1540 waren einmal zu gleicher Zeit zehn gefährlich kranke Patienten im Hause zu verpflegen.

Auch der Tod riß in die Familie Luthers seine Lücken. Daß Elisabeth, das erste Töchterlein, in ihrem ersten Lebensjahre starb, ist oben berichtet. Die im Jahre nach diesem Verlust geborene Tochter Magdalena wuchs dann zur Freude der Eltern als ein sanftes, frommes Kind heran, und der Vater, der von ihr sagen konnte, sie habe ihn nie erzürnt, hing mit besonderer Zärtlichkeit an diesem Kinde. Als aber Luther 1542 von einer Erholungsreise heimkehrte, fand er sein Lenchen sehr krank. Da das Kind eine große Sehnsucht nach dem in Torgau auf der Schule abwesenden Bruder Hans empfand, mußte dieser kommen. Mit frommer Ergebung in Gottes Willen sah der Vater die Lebenskräfte des geliebten Kindes dahinschwinden. „Ich habe sie sehr lieb, sprach er, „aber, lieber Gott, so es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen willst, will ich sie gerne bei dir wissen." Wiederum war auch das scheidende Kind zufrieden, wie Gott es fügte. Als einmal kurz vor ihrem Ende der Vater zu ihr sprach: „Magdalenchen, mein Töchterlein, du bliebest gern hier bei deinem Vater und zeuchst auch gern zu jenem Vater", antwortete sie: „Ja, herzer Vater, wie Gott will." Sie verschied, während ihr Vater weinend an ihrem Bette auf den Knien lag und Gott bat, sie zu erlösen. Als sie im Sarge lag, sprach er, indem er sie anschaute: „Ach, du liebes Lenichen, du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie

die Sonne.“ Da aber ihr Sarg zu kurz gerathen war, sprach er: „Das Bette ist ihr zu klein, weil sie nun gestorben ist. Ich bin



Lenchen Luther, nach dem Bilde von Cranach.

ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran; das Scheiden vexirt einen über die Maßen sehr. Wunder Ding ist es, wissen, daß sie gewiß im

Frieden und ihr wohl ist, und doch noch traurig sein." Zu den Freunden, welche ihr Beileid aussprachen, sagte er: „Es soll euch lieb sein, ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen. O hätten wir einen solchen Tod, einen solchen Tod wollt ich auch diese Stunde annehmen." Sein trauerndes Weib tröstete er mit den Worten: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkommt; sie kommt ja wohl." Nachher sprach er: „Wenn meine Tochter Magdalene wieder sollte lebendig werden und sollte mir das türkische Königreich mitbringen, so wollt ichs nicht thun. O sie ist wohl gefahren. Selig sind die Todten, die im Herrn sterben; wer also stirbt, der hat das ewige Leben gewiß." An Jonas schrieb er: „Du wirst gehört haben, daß meine liebste Tochter Magdalena wiedergeboren ist zu Christi ewigem Reich; und obwohl ich und mein Weib nur freudig danken sollten für ihren glücklichen Hingang, dadurch sie der Macht des Fleisches, der Welt, des Türken und des Teufels entronnen ist, ist doch die Macht der natürlichen Liebe so groß, daß wirs nicht können ohne Schluchzen und Herzensseufzer." Und als Hans, der auch noch um das Schwesterlein trauerte, von Torgau, dahin er hatte zurückkehren müssen, wieder heim wollte, tröstete der Vater auch ihn und ermahnte ihn, zu bleiben, wohin ihn Gott durch seine Eltern gewiesen habe, seinen Schmerz männlich zu überwinden und nicht seiner Mutter das Herz noch schwerer zu machen.

In der That, Lenichen Luther hat auch für die Mit- und Nachwelt nicht umsonst gelebt; sie selbst kann unsern Kindern in ihrem Leben und Sterben ein leuchtendes Vorbild sein, und alle christlichen Eltern dürfen sich ihren „herzen Vater" an seines Lenchens Todtenbett, Sarg und Grab, sein zärtliches Vaterherz und seinen auch über den herben Trennungsschmerz sich und seine Hausgenossen erhebenden und tröstenden Christensinn zum Muster nehmen.

Über ein Jahrzehnt vor Lenchens Tod, am 30. Juni 1531, war auch Luthers Mutter aus diesem Leben geschieden. Wie dem Vater, so hatte auch ihr der Sohn in der letzten Krankheit

noch einen tröstlichen Brief geschickt*), dessen Schluß lautete: „Der Vater und Gott alles Trostes verleihe Euch durch sein heiliges Wort und Geist einen festen, fröhlichen und dankbaren Glauben, damit Ihr diese und alle Noth möget seliglich überwinden und endlich schmecken und erfahren, daß es die Wahrheit sei, da er selbst spricht: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Und befehle hiemit Euer Leib und Seele in seine Barmherzigkeit, Amen. Es bitten für Euch alle Eure Kinder und meine Käthe. Etliche weinen, etliche essen und sagen: Die Großmutter ist sehr krank. Gottes Gnade sei mit uns allen, Amen. Am Sonnabend nach Ascensionis Domini, MDXXXI.

Euer lieber Sohn

Mart. Luther.

In dem Jahr, in welchem er sein Lenchen begraben mußte, hatte Luther auch sein Testament gemacht und von Melanchthon, Cruciger und Bugenhagen durch ihre Unterschrift beglaubigen lassen. Er vermachte darin seiner „lieben und treuen Hausfrauen Katharin" das Gut Zulsdorf und das kleine Haus in Wittenberg, dazu seine Becher, Ketten und anderen Werthsachen; dafür sollte sie die Schuld von ohngefähr 450 Gulden, die er noch hatte, auf sich nehmen, falls er sie bei seinen Lebzeiten nicht mehr abzahlte. Er wollte auf diese Weise dafür sorgen, daß sie nicht müsse den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und ihr unterworfen sein, wie Gott geboten hat.**)

Es spricht sich auch hier wieder das liebliche Verhältnis aus, welches zwischen Luther und seiner Käthe bestand. Sie war eine verständige Frau, die ihren Mann kannte und stets herzlich um ihn besorgt war. War er verdrießlich oder traurig, so lud sie schnell Dr. Jonas oder Magister Philippus zu Tisch, und es gab ein freundliches Gespräch, das den vielgeplagten Mann aufheiterte. Auch sie selber wußte ihm Trost zuzusprechen. Zwar mußte er ihr in ihrem Thun und Reden auch

*) S. „L. V." Bd. 8, S. 52.

**) Das Testament s. „L. V." Bd. 8., S. 139.

wohl einmal etwas zu gute halten. „Ich muß," sagt er, „Geduld haben mit dem Papst; ich muß Geduld haben mit den Schwärmern; ich muß Geduld haben mit den Scharrhansen; ich muß Patienz haben mit dem Gesinde; ich muß Patienz haben mit Käthen von Bora." Doch sagt er andrerseits auch, daß ihn wie Philipp Melanchthon und Dr. Pommer so auch seine Hausfrau oft mit Gottes Wort getröstet habe, daß er zufrieden geworden sei und gefühlt habe, daß das Gott selber sage. Auch in den schweren Zeiten ansteckender Seuchen, wo Luther in der Stadt blieb und die Universität wegzog, hat Käthe treulich und gutes Muths bei dem Gemahl ausgehalten. Ihr gutes Regiment in der Wirthschaft gefiel ihm sehr, ob er sie gleich damit zu necken pflegte, so wenn er sie in seinen Briefen anredete: „Mein Herr Käthe"; „mein lieber Herr Käthe"; oder wenn er einen Brief überschrieb: „Meinem freundlichen, lieben Herrn, Käthe Lutherin, Doctorin und Predigerin zu Wittenberg"; oder wenn er an einen Freund schrieb: „Es grüßt dich demüthig mein Herr und Moses Käthe." Auch „Kaiserin" und „Königin" nannte er sie. Auch ihre zärtliche Sorgfalt um sein leibliches Wohlbefinden wußte er zu schätzen, und wenn er, wie das so oft sein mußte, auf Reisen war, schrieb er ihr fleißig und berichtete, wie es ihm gehe, erwähnte, daß ihm ihre Küche und ihr Keller besser zusage als die Bewirthung draußen, obschon es da reicher herging als daheim. So schrieb er 1540 aus Weimar: „Gnade und Friede, liebe Jungfrau Käthe, gnädige Frau von Zulsdorf und wie Ew. Gnaden mehr heißt. Ich füge Euch und Ew. Gnaden unterthäniglich zu wissen, daß mirs hie wohl gehet; das sei Gott gedankt." Von Eisenach schrieb er ihr in demselben Jahre: „Meiner gnädigen Jungfer Katharin Lutherin von Bora und Zulsdorf gen Wittenberg, meinem Liebchen, Gnade und Friede. Meine liebe Jungfer und Frau Käthe! Euer Gnaden soll wissen, daß wir hie, Gottlob, frisch und gesund sind." Als Unterschrift setzte er gern wie in diesem Brief: „Dein Liebchen M. Luther", oder: „Martinus Luther, dein Herzliebchen." Und wenn dann seine baldige Heimkehr in den Kreis der Lie-

ben in Aussicht stand, pflegte er seiner lieben Käthe solches mit großer Freude anzukündigen. Eine solche Ankündigung enthielt noch der letzte Brief, den er an sie geschrieben hat; der Anfang desselben lautete: „Meiner freundlichen, lieben Hausfrauen, Katharin Lutherin von Bora zu Wittenberg zu Handen. Gnade und Friede im Herrn. Liebe Käthe! Wir hoffen diese Woche wieder heim zu kommen, ob Gott will.“

Aber Gott wollte es nicht. —



Achtunddreißigstes Kapitel.

Heimgang.

Am 10. November 1545 feierte Luther zum letztenmal seinen Geburtstag. Er lud bei diesem Familienfest wie in früheren Jahren seine Wittenberger Collegen zu Tisch und war mit ihnen fröhlich. Ehe sie aber nach der Mahlzeit auseinander gingen, richtete Luther an die Freunde herzliche und ernste Worte der Ermahnung. Er sprach die Befürchtung aus, daß es nach seinem Tode in Deutschland trüb hergehen werde; „darum bittet“, sprach er, „bittet fleißig nach meinem Tode“. Dann wandte er sich an Paul Eber, der damals noch in der philosophischen Facultät arbeitete, und sprach: „Du heißest Paulus; nun so ermahne ich dich, daß du nach Pauli Beispiel die Lehre, welche er verkündigt hat, standhaft zu bewahren und zu vertheidigen bemüht seist.“

Als er dann acht Tage später seine Vorlesungen über das 1. Buch Mose zum Abschluß brachte, that er dies mit den Worten: „Das ist nun die liebe Genesis. Unser Herr Gott gebe, daß es andere nach mir besser machen. Ich kann nicht mehr; ich bin schwach. Bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes seliges Stündlein verleihe.“

Schon im October dieses Jahres hatte er mit Melanchthon und Jonas eine Reise nach Mansfeld gemacht, wo er seine Knabenjahre zugebracht hatte. Die Mansfelder Grafen hatten ihn gebeten, einen Hader, den sie seit längerer Zeit unter einander hatten, schlichten zu helfen, und der Kurfürst hatte auf ihr Gesuch die Erlaubnis zu der Reise ertheilt, obschon er den müden Mann gerne damit verschont gesehen hätte. Da aber jener erste Versuch fehlgeschlagen war, und sich Luther zu weiterer Vermittelung erboten hatte, reiste er um die Weihnachtszeit bei grimmiger Kälte mit Melanchthon nochmals nach Mansfeld. „Es muß," schrieb er dem Grafen Albrecht, „um ein acht Tage nicht noth haben, wiewohl ich viel zu thun habe, die ich dran wagen will, damit ich mit Freuden in meinen Sarg mich legen möge, wo ich zuvor meine lieben Landesherrn vertragen und freundliches, einmüthiges Herzens gesehen habe." Da aber auch Melanchthon gerade damals sehr leidend war, so eilte er, ehe die Verhandlungen zum erwünschten Abschluß gediehen waren, wieder heim. Auf der Reise predigte er in Halle, machte es aber der großen Kälte wegen kurz. Als er wieder in Wittenberg war und es galt einen Theologen zum Regensburger Religionsgespräch abzuordnen, bat er den Kurfürsten, mit dem „nichtigen und vergeblichen Colloquium" nicht wieder Melanchthon zu plagen; derselbe sei, wenn er auch krank zu Bette läge, in Wittenberg nützlicher als auf dem Colloquium, und die jungen Theologen sollten auch vor den Feind. So wurde denn Major mit der Aufgabe betraut. Als dieser, so wird berichtet, vor seiner Abreise sich bei Luther verabschieden wollte, fand er an der Thüre zu dessen Studirstube die Worte geschrieben: „Unsere Professoren sollen examinirt werden vom Mahl des Herrn." Als nun Major fragte, was diese Worte bedeuteten, antwortete Luther: „Was ihr leset und wie sie lauten; und wenn ihr wieder heimkommen werdet und ich auch, so wird man ein Examen müssen anstellen, dazu ihr eben so wohl als andere erfordert werden sollt. Auf die Betheuerung Majors aber, daß er es ganz und voll mit der Wahrheit halte, gab ihm Luther eine ernste Vermah-

nung, wo es ihm und anderen ernst sei, so sollten sie auch frei und unumwunden reden, was sie glaubten, sonst seien sie nicht werth Schüler, viel weniger Lehrer zu heißen. Auch in der letzten Predigt,*) die er zu Wittenberg hielt, und in der er als am 2. Sonntag nach Epiphanias die Epistel des Tages behandelte, warnte er mit scharfen Worten vor den Sacramentsschwärmern und vor allem Liebeln mit der Vernunft in Glaubenssachen. „Bisher," sagte er u. A., „habt ihr das rechte, wahrhaftige Wort gehöret; nun sehet euch vor für euren eigenen Gedanken und Klugheit. Der Teufel wird das Licht der Vernunft anzünden und euch bringen vom Glauben, wie den Wiedertäufern und Sacramentschwärmern widerfahren ist." So hat Luther auch in seinen letzten Lebenstagen sehr wohl erkannt, von wo der reinen Lehre die größte Gefahr drohte, so war er auch bis ans Ende darauf bedacht, derselben, so viel er konnte, vorzubeugen. Was man später erzählt und seitdem in unzähligen Büchern nacherzählt hat, als hätte Luther erkannt, er sei in der Abendmahlssache zu weit gegangen und als hätte er vor seiner letzten Reise Melanchthon und den anderen anheimgegeben, wo möglich etwas wieder gut zu machen, ist eitel Erfindung, die durch Luthers eigene Worte hinfällig gemacht wird. Wie wenig Luther je daran gedacht hat, seine gänzliche Lossagung von den Zwinglianern und ihren Genossen zu bereuen, mögen noch neben schon Angeführtem folgende Worte erkennen lassen, die er wenige Wochen vor seinem Tode an einen Freund richtete, der ihm von der Feindschaft jener Leute gegen ihn berichtet hatte. „Mir," schreibt er, „genügt jene eine Seligpreisung des Psalms: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Sacramentirer, noch tritt auf den Weg der Zwinglianer, noch sitzet, da die Züricher sitzen."

An dem Tage, an welchem er jene letzte Predigt in Wittenberg hielt, beschrieb er seine Verfassung mit den Worten: „Alt, abgelegt, träge, müde, kalt und nun auch einäugig schreibe ich Euch, mein lieber Jakobus, und als einer, der gehofft, es

*) S. „L. W." Bd. 23. 24., S. 223 ff.



Luther im Jahre 1546, nach einem Cranachschen Holzschnitte.

werde ihm als einem Erstorbenen die, wie mich dünket, gerechte Ruhe vergönnt sein.“ Dennoch nahm er nicht einmal so viel Ruhe in Anspruch, wie er hätte genießen können. Er hatte seinen Mansfelder Grafen versprochen, im Januar die abgebrochenen Friedensverhandlungen wieder aufzunehmen, und während dank seiner Fürsorge Melanchthon daheim blieb, machte er sich sechs Tage nach seiner letzten Predigt in Wittenberg in Begleitung seiner Söhne und ihres Hauslehrers nochmals auf die Reise. In Halle, wo er bei Jonas einkehrte, wurde er durch Eisgang und Hochwasser drei Tage aufgehalten, und er berichtete darüber seiner Frau,*) die ihn mit Besorgnis hatte ziehen lassen. In Halle predigte er auch wieder. Zu den dortigen Freunden sprach er: „Wir sind mächtig gute Gesellen, essen und trinken mit einander; es wird aber auch einmal Sterbens geben. Ich ziehe jetzt dahin nach Eisleben, will die Grafen von Mansfeld, meine Landesherren, helfen vertragen. Nun kenne ich die Leute, wie sie gesinnet sind. Da Christus den himmlischen Vater und das menschliche Geschlecht versöhnen und vertragen wollte, kriegte er Scheidens Theil davon, mußte darüber sterben; Gott gebe, daß mirs auch so gehe.“

Am 28. Januar begleitete Jonas den alten Freund auf der Weiterreise. Bei der Burg Giebichenstein setzten sie über die immer noch gefährliche Saale. An der Mansfeldischen Grenze wurden sie durch ein Ehrengeleite von über hundert Reisigen eingeholt und gen Eisleben geführt. Wohl um sich bei der Kälte Bewegung zu machen, ging Luther eine Strecke zu Fuß. Als er in Schweiß gerathen war, nahm er im Wagen Platz, und bei dem eisigen Wind hatte er so schnell eine Erkältung weg, daß er, ehe man die Stadt erreichte, von Schwindel und Athemnoth befallen wurde und man schon für sein Leben fürchtete. In Eisleben, wo die Grafen von Mansfeld ihn erwartet hatten, mußte man ihn gleich in der Herberge mit warmen Tüchern reiben, und so ging der Anfall vorüber. In

*) Den Brief s. „L. V.“ Bd. 8. S. 156 ff.

dem Drachstedtischen Hause, das der Stadt gehörte und vom Stadtschreiber bewohnt wurde, war Luther einquartirt, und hier wurden auch die Verhandlungen in der gräflichen Angelegenheit vorgenommen. Luther gab sich alle erdenkliche Mühe. Als nach einem vielversprechenden Anfang ein fast gänzlicher Stillstand eintrat, ließ er den Kurfürsten bitten, ihn heimzurufen; dann, meinte er, würden die Herren fügsamer werden. Am 7. Februar wollte er schon „den Wagen schmieren in seinem Zorn" und heimfahren. In den folgenden Tagen jedoch trat wieder ein erfreulicher Fortgang ein, und als jene kurfürstliche Abberufung wirklich ankam, waren fast alle Punkte bereinigt.

Indes war Luthers Gesundheitszustand scheinbar ziemlich gut. Er aß und trank mit Appetit, schlief auch, wenn er des Abends nach einem freundlichen Gespräch mit Jonas, Aurifaber und dem gräflichen Hofprediger Cölius und nach einem herzlichen Abendgebet um acht Uhr oder schon früher zu Bett gegangen war, ziemlich ruhig. Viermal predigte er in jenen Tagen; ferner ordinirte er zwei Prediger und ging zweimal zum hl. Abendmahl. Seine letzte Predigt*) hielt er am 14. Februar; sie legte in ihrer reichen Gedankenfülle Zeugnis ab, daß dem herrlichen Geist seine Kraft ungeschwächt verblieben war, ob auch die Gebrechlichkeit der irdischen Hülle ihn nöthigte, schnell abzubrechen. Er schloß mit den Worten: „Das und viel mehr wäre von diesem Evangelio weiter zu sagen, aber ich bin zu schwach; wir wollens hiebei bleiben lassen. Der liebe Gott gebe Gnade, daß wir sein theures Wort mit Danksagung annehmen, im Erkenntnis, Glauben seines Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi, zunehmen und wachsen, und im Bekenntnis seines heiligen Worts beständiglich bleiben bis ans Ende. Amen."

Daheim in Wittenberg wartete mit Bangen Frau Käthe auf Nachrichten von ihrem Gemahl, und dieser ließ sie nicht vergeblich warten, sondern ließ in vierzehn Tagen fünf

*) S. „L. V." Bd. 23. 24., S. 236 ff.

Briefe an sie abgehen. In dem längsten derselben,*) datirt vom 7. Februar, verwies er ihr freundlich ihre Sorgen und ermahnte sie zu Gottvertrauen. Am 10. Februar that er dasselbe. In diesem Brief**) konnte er noch schreiben: „Wir sind, Gott Lob, frisch und gesund, ohne daß uns die Sachen Unlust machen, und Dr. Jonas wollte gern einen bösen Schenkel haben, daß er sich an eine Lade ungefähr gestoßen; so groß ist der Neid unter den Leuten, daß er mir nicht wollte gönnen allein einen bösen Schenkel zu haben. Hiemit Gott befohlen. Wir wollten nun fort gerne los sein und heimfahren, wenn es Gott wollte. Amen, Amen, Amen. Am Tage Scholasticä 1546.

Euer Heiligen williger Diener
Martinus Luther.

Mit seinem bösen Schenkel, den er hier erwähnt, hatte es aber eine eigene Bewandtnis. An demselben hatte ihm nämlich der Arzt ein Fontanell gelegt, das durch eine Ätzsalbe offen gehalten werden sollte. Diese Salbe hatte aber Luther daheim gelassen, und das Bein war in Eisleben fast zugeheilt. Er schrieb deshalb am 14. Februar an Melanchthon, derselbe möchte ihm jene Salbe zuschicken. An demselben Tage schrieb er auch an seine Frau. Er schickte ihr Forellen, welche ihm die Gräfin Albrecht aus Dankbarkeit geschenkt hatte. Dabei berichtete er von den drei Söhnen, die noch bei seinem Bruder Jakob wohl versorgt seien, und von dem glücklichen Fortgang der Verhandlungen. „Wir hoffen," schrieb er gleich zu Anfang, „diese Woche wieder heim zu kommen, ob Gott will;" und weiter unten: „Wir haben hie zu essen und zu trinken als die Herren, und man wartet unser gar schön, nur allzu schön."

Dies war Luthers letzter Brief an seine Käthe.†) Auffallend ist, daß er ihr nichts von der Salbe schreibt, während er an demselben Tage Melanchthon um Zusendung derselben bittet. Er war offenbar unruhig über das Zuheilen des Beins

---

*) S. „L. V." Bd. 8, S. 165 ff.
**) S. „L. V." Bd. 8, S. 168 ff.
†) S. „L. V." Bd. 8, S. 169 ff.

geworden und wollte dem guten Weib daheim neue Besorgnis ersparen. Wirklich hat Doctor Ratzeberger die Vernachlässigung des Fontanells als Ursache seines unerwarteten Todes angesehen.

Am 16. und 17. Februar wurden die noch übrigen Artikel der Vereinbarung, welche besonders Einkünfte der Kirchen und Schulen betrafen, erledigt. Doch war am Morgen des 17. Luthers Befinden der Art, daß die Herren ihn baten, sich nicht mehr mit den Verhandlungen zu befassen, sondern sich die Ruhe zu gönnen, deren er längst bedürftig war. Das that er; er gab nur noch zu den Stipulationen seine Unterschrift, wohl die letzte von seiner Hand. Den Vormittag brachte Luther theils auf seinem ledernen Ruhebett, theils auf und ab gehend und mit Jonas und Cölius sich unterhaltend, theils im Gespräch mit seinem Gott zu. „Ich bin hier zu Eisleben getauft", sprach er einmal; „wie wenn ich hier bleiben sollte?" Beim Mittagsmahl unterhielt er noch die Tischgesellschaft mit erbaulichen Gesprächen. Vor dem Abendessen fühlte er einen beängstigenden Druck auf der Brust; er ließ sich mit warmen Tüchern reiben und empfand Erleichterung. Auch das Abendessen nahm er noch mit den Übrigen im Speisezimmer ein, das eine Treppe tiefer lag als sein Stübchen. Die Reden, mit welchen er das Mahl würzte, handelten vom Sterben und Auferstehen und von der Gemeinde der Seligen im Himmel. Nach dem Essen begab er sich wieder auf sein Stüblein, und Magister Cölius sowie seine beiden jüngeren Söhne, die, so lange sie in Eisleben waren, mit ihrem Hauslehrer und Jonas die Nächte in seiner Nähe zuzubringen pflegten, folgten ihm. Nach seiner Gewohnheit betete er wieder im Fenster. Cölius ging dann wieder hinab und Aurifaber kam herauf. Da sprach der Doctor: „Mir wird wieder weh und bange um die Brust." Wieder wurde er mit warmen Tüchern gerieben; auch ein Hausmittel der Gräfin wurde angewendet; Graf Albrecht selber gab es ihm ein. Dann legte sich der Doctor auf das lederne Ruhebett und schlief ruhig über eine Stunde lang. Um 10 Uhr wachte er auf,

und da er Jonas, Cölius, seinen Diener und Hauslehrer nebst den Knaben noch aufsitzen sah, empfahl er ihnen, zu Bette zu gehen. Da sie erwiderten, sie wollten noch wach bleiben, ging er in seine Kammer, die nebenan gelegen war. Er klagte nicht mehr; aber als er über die Schwelle trat, sprach er: „Walts Gott, ich gehe zu Bett“; dann lateinisch die Worte: „In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, du treuer Gott.“ Er legte sich darauf zu Bett und schlief bis um ein Uhr. Als er wieder erwachte, fröstelte ihn, und er rief seinen Diener und hieß ihn die Stube heizen. Dieselbe war indes schon warm gehalten worden, und als Jonas hinzutrat und fragte, ob er wieder Schwachheit fühle, antwortete er: „Ach, Herre Gott, wie ist mir so weh! Ach, ich achte, ich werde hie zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben.“ Er stand wieder auf und ging allein in die Stube. Wieder sprach er auf der Schwelle lateinisch die Worte: „In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, du treuer Gott“; und nachdem er einige Male auf und ab gegangen, legte er sich wieder auf das Ruhebett. Der Druck auf der Brust ließ nicht mehr nach. Zu den Anwesenden kamen jetzt Cölius und Aurifaber, der Hauswirth und dessen Frau, Graf Albrecht und seine Frau, die beiden Ärzte der Stadt, später auch noch ein Graf von Schwarzburg und seine Frau. Graf Albrechts Gemahlin hatte allerlei stärkende Mittel mitgebracht; man rieb den Kranken wieder mit warmen Tüchern; aber es wollte nichts mehr anschlagen. Zwar stellte sich ein Schweiß ein, und die Freunde sprachen schon ihre Freude aus; Luther aber sprach: „Es ist ein kalter, todter Schweiß; ich werde meinen Geist aufgeben, denn die Krankheit mehrt sich.“ Darauf begann er zu beten: „O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen liebsten Sohn offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt habe, den ich geliebt und gelobt habe, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelchen befohlen sein. O himmlischer

Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleiben und aus deinen Händen mich niemand reißen kann.“ Ferner sprach er den Spruch Joh. 3, 16.: „Also hat Gott die Welt geliebet u. s. w.“ Als Cölius ihm noch einen Löffel Arznei anbot, nahm er sie, sprach aber gleich darauf: „Ich fahr dahin; meinen Geist werd ich aufgeben;“ dann dreimal schnell nach einander die Worte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, du treuer Gott.“ Darauf wurde er still, rührte sich auch nicht, als man ihn rieb und ihm den Puls wusch. Als aber Jonas und Cölius ihm laut die Worte ins Ohr riefen: „Reverende pater (Ehrwürdiger Vater), wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt, beständig bleiben?“ antwortete er mit einem deutlich vernehmbaren „Ja“. Darauf wandte er sich auf die rechte Seite und schlief. Nach einer Viertelstunde aber erblaßte das Angesicht; die Nase und die Füße wurden kalt, und mit einem tiefen sanften Athemzug gab er seinen Geist in die Hände des Vaters, welchem er ihn befohlen hatte.

Das war am Donnerstag, dem 18. Februar, zwischen zwei und drei Uhr des Morgens.



Schnell verbreitete sich die Kunde von Doctor Luthers Abscheiden. Hunderte hohen und niederen Standes kamen, um den großen Todten zu schauen, den man bald, nachdem er entschlafen war, in weiße Leinwand gekleidet und in einen zinnernen Sarg gebettet hatte. Nachdem schon am ersten Vormittag ein Maler aus der Stadt, am nächsten Tag der Maler Fortenagel aus Halle die theure Leiche abgebildet hatte, wurde sie des Nachmittags feierlich in die Andreaskirche gebracht. Dort hielt Jonas eine Leichenpredigt, am nächsten Morgen Cölius eine zweite, und nach derselben geleiteten die Grafen und die Gräfinnen von Mansfeld und ihre Gäste, darunter ein Fürst von Anhalt, der Magistrat, die Schulen und die Bürgerschaft

die Leiche an das Stadtthor; zwei Grafensöhne mit einem Geleite von etwa 50 Reitern führten sie nach Halle. Wo der Zug durch kam, strömten von nah und fern Männer, Weiber und Kinder in großer Zahl herzu. In Halle wurde die Leiche unter Glockengeläute von der Geistlichkeit, dem Magistrat, den Schulen und der Bürgerschaft mit lautem Weinen und zitternden Gesängen eingeholt und in die Liebfrauenkirche ge-



Luther im Sarg, nach einem alten Bild, wohl von Cranach nach einem der beiden in Eisleben genommenen Abbilder.

bracht. Ein Bild, das nach einem hier genommenen Abdruck des Gesichts in Wachs hergestellt wurde, wird noch in der Bibliothek jener Kirche aufbewahrt.

Nach Wittenberg hatte ein Eilbote des Kurfürsten am 19. die Trauerkunde gebracht, und Melanchthon hatte dieselbe den Studenten in einem öffentlichen Anschlag mitgetheilt. Der betrübten Wittwe sandte auf des Dr. Jonas Bitte der Kurfürst selber einen Trostbrief, worin es hieß: „Wir zweifeln nicht, Ihr werdet nunmehr erfahren haben, daß der ehrwürdige und

hochgelahrte unser lieber, andächtiger Dr. Martin Luther seligen Gedächtnis, Euer Hauswirth, sein Leben am letzten Dienstag früh zwischen 2 und 3 Uhren christlich und wohl mit göttlichen der heiligen Schrift Sprüchen beschlossen hat."

Erst am 22. kam die Leiche am Elsterthor zu Wittenberg, also nahe bei dem Lutherhause in die Stadt. Man führte sie sogleich in die Schloßkirche, wo sie nach Anordnung des Kurfürsten ihre Ruhestätte finden sollte. „Vor der Leich," sagt ein alter Bericht, „sind geritten die Verordneten des Kurfürsten zu Sachsen und zween junge Grafen und Herrn zu Mansfeld, ohngefährlich in die 65 Pferde. Und nächst dem Wagen, darauf die Leich gefahren, ist sein ehelich Gemahl, die Frau Doctorin Katharin Lutherin, samt etlichen Matronen und die Tochter Margaretha auf einem Wäglein hinnach geführt. Darnach sind seine drei Söhne, Johannes, Martinus, Paulus Luther, Jakob Luther, Bürger zu Mansfeld, sein Bruder Görg und Kyriak Kaufmann, seiner Schwester Söhne, auch Bürger zu Mansfeld, und andere der Freundschaft gefolget." Ihnen schlossen sich an die Professoren und Studenten der Universität, der Rath und die Bürgerschaft zu Wittenberg unter lautem Weinen und Klagen.

Während des Trauergottesdienstes predigte Bugenhagen über 1. Thess. 4, 13. 14., und Melanchthon hielt die lateinische Rede als Vertreter der Universität.

Dann wurde die Leiche in der Nähe der Kanzel in das Grab gesenkt, in welchem nun der edle Staub des Reformators von Gottes Gnaden dem großen Tag der fröhlichen, seligen Auferstehung entgegenschlummert.

